

JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN GERMANISTIK

2021

JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN GERMANISTIK

2021

Herausgegeben von
Kálmán Kovács

Gesellschaft ungarischer Germanisten
Budapest
2022

JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2021

Herausgeber
Kálmán Kovács

Leitender Redakteur
Máté Tóth

Technische Redaktion
Marianna Feketéné Balogh

Sprachwissenschaft
Roberta Rada
Petra Szatmári

Literaturwissenschaft
Zsuzsa Bognár
Karl Katschthaler
Csilla Mihály
Michael Weitz

Deutsch als Fremdsprache
Gabriella Perge

Wissenschaftlicher Beirat

Sabine Dengscherz (Wien)	Rolf Koeppel (Heidelberg)
Peter Ernst (Wien)	András Masát (Budapest)
Csaba Földes (Erfurt)	Paul Rössler (Regensburg)
Andrea Geier (Trier)	Klaus Schenk (Dortmund)
Elke Hentschel (Bern)	Artur Tworek (Wrocław)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)	

Anschrift der Redaktion

Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. Máté Tóth
Debreceni Egyetem Bölcsészettudományi Kar
Germanisztikai Intézet
H-4032 Debrecen, Egyetem tér 1.

Herausgegeben von der
Gesellschaft ungarischer Germanisten
1088 Budapest, Rákóczi út 5.

Alle Rechte vorbehalten
Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verbreitet werden.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser

Budapest 2022

ISSN 2677-1195 (ONLINE)
ISSN-L 2677-1195
<http://jug.hu>

INHALT

Literaturwissenschaft	6
András Masát (Budapest): Provokation und Diskursangebot in Norwegen: Das Reisebuch eines „Hauptstädters“ in der „Volkssprache“	7
Edit Király (Budapest): Die Donau und ihre Biographien	22
Henriett Lindner (Budapest): Rezeption der Goethezeit in der frühen psychoanalytischen Theoriebildung am Beispiel einiger Literaturanalysen in der Zeitschrift „Imago“	48
Fábián Vörös (Budapest): Der Landschaftsbegriff des Worpsswede-Vorwortes und der frühen Schriften Rilkes	63
Lehel Sata (Debrecen): ‚Unterhaltsame Fabeln‘. Sprachliche Insinuationen von Wirklichkeit in Texten der Wiener Gruppe	80
Erika Hammer (Pécs): „Welche Heimat?“ Transitorische Positionen und Figurationen von Gastlichkeit in der Literatur der Ungarndeutschen: Robert Beckers „Losezeitlose“ und Robert Baloghs „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“	101
Miszellen	117
Magdolna Orosz (Budapest): Grenzgänger zwischen Sprachen und Kulturen: Andreas Latzko (1876–1943)	118
Péter György Csobó (Nyíregyháza): Diversifizierte Musikästhetik. Über Karl Katschthalers neuestes Buch	123
Rezensionen	135
Detlef Haberland (Hg.): Der Orientreisende Ulrich Jasper Seetzen und die Wissen- schaften. Oldenburg: Isensee Verlag, 2019 (= Schriften der Landesbibliothek Oldenburg, 69) (Orsolya Tamássy-Lénárt, Budapest)	136
Krisztián Majoros: Die Zelle im Trichter. Eine korpusbasierte Methode der Metaphernsuche. Berlin: Peter Lang, 2018 (Gyopárka László-Sárközi, Debrecen) ..	140
Alexandra N. Lenz/Philipp Stöckle (Hg.): Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2021 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 181) (Krisztina Kemény-Gombkötő, Pécs) ...	145
Magdolna Orosz: Textwelten – Weltentwürfe. Österreichische Literatur in Wendezeiten. Wien: Praesens Verlag, 2021 (Gyula Tóth, Szeged)	149
Eszter Pabis: Migration erzählen. Studien zur „Chamisso-Literatur“ deutsch-ungarischer Autorinnen der Gegenwart. Göttingen: Unipress, 2020 (Erika Hammer, Pécs)	152

Jasmin Pfeiffer: Materialitäten, Objekte, Räume. Fiktionen als sinnliche Erfahrungen. Paderborn: Brill/Wilhelm Fink, 2021 (Nikoleta Perić, Debrecen).....	155
Jahresberichte der Institute und Doktorandenprogramme	158
Eötvös-Loránd-Universität Budapest (ELTE)	159
Károly-Eszterházy-Universität Eger (EKKE).....	167
Katholische Péter-Pázmány-Universität Piliscsaba (PPKE).....	168
Pannonische Universität Veszprém (PE)	170
Universität Debrecen (DE).....	171
Universität Miskolc (ME)	177
Universität Pécs (PTE).....	178
Universität Szeged (SZTE)	180
Jahresbibliographie	186
Autoren	214

Provokation und Diskursangebot in Norwegen: Das Reisebuch eines „Hauptstädters“ in der „Volkssprache“¹

András Masát (Budapest)

Zum Hintergrund: Nationenbildung, Sprache und Literatur

Als Folge der Napoleonischen Kriege wird Norwegen 1814, nach ca. 400 Jahren von Dänemark abgetrennt und in eine Union mit Schweden gezwungen, allerdings mit größerer Selbständigkeit als bisher. 1814 steht demzufolge ein junger und in manchen Beziehungen „künstlich“ geschaffener – für eine kurze Zeit, bis zur praktischen Vollstreckung der aufgezwungenen Union mit Schweden sogar ein völlig souveräner – Staat vor einer historischen Herausforderung und gleichzeitig der einmaligen Möglichkeit, in einem vorgegebenen Staatsgebilde seine nationale Identität für die Bevölkerung auf dem eigenen Territorium und für die Außenwelt zu „erfinden“ bzw. zu (re)konstruieren. Diese besondere Situation wird im kulturellen Selbstverständnis durch die Sprachenfrage noch komplizierter: Kann und soll die nationale (Schrift-)Sprache einfach „dänisch“ bleiben, so wie sie es seit ca. 400 Jahren war? Die unterschiedlichen Antworten signalisieren nicht nur die Grunddilemmas der nationalen Literaturproduktion, mit einer „fremd“ gewordenen Schriftsprache, sondern auch die Schwierigkeiten einer Abgrenzung von einer langjährigen kulturellen Gemeinschaft ebenso wie die begründeten Bestrebungen nach kultureller Souveränität.

Sehr vereinfacht lässt sich die Sprachenfrage und damit die Frage der Sprache einer erwünschten Nationalliteratur folgendermaßen beschreiben: Die zentrale Gruppe der Elite betrachtet das „Dänische“ weiterhin auch als das Norwegische und sieht darin die Garantie für die Aufrechterhaltung der engen ideell-kulturellen Verbindung mit den europäischen Traditionen und Impulsen, letztendlich für eine bürgerliche Entwicklung des Landes. Die andere Gruppe hält eine „nationale“ Sprache unerlässlich für die eigenständige kulturelle Entwicklung hält und trieb die Idee einer auf mündlichen, dialektalen Überlieferungen basierten „nationalen“ Schriftsprache voran. Sie wurde von Ivar Aasen (1813–1896) stufenweise ab den 1840-er Jahren auch praktisch ermöglicht, indem er aufgrund des Altnorwegischen und der einzelnen norwegischen Dialekte eine „nationale“ Sprache *rekonstruierte* bzw. *konstruierte* und eine Grammatik sowie eine Wortsammlung (Aasen 1848, und 1850) veröffentlichte. Die Verfechter der jeweiligen Sprachauffassungen – und damit zugleich Strategen (und „influencer“) der Nationenbildung – versuchen die Tragfähigkeit ihrer Ideen und Vorstellungen vor allem in der *literarischen Praxis* unter Beweis zu stellen. Daher werden Literatur und Literaturkritik um die Mitte des 19. Jahrhunderts *zentrale Austragungsorte des Sprachenstreits und grundlegende Debatten hinsichtlich der nationalen Identität, letztendlich des Nationenbildes*.

¹ Der vorliegende Text ist ein noch unveröffentlichtes (gekürztes und leicht verändertes) Kapitel meines beim Peter Lang Verlag in Vorbereitung befindlichen Buches *Nationenbildung und Literatur. Über Prosaformen in der norwegischen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert*. A. M.

Während der Gebrauch der dialektalen „Volkssprache“ (später als „nynorsk“ bezeichnet) in der Lyrik schon früh akzeptiert wurde, war das in der Prosa nicht der Fall, denn die als „national“ erachtete Sprache bot vorerst nur eingeschränkte Ausdrucksmöglichkeiten. Mit dem Sprachsoziologen Basil Bernstein ließe sich von einem „*restringierten Code*“ sprechen (Bernstein 1972:/1974: passim). Die einfachere Syntax der „Bauernsprache“ oder „Volkssprache“ erwies sich z. B. für die meisten Vertreter der Kulturszene als zu einfache, der angestrebten modernen Gesellschaft und deren bürgerlich geprägtem öffentlichem Leben nicht adäquate Ausdrucksmöglichkeit; der konkrete, an Landarbeit und Natur gebundene, oft archaisch wirkende Wortschatz gab wenig Raum für Abstraktion und für differenzierte Ausdrucksformen.

Vor diesem – stark vereinfacht umrissenen – Hintergrund erscheint 1861 ein Reisebuch von Aasmund Olavsson Vinje (1818–1870), einem Journalisten und Verfechter der „Volkssprache“, mit dem Titel „*Ferdaminni fraa Sumaren 1860*“ (Reiseerinnerung aus dem Sommer 1860). Dieses Reisebuch als das erste größere Prosawerk² in der „Volkssprache“ wird im Folgenden auf seine ästhetisch-sprachliche Bedeutung hin näher untersucht, wobei gleichfalls sein Stellenwert auf dem Weg zu einer Nationalliteratur mit zwei Sprachvarianten beleuchtet wird.

Reisebeschreibungen, die dänische Tradition und der norwegische Kontext

Reisebeschreibungen in der entstehenden Nationalliteratur können auf mehrere Traditionslinien zurückgeführt werden. Reisebeschreibungen von Ausländern über Norwegen sind zwar bekannt, gehören aber nicht zu der Traditionslinie, die für Vinjes Reisebuch zu berücksichtigen ist.³ Relevant ist jedoch der Einfluss international berühmter Werke, wie von Byrons „*Childe Harold's Pilgrimage*“ (1812–1818) und Heines „*Die Harzreise*“ (in: *Reisebilder* 1. Teil, 1826) oder vielmehr „*Deutschland. Ein Wintermärchen*“ (in: „*Neue Gedichte*“, 1844). Die Verfasser sind Vinje nicht nur bekannt, sondern sie gelten auch als seine Lieblingsautoren. Überdies ist die von ihnen praktizierte romantische Ironie wird in Vinjes Weltbild bzw. in seiner kritisch-sarkastischen Prosa als grundlegendes Element wiederzufinden.

Reisebeschreibungen wurden im 19. Jahrhundert zweifelsohne auch im Norden als eine neue Art der Unterhaltungsliteratur populär. Der größte Reisebuch-Autor im Norden ist Andersen: Im Andersen-Archiv sind als Reisebücher von ihm 25 (!) Titel aufgezählt, darunter fünf als die „großen“, die anderen sind allerdings entweder vom Umfang oder vom Inhalt her nicht voll als solche anzusehen. Er beginnt seine schriftstellerische Laufbahn indes mit der satirischen Reisebeschreibung „*Fodreise fra Holmens Canal til Østpynten af Amager i Aarene 1828 og 1829*“ (1829, Fußreise von Holmens Kanal bis zur Ostspitze von Amager).⁴ Andersen steht in einer

² Ivar Aasen veröffentlichte schon 1853 seine Textsammlung („*Prøver af Landsmaalet i Norge*“), die verschiedene Textproben im Dialekt enthält, aber eher folkloristisch als belletristisch angelegt war.

³ Erwähnenswert ist trotzdem ein damals populäres Buch von Mary Wollstonecraft „*Letters Written in Sweden, Norway, and Denmark*“ (1796), nicht zuletzt wegen der Verknüpfung von konkreten Reisebeschreibungen und den Briefen, die die Autorin an ihren Freund Imlay während ihrer drei Monate langen Reise (nach zwei Selbstmordversuchen) geschickt hat. Aus norwegischer Sicht waren die zwei Bände von Leopold von Buch: „*Reise durch Norwegen und Lappland*“ (1810) wahrscheinlich aktueller. Vinje kennt die Reisebeschreibung des deutschen Geologen und zitiert ihn sogar. Das Reisebuch des Engländers William Bilton „*Two Summers in Norway*“ (London 1840) war in Norwegen ebenfalls bekannt.

⁴ Es ist ein Nachspaziergang durch Kopenhagens Straßen in der Silvesternacht (darum „1828–1829“). Darin setzt er sich mit den großangelegten Reisebeschreibungen satirisch-ironisch auseinander und dekonstruiert, eigentlich diese in Form von Travestie und Satire.

Reihe, die sich im Norden etwa seit Linné, mit Jacob Wallenberg und Carl August Ehrenswärd im 18. Jahrhundert und Jens Baggesen Anfang des 19. Jahrhunderts abzeichnet und von Atterbom (bzw. dem weniger bekannten K. A. Nicander) mit einem unterschiedlichen poetischen Programm fortgesetzt wird. Das direkt über Noewegen und in Versen verfasste Reisebuch des älteren großen Dänen Oehlenschläger unter dem Titel „Norgesreisen. En Digtekrands“ (Die Norwegen-Reise. Ein Dichterkranz, 1834), übt indessen kaum einen erkennbaren Einfluss auf Vinje aus. Weder Andersens noch Oehlenschlägers Poetik steht Vinje nahe. Aus der nordischen älteren Traditionslinie ist dagegen Ludvig Holberg (1684–1754) zu nennen, auf den sich Vinje oft bezieht. Nicht seine historische Abhandlung „Dannemarks og Norges Beskrivelse“ (1729), sondern der satirisch-utopistisch-dystopische Roman „Niels Klims underjordiske Rejse“ (Niels Klims unterirdische Reise, 1742 aus dem Lateinischen ins Dänische und ins Deutsche übersetzt), dt.: Niels Klims unterirdische Reise) und vor allem Holbergs doppelbödige Komödien aus den 1720er Jahren mögen als nordischer Hintergrund für Vinjes sarkastisch-parodistische Sichtweise bei der Entstehung des Reisebuches gedient haben.

In den zeitgenössischen Reisebeschreibungen von norwegischen Verfassern ging es nicht so sehr um ausländische Reisen und ferne Gegenden: Im Zuge der Nationenbildung sollte das heimische Bürgertum in erster Linie das eigene Land mit seiner ruralen Kultur und seinen Naturschönheiten entdecken und kennenlernen. Dabei mischen sich von vornherein Sachprosa und persönlicher Stil in objektiv/beschreibenden und subjektiv/emotionell erfassten Momenten. Es entstehen Schriften über Reisen im Lande sowohl in literarisch als auch wissenschaftlich gestalteten Texten.

Reiseberichte als Sachprosa

In der entstehenden *Sachprosa* soziologischer und ethnographischer Ausrichtung wird die Reise, d. h. der „Besuch“ der unbekannteren Gegend und der Bevölkerung im eigenen Lande zu einer wahren wissenschaftlich geprägten Entdeckungsreise, um Erlebtes und Erfahrenes möglichst objektiv und dokumentarisch festzuhalten und darzulegen. Von der damals neuartigen *soziologischen Sachprosa* war Eilert Sundts: „Beretning om Fante-eller Landstrygerfolket i Norge“ (1850, Bericht über das Zigeuner- und Landstreichervolk in Norwegen) Vinje bekannt, so, wie wahrscheinlich auch seine soziologischen Studien in der Zeitschrift „Folkevennen“, dessen Redakteur Sundt 1857–1866 war. Eilert Sundts „antiromantische“, nüchterne Beschreibung des vorgefundenen Elends auf dem Lande war nicht nur aufsehenerregend sondern wirkte in mancher Hinsicht auch schockierend auf die „nationale“ Öffentlichkeit, nicht zuletzt mit ihrer Thematik und Sichtweise, die den *idealisierenden Zügen der Nationenfindung – vor allem in der Literatur, besonders in den sog. Genrebildern („folkelivsskildring“)* – markant entgegenwirkten und auf diese Weise Vinjes Erzählerstandpunkt in seinem Reisebuch „Ferdaminni“ beeinflusst haben konnten.

Der „Besuch“ als fortwährendes Grundelement der narrativen Struktur

Die Reise bzw. der „Besuch“ bildeten sehr oft den Rahmen in den zeitgenössischen vorherrschenden Prosaformen, bei den sog. Genrebildern, aber auch bei der schriftlichen Vermittlung der Sagen. Dort erwies sich der *Besuch* (nämlich der des Bürgers beim „Volke“) als Erzählrahmen und diente als rhetorisch-strukturelle und thematische Einführung in eine „andere“ Kultur, in eine andere Sprache, in eine andere soziale Welt und Denkweise und nicht zuletzt in eine (andere) Natur, die der Städtebewohner kaum oder gar nicht kannte: *das „Fremde“ im „Eigenen“*. In der Reisebeschreibung (-erinnerung) von Vinje werden der Akt und der Verlauf des Besuchs – d. h. des früheren „Rahmens“ – zum Grundelement in der Erzählstruktur und damit die Reise selbst zum zentralen Erzählstoff erhoben. Im Allgemeinen wird diese Textform als zwischen Essayistik und Journalismus verstanden, aber sie kann natürlich viel von literarischen Prosaformen absorbieren: Traditionen der topographischen Literatur – eine seit dem ersten Nationaldichter, Peter Dass lebendige Traditionslinie – können dabei ebenso reaktiviert und erneuert werden, wie Elemente des Pikaresk- oder des Bildungsromans. Diese ergeben ein Textgewebe, das bis zu einem gewissen Grad an alle bisherigen Prosaformen in der selbständigen norwegischen Literatur erinnert, so an die sog. „Aufklärungsschriften“ und an Brief- oder Tagebuchformen, mit Einlagen einer Anekdote oder Keimstrukturen einer Novelle, oder an die erwähnten Genrebilder. Alle diese Erzähltechniken können auf dem flexiblen Gerüst der Reisebeschreibung absorbiert und benutzt werden.

Die ausgesprochen *literarisch orientierte Richtung der Reisebeschreibungen* zeitgenössischer norwegischer Verfasser waren Vinje sicher bekannt, wie z. B. Simon Olaus Wolffs „Brudstykke af en Tellemarks-Vandring“ (1822) oder „Hardangerne“ (1822). P. J. Collett, der Förderer und zentrale Kritiker der entstehenden Nationalliteratur schreibt „Billeder fra Christiania“ 1839, die allerdings eher als dilettantische Schriften aufgenommen wurden im Gegensatz zu seiner „Breve fra Rom“, welche 1851 in der von P. Chr. Asbjørnsen redigierten Zeitschrift „Ydale“ erschienen. Diese Briefe mit einer fiktiven Adressatin namens Marie lassen literarisch geformte Versuche erkennen, die kulturellen und sozialen Erfahrungen des Briefschreibers in Rom zu artikulieren.

Eine bezeichnende Thematik stellt Andreas Munchs Erzählung „Borgruinen“ (Burgruine), mit dem Untertitel „Reiseeventyr“ (1844, Reisemärchen) dar: Im Reiseerlebnis eines Norwegers im Ausland wird ein „nationales“ Thema angeschnitten. Die Geschichte spielt zwar in der Burgruine von Töplitz, in Böhmen, beschäftigt aber sich mit dem Ansehen und der Stellung Norwegens in Deutschland. Der Verfasser stellt fest, dass man in Deutschland entweder „totales Unwissen“ über die norwegischen Verhältnisse oder ein „Schwärmen für den hohen, romantischen freiheitsatmenden Norden“⁵ vorfindet. Er sieht deutlich diese Gefahr in dem Genre

⁵ „Men denne Opfatning af vore forholde er ikke usædvanlig i Tydskland, hvor man enten træffer total Uvidenhed i denne Materie, eller ogsaa, især hos mere exaltere Hoveder, en Slags mystisk og taaget Sværmen for det 'det høie, romantiske, frihedsaandende Norden', frembragt for en Deel ved Steffens' hule Romaner og ved nyere Reisebeskrivelseres Overdrivelsler, der føre Beundringen for vore store Naturscener over paa Folk og Forfatning, og skildre som et afsluttet og færdigt Eldorado, hvad der endnu kjæmper i den haardeste Udviklingsperiode“ (Aber diese Auffassung über unsere Verhältnisse ist in Deutschland nicht ungewöhnlich, wo man entweder totales Unwissen in dieser Materie vorfindet, oder, besonders bei mehr exaltierten Köpfen, eine Art Mystik und ein nebelhaftes Schwärmen für ‚den hohen, romantischen, freiheitsatmenden Norden‘, diese sind geschaffen zu einem Teil durch Steffens leere Romane und Übertreibungen neuerer Reisebeschreibungen, die die Bewunderung unserer großen Naturszenen auf die Menschen und deren innere

„Reiseeventyr“ und ist sichtlich bemüht, einer romantisierenden Haltung entgegenzuwirken und ein realistisches Landesimage von Norwegen zu vermitteln. Aber schon der Titel, mit dem zentralromantischen, internationalen Motiv der Burgruine verrät, dass die von romantischen Kulissen geprägte Fabel mit den übernommenen Klischees einer solchen Bestrebung entgegenwirken; nicht ohne Grund bezeichnet Paasche in seiner Literaturgeschichte Munch als „Mondscheinpoet“. (Paasche 1959: 441).

Vinjes Reisebuch, bzw. Reiseerinnerung signalisiert zum Teil eine *dekonstruierende* Haltung diesen Traditionslinien gegenüber. Sich auf Holberg, Byron und Heine stützend, will er der norwegischen Öffentlichkeit ein modernes, persönliches und weit über seine Zeit hinausweisendes „Reisebuch“ anbieten.

Vinjes Reisebuch als Artikulation einer doppelbödigen literarischen Öffentlichkeit; Sprachgebrauch und die „Doppelsicht“ („tvesyn“) als multipolarer Erzählerstandpunkt

Vor dem Hintergrund dieser angedeuteten Tradition und des literarischen Kontextes entsteht mit A. O. Vinjes „Ferdaminni fraa Sumaren 1860“ eine neuartige, in mancher Hinsicht bezüglich der Traditionen dekonstruktive Reisebuch-Form in Norwegen. In diesem von der norwegischen Literaturgeschichtsschreibung immer mehr beachteten Werk beschreibt der Journalist, Dichter und Redakteur Vinje eine Reise, die er – meist zu Fuss – anlässlich der Krönung von Carl XV. (d. h. zu Carl IV. als norwegischem König), von der Hauptstadt (damals noch Christiania) nach Trondheim (der dortige Dom war der Krönungsort für Norwegen) zurücklegte. Mit seiner „Ferdaminni“ zeigt er eine bisher nicht praktizierte thematische Vielfalt und sprachliche Möglichkeiten auf, die unentdeckte Freiräume für die nationale Prosa eröffnen. Inhaltlich sichtbar wird das an der umfangreichen Thematik: Von Ackerbau, Hauswartung, Denkmalschutz bis hin zur ökologisch nachhaltigen Waldwirtschaft, von Frauenfragen und politischen aktuellen Fragen bis zu Zitaten und Hinweisen auf die antike und die zeitgenössische Literatur werden Themen angesprochen und erörtert. Die ungewöhnlich breite Themenwahl erscheint in ebenso weitgefächerten Textvariationen, von der Aufklärungsschrift über Essayistik bis hin zu gängigen literarischen Formen, wie Genrebild, Anekdote, Novelle u. Ä. In den dominierenden Prosatexten erscheinen oft Gedichte als subjektive lyrische und bis heute populäre Einlagen. Diesem vielfältigen Reisebericht verleiht der durchgehende subjektive Stil mit einer Ich-Person als Erzähler, Berichterstatter, Philosoph, Gesellschaftskritiker, Reformator, Volkstribun usw. eine einheitliche Prägung, wenn auch sich darin deutlich zwei Tendenzen abzeichnen: Neben den den belletristischen Formen nahestehenden konkreten Reise-schilderungen machen den überwiegenden Teil des Werkes solche Prosatexte aus, welche Züge einer Essayistik und journalistischer Textgestaltung tragen. Die argumentative, kritische, essayistische Erzählweise kann aber in lyrischen Zeilen ebenso wie in ironisch-parodistischen oder eben philosophisch angelegten Bemerkungen oder in konkreten Ratschlägen über die heimische Agrarkultur oder den Denkmalschutz ausklingen. Dieses reiche und flexible Konglomerat von Textformen nährt sich aus Erzählerpositionen, die verschiedene, oft kontroversielle Standpunkte bei der Behandlung des gleichen Themas erkennen lassen. Vinje selbst nennt diese

Verfassung übertragen und diese als ein abgeschlossenes und fertiges Eldorado schildern, welches noch in der härtesten Entwicklungsperiode kämpft.) In: Munch 1890: 116.

vielseitige, weil gleichzeitig von mehreren Blickwinkeln und Erzählerstandpunkten ausgehende Behandlung eines Themas „tvesyn“/„dobbelsyn“ (Doppelsicht) und daher wird er auch im norwegischen literaturhistorischen Kanon oft als der Dichter mit einer doppelten Sichtweise bezeichnet. Diese Doppelsicht kann unserer Auffassung nach eher als eine *multipolare, intellektuell variable Erwägung des Erfahrenen und Gesehenen* bezeichnet werden: (Selbst)Ironie und Sarkasmus ertönen parallel zur Poetisierung des Erlebten mit lyrischen Einlagen und die so entstandenen heterogenen, widerspruchsvollen, kaum kompatiblen Erzählerstandpunkte erzeugen innerhalb des Reisebuches verschiedenartige, im Allgemeinen ironisch und selbstironisch beschreibende narrative Strukturen.

Das größte Novum dieser Reiseerinnerung bedeutet aber *der außergewöhnliche Sprachgebrauch*. Der multipolare kritische Blickwinkel und die (Selbst)Ironie werden nämlich in der „Volkssprache“ zum Ausdruck gebracht und gerade diese außerordentliche – für die Öffentlichkeit provozierende – Verbindung von intellektuellem Witz und dialektaler Ausdrucksweise öffnet Raum für einen nationalen *Diskurs auf breiter Basis*.

Sprachgebrauch als Provokation: „Volkssprache“ im ideologischen Kontext der „Schriftsprache“

Der Erzähler gibt sich als Hauptstädter und Stadtmensch zu erkennen, aber seine Sprache ist die des „Landes“, mit und trotz all ihrer (noch) mangelnden Kompetenz gerade in der schriftlichen Form. Seit 1858 folgt der hauptstädtische Journalist, der dem Bauerntum entstammt, der von Aasen vorgeschlagenen und aus Dialekten (re)konstruierten „norwegischen“ Sprachvariante, nämlich der sog. „Landessprache“ (landsmål), „Volkssprache“ („folkesprog“), d. h. dem späteren „Nynorsk“. Nun erscheint seine zweibändige „Reiseerinnerung“ (eigentlich als Sonderausgabe seiner Zeitschrift „Dølen“) mit *einer breitgefächerten Thematik und doppelbödigen (Erzähler)Standpunkten*, die bisher der Kulturöffentlichkeit des Bürgertums vorenthalten waren: die große Themenvielfalt beinhaltet neben üblichen – „opplysningsskrift“ (Aufklärungsschriften) – mit lehrreichen Parabelgeschichten und konkreten Vorschlägen für Ackerbau und Haushalt, aktuelle politische Themen und Diskussionen sowie Kritik an einzelnen Vertretern des Großbauertums im Storting, dem norwegischen Parlament. All das führt er aber in einem Sprachgewand der (mündlichen) Dialekte des Bauertums aus, was in der Schriftkultur des damaligen Norwegen alles andere als gewöhnlich war. Im Gegenteil: Wie darauf bereits oben hingewiesen wurde, blieb die Schriftsprache trotz der ersten nationalromantischen Begeisterungswellen noch lange die „dänisch-norwegische“ (riksmål/bokmål) – auch in der Literatur: Asbjørnsens und Moes Märchensammlungen (1842–1844) waren zwar ein elementarer Beitrag zur Akzeptanz der „volksverbundenen“ (s. „folkelig“) Sprachvarianten (ebenso wie Aasens vorsichtige literarische Einsätze), aber ihr Durchbruch in der Literatur erfolgte sehr langsam⁶ – teils aus rein sprachlich-praktischen Gründen (die von Aasen angebotene Schriftsprache erwies sich in der schriftstellerischen Praxis für zusammengesetzte rhetorische Strukturen zunächst nicht tragfähig genug, s. oben) und teils aus ästhetisch-ideologischen Gründen (das Bürgertum will die bewährte, modernere, flexible und traditionelle Schriftsprache der bürgerlichen Kultur

⁶ Erst wesentlich später, in A. Garborgs Lebenswerk, sowie in J. Lies Novellen und dann in O. Duuns Roman-schaffen wird diese Literatur eine ebenbürtige Position aufzeigen können.

nicht aufgeben). In Vinjes Reisebuch werden Themen des Bürgertums nun im „Bauerndialekt“ besprochen; vereinfacht gesagt: *bürgerlich-liberale Ideen* – und dabei auch eine klare Kritik des Großbauerntums – *werden in der konkret-gegenständlichen Sprache der Bauern entfaltet und erörtert!* Eine ungewöhnliche, bisher unbekannte Erzähl- und Lesersituation. Der Verfasser bezeichnet sich ja als Hauptstädter, der die gepriesene Doppelsicht dort und bei „besserem Gebirgsvolk“ vorfinden will und seine Sicht ist in der Tat die des Bildungsbürgertums. Es erscheint also eine vom Inhalt her verblüffend komplexe, sarkastisch-parodistische gestaltete, moderne *bürgerliche* „Reiseerinnerung“ aus Anlass eines nationalen Ereignisses – aber in der „*Bauernsprache*“! Ein bisher nie erfahrenes Phänomen, für die zeitgenössische Öffentlichkeit einem *Paradox* ähnlich, denn bisher geschah das höchstens umgekehrt, als sich Aasen und auch Vinje selbst in der „dänischen“ Schriftsprache für Kultur und Sprache der Bauern und für eine nationale, bauerndemokratische sprachliche Öffentlichkeit einsetzten.

In seiner Reiseerinnerung behauptet Vinje an manchen Stellen, dass er – nicht zuletzt wegen seines Einsatzes für die Sprache des „Landes“ – dem Bauerntum angehört. Er tritt folglich einmal als Hauptstädter, einmal als Bauer auf und in der Tat: Bei der thematischen Behandlung der aufgewiesenen Probleme argumentiert er meistens aus der Sicht des Reformbürgers und vermittelt durch seinen Sprachgebrauch und die dem innewohnenden ruralen Codes Denkweisen und Ansichten der bäuerlichen Bevölkerung. So verkündet er Ideen zur Modernisierung des Landes und ist zugleich auch Verteidiger der alten, traditionell nationalen Werte wie u.a. die Sprache der Bauern, ihre Sitten oder ein altes Bauernhaus. Inmitten des sprachpolitischen Streites, eines der zentralen Dilemmas der Nationenbildung, *provoziert* er einerseits das bürgerliche „Dänisch/bokmål-Lager durch seinen Sprachgebrauch, und andererseits auch die „norwegisch“, d. h. in Dialekten sprechende, bäuerliche Bevölkerung (den genuinen Träger der erwünschten Volkssprache) durch seine kritische Haltung zu dysfunktional gewordenen alten Bauernsitten, zur Engstirnigkeit der Großbauern und zur veralteten Bodenwirtschaft. Vinje will nun im „nationalen“ Sprachgewand das Programm der Verbürgerlichung vorantreiben und der Sprachgebrauch sollte dazu natürlich auch ein Mittel sein, die andere Seite, die *bäuerliche Sicht und Denkweise emanzipiert und genauso markant erkennen* zu lassen.

Die ungewöhnliche Diskrepanz zwischen sprachlicher Ausdrucksweise und den „bürgerlichen“ Aussagen konstruiert gleichzeitig einen sprachlich verankerten Erzählerstandpunkt, der die Ansichten in der *durchgehenden „Doppelsicht“⁷ auch sprachlich erblicken und erwägen lässt*. So entstehen ambivalente, bi- und multipolare Erzählsituationen, welche die Grundlage (oder den Rahmen) für ironisch-sarkastisch-parodistischen Textstellen, die(se) meist auffallenden Merkmale der Vinjeschen Prosa, bilden können. Mit seiner kritisch-ironischen „Doppelsicht“ *endet nun auch die Phase der automatischen Übereinstimmung zwischen Sprache und Ideologie*.

Das bedeutet aber zugleich, dass Vinje eigentlich einen Weg erkennen lässt, welcher nicht nur zur Akzeptanz und zum gleichberechtigten Status der „Bauernsprache“ führen könnte: Die satirisch-ironische, manchmal leidenschaftliche Kritik mit ihrem thematischen und sprachlichen Stoff in beide Richtungen bildet ebenfalls ein *Diskursangebot* ab. *Dieses Angebot will das ganze Land, als eine einheitliche Nation, als Gemeinschaft ansprechen und erfassen*, um sie zu

⁷ Diese sieht Vinje sogar als eine nationale Tugend an und beruft sich dabei auf Holberg und Wessels Texte sowie diese Traditionslinie (Vinje 1969: 115).

allseitigen Modernisierungsprozessen zu bewegen. Eine unterlegene Lage will er dabei nicht hinnehmen, eine solche halbwertige Ausgangsposition soll *mit (und trotz)* seiner Sprache aufgehoben werden.

Wie weit war dieses Vorhaben bei der Entwicklungsstufe der schriftlichen „Volkssprache“ überhaupt möglich? Ein Teil der Antwort liegt sicher darin, dass gerade die *flexible Textform* einer Reiseerinnerung einen besonders geeigneten Rahmen bietet, die Tragfähigkeit der erwünschten „nationalen“ Sprache vorzustellen und auszuprobieren. Persönlich gefärbte und sachlich nüchterne Erlebnisse lassen sich in dieser Form vermitteln; sprachliche Defizite können dabei leichter überwunden und vom Leser „übersehen“ werden, denn ein Reisebuch im Grenzgebiet *zwischen Textformen der Literatur und der Sachprosa* folgt keinen festen Regeln, es muss sich nicht den Herausforderungen einer traditionell-„literarischen“ Prosagattung stellen – und das trifft für den Prozess der Produktion ebenso, wie für den der Rezeption zu.

In der damaligen bürgerlichen Literaturkritik wurde Vinje wegen seiner Dialektsprache als eine komische und wegen seiner Ansichten als eine widersprüchliche Figur angesehen⁸; im Lager der Befürworter einer „nationalen“ Sprache wiederum sah man ihn als den namhaften Vertreter und literarische Mitstreiter dieser Sprache, einen Verfolgten der bürgerlichen Öffentlichkeit, der wegen seiner Sprache und seiner sprachlichen Bestrebungen Hohn und Spott ertragen muss.⁹ Auch die überaus beachtliche Vinje-Sekundärliteratur wies seitdem mehr oder minder diese zwei Traditionslinien in der Rezeption von Vinje auf, die sich vor dem Hintergrund des Sprachstreites vor allem hinsichtlich des Sprachgebrauchs herausbildeten. Erst seit den 1980-er Jahren haben sich diese zwei Traditionen im Vinje-Bild, nämlich die Sicht des bokmål-Lagers als ironisierender Harlekin und die des nynorsk-Lagers als ernster und geplagter Märtyrer angenähert.¹⁰

Selbstinszenierung, wechselnde Erzählerrollen und das Diskursangebot an die ganze Nation

Aber *wer ist der Erzähler im Text?* Ein Outsider, weder Bürger noch Bauer? Vielmehr erscheint er sowohl als ein konservativer Patriot, Verteidiger der nationalen Werte und somit auch des Bauerntums als auch als ein moderner Kosmopolit, der zeitgenössische Ideen über Ackerbau, Hausbau usw. ebenso aufgreift, wie er die kulturelle Nähe der Schweden in der Monarchie trotz seiner patriotischen Haltung betont. Der Leser hat es mit einem – für jene Zeit besonders – ungewöhnlich mannigfaltigen Erzähler zu tun, der abwechselnd als Journalist und engagierter Kritiker, als Lyriker,¹¹ Selbstbiograph, Essayist, Novellenschreiber, Fachmann für Denkmalschutz, Soziologe, dokumentaristischer Reiseberichtverfasser, Ethnograph, Tourist, erfinder-

⁸ Damals war allein der Kritiker, Journalist und Freund Paul Botten-Hansen derjenige, der Vinjes „Ferdaminni“ anerkannte und lobte. In: *Illustreret Nyhedsblad*, 1861, Nr. 5. (3. Februar). Ein Wochenblatt für Literatur, Kunst und Wissenschaft, dessen Redakteur Botten-Hansen war.

⁹ S. hierzu z. B. in Ibsens „Peer Gynt“ die Figur von Uhu (dabei war Ibsen eine lange Zeit Freund und Mitredakteur der Zeitschrift „Andhrimmer“ – zusammen mit Paul Botten-Hansen).

¹⁰ Von der neueren Sekundärliteratur seien hier erwähnt: Haarberg 1985; Langslet/Rydne 1993; Vesaas 2001; Toril 2016; Haarberg 2002.

¹¹ Dabei wird auch sein eigenes mögliches Andenken als Dichter *expressis verbis* erwähnt: Bescheiden, dennoch mit angemessenem Selbstbewusstsein fragt er, ob die Nachwelt seiner als Dichter gedenken wird (Vinje 1969: 160).

scher Sprachkundiger, als Bauer, der die alltägliche Arbeit kennt, Ingenieur, Wanderer, Eheberater bzw. -vermittler, Pädagoge, Lehrer, politischer Debattant, Volkstribun usw. usf. auftritt.

Das Ergebnis, das multipolar zusammengesetzte Reisebuch wird in der norwegischen Literaturgeschichte gegenwärtig allmählich kanonisiert. Weniger Aufmerksamkeit wurde dabei auf die *Funktion der Selbstinszenierung* des Erzählers und auf das Narrativ des Textes als ein *Diskursangebot für die ganze Nation* gerichtet. Besonders bei dem letzteren Aspekt spielt sein Sprachgebrauch eine durchgehende Rolle: Einerseits will er *eine neue Schrift- und Literatursprache* einführen bzw. der Nation anbieten und diese vom Bürgertum akzeptieren lassen.¹² Andererseits benutzt er diese jetzt entstehende neue Schriftsprache (nicht zuletzt seine eigenen Wortschöpfungen) in *Ferdaminni* oft als provokative oder zumindest als so rezipierbare *Vermittlung einer anderen nationalen „Wirklichkeit“*. Indem er bürgerliche Positionen in der „Bauernsprache“ einnimmt, kann er eine distanzierte, ironische, doppelbödige schriftstellerische Haltung, die er also „Doppelsicht“ nennt, *auch sprachlich* verwirklichen. Das ist zudem ein augenfälliges Mittel, die bürgerliche und bäuerliche Kultur parallel ins Auge zu fassen. In seinen zahlreichen Rollen will er sich in beiden grundlegenden soziokulturellen Bereichen der norwegischen Gesellschaft gleichzeitig behaupten und zwar als *Insider*, als Dazugehöriger und auch als *Outsider*, dessen Perspektive weiter reicht als die derer, denen er begegnet, um auf diese Weise sowohl zu „lehren“ als auch zu kritisieren. Einmal stellt er sich als etablierten hauptstädtischen Reisenden – beim Umgang mit der lokalen Bevölkerung – vor, um dann beim anderen Mal als armer Wanderer aus dem Volke zu erscheinen, der dankbar die angebotene Milch entgegennimmt und für das Entgegengenommene bedauerlicherweise nicht richtig zahlen kann. Er stellt sich z. B. als unglücklichen Besucher in Trondheim dar, der keine Unterkunft findet. Seine Notunterkunft bzw. eher sein Nachtasyl beschreibt er mit starken naturalistischen Bildern, obwohl als er zuvor den Vertretern des Storting gegenüber behauptet hatte, kein Unterkunftsproblem zu haben, und sich mit seinem Rucksack überall zufrieden zu geben. Der Rucksack auf dem Rücken ist ein häufig vorkommendes Bild, wenn er sich und Situationen beschreibt; es prägt die Selbstinszenierung (auch auf manchen späteren illustrierten Ausgaben wird dieses Bild mit dem Rucksack als dem „Reisegefährten“ nicht fehlen). Damit und mit losen Episoden, mit ironischen und zynischen Gegen-Vorstellungen zur bestehenden sozialen Wirklichkeit landet der Erzähler stellenweise in der Tradition der europäischen *pikaresken Prosa* von Cervantes' „*Rinconete y Cortadillo*“ (1613) über Grimmelshausens „*Simplicissimus*

¹² Er weiß um die Gefahren und die Schwierigkeiten dabei, denn er meint 1858, in der ersten Nummer seiner Zeitschrift „Dølen“: wenn er in einem „guten Norwegisch“ (damit ist natürlich die „Sprache des Volkes“ gemeint) schreibt, dann verstehen ihn nicht alle „und vor allem verstanden und damit gehört [werden] will er“, heißt es („talar han godt norsk, so forstaa ikki Alle honom, og forstaa og dermed høyrd paa vil han vera framfor alt“ (Dølen's Fyrste Ord, in Vinje: Skrifter i Samling. I. Oslo 1993, S. 227), wenn er aber auf „Dänisch“ (d. h. der traditionelle Schriftsprache in Norwegen) schreibt, dann verstehen ihn gerade die Leute nicht, die „es am meisten brauchten, durch Bücher gebildet zu werden“: „Talar han dansk, so forstaa heller ikki Alle honom, og det Folk, som mest trængde til at bliva boklærde“ (Ebenda). (Spricht er dänisch, dann verstehen ihn auch nicht alle und die Menschen, die „buchgelehrt“/gebildet werden müssen.). Deshalb will er vorsichtig mit einer „Zwischensprache“ anfangen, wie man es mit Kleinkindern tut: „Eg vil derfor prøva med eit Maal, som ligg midt imillom det norske og danske, riktig høla (caressere) meg fram som med Smaaborn“ (Ebenda, S. 228). (Darum werde ich es mit einer Sprache versuchen, die zwischen dem Norwegischen und Dänischen liegt, und ich will mich dabei richtig einschmeicheln, wie bei Kleinkindern.) Er will also die Öffentlichkeit beider „Kulturlager“ mit einem vorsichtigen Sprachgebrauch ansprechen. Das geschieht in „Ferdaminni“ allerdings mit einer weniger vorsichtigen Sprachstrategie (er benutzt gewagt dialektale Wendungen), wenn auch z. T. mit „dänischen“ Erklärungen.

Teutsch/Der abenteuerliche Simplizissimus“ (1669), Lesage-s „Gil Blas“ (1715–1735), Fieldings „Joseph Andrews“ (1742) bis hin zu Sternes „Tristram Shandy“ oder „Sentimental Journey“ (1768), in einer Tradition, die in Norwegen in der hohen Literatur nicht, allenfalls in den Volkslektüren, in dem sog. „folkelesning“ zu finden war.

Hinzu kommt ein sehr persönlicher und vordergründiger Zug in seiner *Selbstinszenierung*, nämlich sein Verhältnis zum anderen Geschlecht. Er bekennt sich oft – und mit gewissem Stolz – zu seiner Neigung zu den vor Ort getroffenen Mädchen und Frauen; seien sie Mädchen von der Alm, Frauen auf den besuchten Gehöften oder höheren Standes, der Erzähler legt offen – manchmal zu offensichtlich – seine Begeisterung und die starke Anziehungskraft dar, die diese Frauen auf ihn ausüben, wenn er z. B. in Trondheim bei der Ankunft nicht richtig weiß, ob er den Dom, die Stadt, die Gegend oder die früher erblickte junge Frau ansehen soll. (Vinje 1969: 99). Bisweilen spricht er sogar seine Leserinnen direkt an: Nach der Schilderung seiner Begegnung mit Malene, einer 74-jährigen Frau, die er nach guten Gesprächen verlässt, wendet er sich direkt an die „gefühlswarmen Mädchen“,¹³ die sein Buch lesen, und bittet sie um Verständnis für seine Handlung. Im zweiten Teil wird eine geheimnisvolle Dame („Drosi“) im Text eine ständig wiederkehrende Figur,¹⁴ die sogar sein Leben durch ihre Anziehungskraft rettet, indem der Erzähler ihretwegen auf einen geplanten – und tragisch endenden – Schiffsausflug verzichtet. Er ist in seinen vielfältigen Erzählerrollen auch ein Mann. So werden tragende Elemente des pikaresken und des Schelmenromans – neben dem erwähnten „Reisebuch“ von Byron und von Heine – ergänzt und in ein neues, innovatives, vielfältiges Prosamodell in der norwegischen Literatur integriert. Gerade in einem Kapitel mit dem Ich-Erzähler in „Mannesrolle“ wird besonders deutlich, wie die eingebürgerten Textformen und die daran knüpfende Leser-Erwartung stellenweise *dekonstruktivistisch erneuert* werden.

Das Kapitel „Huldra“ trägt einen Titel, der auf eine Figur der Volksdichtung hinweist. Die Erwartung, dass nun eine Volkssage mit „hulder“¹⁵ erzählt wird, könnte mit der Erzähltradition der sog. Huldre-Märchen, wie sie von dem Märchen- und Sagensammler Asbjørnsen vermittelt wurden, in Verbindung gesetzt werden. Durch eine Rahmenstruktur wird zunächst scheinbar die Asbjørnsensche Erzählerstrategie weitergeführt, indem der (bürgerliche) Besucher, d. h. der Ich-Erzähler, zu einer Senne kommt. Der gewöhnlich eher nüchterne Reisende erkennt die Gegend seiner Kindheit wieder und Erinnerungen und Träume werden in ihm – in einem Übergang von Prosa zu Lyrik – wach.¹⁶ Nach diesem *poetischen* Beginn mit einem Gedicht trifft er, der „aufgeklärte“ Bürger, die junge, wunderschöne, holde Sennerin. Noch nie war er

¹³ „Eg ventar derfor, at dei hugvarme Gjentur, som lesa dette, vilja halda meg det tilgode, at eg gjekk ifraa hena Malene midt paa Fjøllet, for der var ingen Faare.» (Ebenda, S. 66) (Ich erwarte deshalb, dass die gefühlswarmen Mädchen, die dies lesen, es mir zugutehalten, dass ich Malene an der Bergmitte verlassen habe, wo keine Gefahr bestand.)

¹⁴ Nach einer allgemein angenommenen Deutung wird „Drosi“ als ein Bild für Norwegen gesehen (Moi 2016: 39).

¹⁵ Hulder ist eine wunderschöne Waldfee in der norwegischen Folklore – oft mit Kuhschwanz –, die die Männer verzaubert und verführt.

¹⁶ In seiner Prosa ertönen öfter lyrische Einlagen, die die Prosatexte nicht nur bereichern, sondern ebenbürtig durchweben; der allgemeinen Tendenz der Entpoetisierung wird gerade hier mit populär gewordenen Gedichten entgegengewirkt. Von der nachhaltigen positiven Rezeption besonders dieser lyrischen Einlagen zeugt, dass sein Gedicht „Ved Rondane“ – in diesem Kapitel – von Edvard Grieg um 1880 vertont und ein Bild – höchstwahrscheinlich von Vinjes Gedicht inspiriert – von Harald Sohlberg („Vinternatt i Rondane“ -in mehreren Versionen) um 1914 gemalt wurde.

so froh, dass diese Gegend ihm schon bekannt war, und er auch bei den Getroffenen bekannt ist,¹⁷ denn anlässlich des Erscheinens der Sennerin sowie der vertrauten Umgebung und Gastfreundschaft fühlt er sich ängstlich und wunderbar: wie von einer Hulder „verzaubert“, „wie in einem Märchen“.¹⁸ Damit ist die ganze Erzählsituation umgekehrt und (selbst)ironische, selbstparodisierende und gleichzeitig persönlich-lyrische Bekenntnisse und Bemerkungen des Ich-Erzählers bilden ein neues Narrativ, wenn sich der Besucher, der Ich-Erzähler, der aufgeklärte Bürger in einer Hulder-Geschichte gegenwärtig zu sein wähnt. So wird – in ironischer Umkehrung – der zweite Rahmen für eine lokale Geschichte etabliert, die dann, von den Sennerinnen erzählt, von einem Liebespaar handelt, das sich, weil der Mann eine reichere Frau heiratet, worauf das Mädchen (die Schwester der „Hulder“ Anne) stirbt. Es ist folglich kein Volksmärchen oder keine Volkssage, die der Besucher zu hören bekommt, sondern eine kurzgefasste lokale, nüchterne Dorfgeschichte, die aber eindrucksvoll genug ist, den Besucher vom Schlaf abzuhalten umso mehr, weil er in dem Bett schläft, in welchem das unglückliche Mädchen an Liebeskummer starb. Der „wirkliche“ Erzählrahmen setzt sich dann fort: Am nächsten Tag regnet es, so dass er bei den Sennerinnen länger bleiben und ihnen bei der Tagesarbeit – natürlich fachgerecht – helfen darf, denn früher war er ja Bauer, wie er berichtete. Für seine fachgemäße Arbeit heimst er auch das erwartete Lob ein. Als sich das Wetter zu seinem Bedauern aufhellt, muss er sich auf den Weg machen. So wird die Vermittlungsstrategie der Sagensammlungen von Asbjørnsen – durch einen deutlich mehr gefühlsbetonten Ich-Erzähler – selbstironisch und innovativ weitergeführt: Er wird nämlich nun derjenige sein, der anscheinend an Hulder glaubt und nicht die Lokalbevölkerung, die ihm lediglich eine ernüchternde und traurige Dorfgeschichte erzählt hatte (in Anknüpfung an die deutschsprachigen Meister, wie Auerbach, Johann Peter Hebel, Jeremias Gotthelf oder eben z. T. an Bjørnsons Bauernerzählungen). Auf die selbstironische Erfassung des verzauberten Erzählers im „Reich der Hulder“ und die Darstellung seiner subjektiv-lyrischen Reaktionen folgt demnach eine nüchtern erzählte Dorfgeschichte, eingerahmt von der dokumentarisch- (selbst)ironisch gehaltenen Wirklichkeit des Reiseberichts. Diese Elemente heben das gewöhnliche Genrebild mit Dorfidylle wie auch die Erzählsituation der Sagenvermittlungen auf und die traditionelle Narration wird *zwischen Poetisierung und Entpoetisierung erneuert*.

Neben der Erneuerung traditioneller Prosaformen erinnern einige Kapitel allerdings noch an die ursprünglichen, didaktischen sog. Aufklärungsschriften, („opplysningsskrift“). Neben dieser im literarischen Sinne überholten Darstellungweise werden essayistische Ausführungen soziologischer Art platziert, wie z. B. die moderne, kämpferisch beherzte, „feministische“ Anklage gegen die stellenweise an Sklaverei erinnernde Überbelastung der Frauen im ehelichen Alltagsleben und gegen ein dabei ganz falsches Männerverhalten (im Kapitel „Fantefylgi“). Die meisten Kapitel sind jedoch eher als kritisches Weiterschreiben der allgemein vorherrschenden Prosaform, nämlich des Genrebildes, der sog. „Volkslebensschilderung“ („folkelivsskildring“), zu bezeichnen. Bereits die damalige Rezension von Botten-Hansen wies darauf hin, dass das

¹⁷ „Eg hever aldri vorit meir stolt og glad yvir at vera kjend...“ (Ich war nie so stolz und froh darüber, dass ich bekannt bin.). (Vinje 1969: 47).

¹⁸ „...men eg var rædd, for eg trudde at det ikki kunde ganga rett til dette; men at eg maatte vera bergtekjen, for Hus og Gjente og altsaman var liksom eit eventyr“ (...aber ich hatte Angst, weil ich dachte, dass dies nicht gut gehen kann; aber ich muss wohl verzaubert gewesen sein, denn Haus und das Mädchen, alles war wie ein Märchen. Ebenda).

„Volksleben“ in „Ferdaminni“ genau und sachkundig beschrieben werde, und Vinjes Bilder poetisch zwar nicht immer schön seien, indessen oft von einer Sachkenntnis zeugen, die manche romantischen Häupter die Haare zu Berge stehen liesse.¹⁹ In den einzelnen Kapiteln, d.h. Szenen wird tatsächlich eine direkte oder ironische Kampfansage Vinjes an eine idyllisierende „folkeliivsskildring“ deutlich: ein aufklärerischer, rationeller Blickwinkel soll romantisierenden (Genre-)Bild-Schemen entgegenwirken. Diese *Entpoetisierung* der „nationalen“ Szenen schlägt häufig in eine konkrete Kritik um. Das wird in einem Kapitel besonders deutlich, welches durch eine bis dahin nicht dagewesene kritischen Schilderung eines landesweit bekannten Vertreters der führenden Schicht des Bauertums, der Odelbauern, größtes Aufsehen erregte. Dieses Kapitel über den Großbauern und das Storting-Mitglied *Olav Håkonstad* artikuliert sich als eine klare Absage an dysfunktional und nun eher lächerlich gewordene alte Sitten und Gebräuche, die in dem romantisch geprägten „nationalen“ Genrebild weithin umschwärmt waren. So aktuell 1819 diese nationale Thematik des dem bürgerlichen Besucher in Nationaltracht entgegenkommenden Odelbauern in Mauritz Hansens Novelle „Luren“ noch sein mochte, lässt Vinje das kritiklose Umschwärmen des Odelbauern anachronistisch und klischeehaft erscheinen. Eine bislang nahezu unverzichtbare Figur in der Literatur der Nationenbildung um die Jahrhundertmitte wird in manchen ihrer traditionellen Gepflogenheiten nun als überholt und als nicht mehr zeitgemäß aufgezeigt. Der Ich-Erzähler riecht gleichsam Leichengeruch bei den aufgestapelten Nationaltrachten von Håkonstad, obwohl er – wie er selbst bemerkt – noch kürzlich die meisten Texte zu Tønsbergs bekanntem Bilderbuch über die norwegischen Nationaltrachten geschrieben habe.²⁰ Selbst beim Anblick der jahrzehntelang vom reichen Bauern angehäuften Lebensmittelvorräte werden die national empfundenen Tugenden expressis verbis in Frage gestellt. In historisch-sozial angelegten kurzen Erklärungen legt der Erzähler dar, warum er das Gesehene nur als quasi-national betrachten kann. Die Argumentation wird durch den dokumentarischen Zug noch gewichtiger: Håkonstad war zu Vinjes Zeit ein wahrer Repräsentant der wachsenden Macht der Bauern im Storting und der traditionellen, „nationalen“ Bauernwerte und damit auch ein potenzieller Befürworter und Verfechter der von Vinje erwünschten „Bauernsprache“. Wergeland, die zentrale Figur der Nationalromantik und der norwegischen Literatur überhaupt schrieb über ihn sehr positiv. Wenn nun dieser Großbauer, seine Lebensweise, sein Haushalt und seine uralten, theatergemäßen „Nationaltrachten“ ironisch geschildert werden, wird der Schritt deutlich, den Vinje durch seinen Erzähler und – textextern – als der bekannte Verfasser des dokumentarisch gehaltenen Reiseberichts zu tun wagte: In einer Sprache, die die Kultur und Ideologie des in der Nationalromantik umschwärmten Bauertums artikulieren und zur Geltung bringen sollte, lässt er anachronistische, hohl, dysfunktional gewordene Seiten dieser, lange als kern-national empfundenen Werte der Bauernkultur hier nun in einem ironisch-sarkastischen Licht erscheinen. Vinje setzt auf die Vermittlung einer modernen, sowohl kosmopolitisch als auch national orientierten Bildung, die für die *pragmatische und*

¹⁹ „Ikke alle disse Bilder ere poetisk skjønne, men de give ligefuldt et eget Indblik i ‘Folkelivet’, om end dets Skyggesider... Ofte røber Forfatteren en Sagkyndighed, som vil bringe Haarene til at reise sig paa mangt et folkeliivs-romantisk Hoved’. (Nicht alle von diesen Bildern sind poetisch schön, aber sie geben dennoch einen eigenen Einblick in das ‘Volksleben’, wenn auch in dessen Schattenseiten.... Oft verrät der Verfasser eine Sachkenntnis, die die Haare auf manchem volksleben-romantischen Kopf zu Berge stehen lässt.). In: *Illustreret Nyhedsblad*, 1861, Nr. 5. (3. Februar). Siehe oben Anm. 11.

²⁰ Siehe in *Norske Nationaldragter, tegnede av forskjellige norske Kunstnere og ledsagede med en oplysende Text (af D. Ræder, A. Holst, A. O. Vinje og Udgiveren)*. Udg. af Chr. Tønsberg. Christiania, 1851–1852.

rationale Neuevaluierung der nationalromantischen Ideen und der überholten Vorstellungen der Nationenbildung steht. Vereinfacht gesagt: Er argumentiert „aufklärerisch“ für bürgerliche und nationale Werte, d. h. für eine *Modernisierung der Ideen und der Praxis der Nationenbildung* – und das tut er in der „Bauernsprache“, die wiederum den nationalromantischen Ideen entsprungen war.²¹ So zeugt Vinjes Prosa und besonders sein Reisebuch auf eine markante Weise davon, wie die Impulse der norwegischen Nationalromantik im Programm der Nationenbildung von rationellen aufklärerischen Ideen des Bildungsgedankens ständig mitbegleitet und durchdrungen waren. Wenn aber Vinje den nationalromantisch inspirierten Sprachkode und dessen ursprüngliche Thematik trennt, dann *endet auch die relativ kurze Phase der automatischen Übereinstimmung des Sprachgebrauchs mit der ursprünglichen, diese Sprache inspirierenden Ideologie*, und ein *Diskursangebot an die ganze Nation kann unterbreitet* werden.

Wie bereits erwähnt, schlüpft der Erzähler in immer neue *Rollen*: All diese Rollen beruhen stets und eindeutig auf der Grundmentalität eines überzeugten patriotischen Reformators, der das überholte, unbrauchbare Alte im Lande bekämpfen und das Moderne, das Fortschrittliche fördern will. Die behauptete Sicherheit und das Selbstbewusstsein in seinen „Rollen“ sind nicht allein auf seine breite (bürgerliche) Bildung und seinen Reformatorengeist zurückführbar: Er fühlt sich als Verfechter der neuen „nationalen“ Sprache misshandelt und oft gedemütigt, so dass er *diese „Rolle“* nun ablegen möchte. Schon im ersten Satz der ersten Nummer seiner Zeitschrift „Dølen“ vom Oktober 1858 spricht er diese Lage direkt an und hofft, *Stadt und Land bald gleichermassen ansprechen zu können*.²² So stellt „Ferdaminni“ auch einen großangelegten Versuch in der entstehenden Nationalliteratur dar, die *ganze Nation gerade durch die auch sprachlich artikulierte und implizierte „Doppelsicht“ anzusprechen und als eine Einheit* zu sehen, wo Stadt und Land, die bürgerliche Schriftkultur und die Kultur des Landes mit der „Volkssprache“ nicht einander gegenüberstehend, sondern in einer Einheit gesehen, unterstützt und kritisiert werden sollen. Der rhetorische Schwung, die schillernden Rollen und seine „Auftritte“ mit Humor, Kritik und Lehre sollten als Beweise für einen Erzähler fungieren, der in der etablierten (bürgerlichen) Schriftkultur ebenso zu Hause ist, wie in der mündlich tradierten nationalen (Bauern-)Kultur. So wagt er Vertreter des (Groß)Bauerntums zu kritisieren und verteidigt sich dabei, indem er sich auf seine bäuerlichen Wurzeln und auf seine Sprache beruft. Dann bezeichnet er sich wiederum als einen Hauptstädter, denn diese hätten von der Doppelsicht („tvesyn“) das meiste. Das breite Erzählerpanorama und die wechselnden Selbstinszenierungen weisen auf manche spätere Erzählerpositionen hin, in denen statt eindimensionaler Bezüge multipolare Textstrukturen entstehen. Durch seine mannigfaltigen – schon durch die Sprache doppelbödigen – *Rollen und Rollenspiele* nimmt Vinjes Erzähler in „Ferdaminni“ stellenweise sogar Figuren vorweg, die erst viel später in der norwegischen Prosa auftauchen, wie der Ich-Erzähler in Hamsuns „Sult“ (Hunger), oder Nagel in „Mysterier“ oder Leutnant Glahn in „Pan“. Diese Erzähler in den 1890-er Jahren (und weiter in dem Hamsunschen Lebenswerk) vergegenwärtigen allerdings schon den modernen Menschen mit seiner weitgefächerten

²¹ Siehe hierzu Masát 1996: 164–165.

²² „Dølen var i lang Tid ein vanvyrd Mann; men, Gud ske Lov, no er den Tid snart ute, og han dristar seg hermed ut i By og Bygd.“. In: A.O. Vinje: *At vera Døl*. Prosa i utval ved Reidar Djupedal. Oslo, 1972, S. 9. (Der Talbewohner [damit meint er sich selbst – A.M.] war lange Zeit ein geringgeschätzter/verhöhneter / verachteter Mann; aber Gott sei Dank ist diese Zeit nun bald um, und er wagt sich hiermit hinaus in Stadt und Dorf.).

Identität, wenn dieser in den behaupteten Rollen, d. h. in den Szenen der Selbstinszenierung diese letztendlich sucht oder gerade zu verbergen sucht.

Der multipolare Erzählerstandpunkt in Vinjes „Ferdaminni“ spiegelt den Stand eines sprachlichen Paradigmenwechsels wider: Einerseits können idyllisierende Erwartungen der bürgerlichen Öffentlichkeit schon durch den Sprachgebrauch oft ironisch hinterfragt werden; andererseits werden aber Stimmungen des Erzählers – vor allem in den lyrischen Einlagen in der Begegnung mit der Natur – „nationalromantisch“-gefühlsvoll in dieser Sprache wiedergegeben, und diese zählen zu den Höhepunkten der norwegischen romantischen Naturlyrik. Diese zwiespältige Sprachwahrnehmung signalisiert die *Tragfähigkeit der „Volkssprache“*: Naturbeschreibungen und lyrische Gefühlsregungen in der entstehenden „Sprache des Volkes“ („folkesprog“) oder „Sprache des Landes“ („landsmål“) konnten durch ihre Aussagekraft und Kompetenz vom Bürgertum akzeptiert werden, denn der dialektale Sprachgebrauch erschien in diesen Bereichen als eine konkurrenzfähige lebendige und „nationale“ Variante der traditionellen Schriftsprache. In der Prosa dagegen, besonders bei dem Versuch, neue, komplexe Begriffe in dieser Sprache zu bilden und zu präsentieren, erwies sich die „Volkssprache“ – vorläufig – als im Wortschatz eingeschränkt und in der Syntax durch die parataktische Struktur beengt. Vinje selbst setzte Erklärungen in den Text oder in die Fußnoten ein; zum einen, weil die dialektalen Ausdrücke weder in der „Buchsprache“/„Dänisch“ noch in anderen Teilen des Landes, in anderen Dialekten bekannt waren; zum anderen musste Vinje Worte aus dem dialektalen Wortschatz für abstrakte Begriffe erfinden, kreieren, die dann in der „Buchsprache“ in einer Fußnote erklärt wurden. Auch die *wortschöpferische Tätigkeit* wurde des Öfteren auf Vinjesche Art gelöst. Seine Neuschöpfungen spiegeln bisweilen seine ironisch-sarkastische Betrachtungsweise wieder: Für diplomatisches Talent schlägt er z.B. „revagivnad“, wortwörtlich „Fuchsbegabung“ vor.

Indem sich „Ferdaminni“ als bisher *höchste literarische Leistung in der „Volkssprache“* erweist, signalisiert es gleichzeitig auch die *Grenzen, bzw. den potenziellen Radius* der neuen angestrebten Literatursprache und Sachprosa.

Die Ambivalenz und scheinbare Diskrepanz zwischen Sprachgebrauch und Inhalt wurden meist als Provokation rezipiert. Dabei sollte die benutzte Sprache eine *andere, mündlich tradierte nationale Öffentlichkeit* vorstellen und *diese vor dem Hintergrund des Zusammenhörigkeitsgefühls der Nation – bar romantischer Klischees – legitimieren*. Die vorwiegend (selbst)ironisch-kritisch-sarkastische Textformung der rationellen Argumentation *wollten Bürger und Bauer gleichermassen ansprechen. Der Rahmen eines Reiseberichtes half dabei, wechselnde Erzählerrollen und -strategien zu verwirklichen, den persönlichen Stil mit dem essayistischen, das Soziologische mit dem Lyrischen, Sachprosa mit dem Belletristischen zu vermischen und auf diese Weise eine moderne zeitgemäße Prosaform zu schaffen.*

Literatur

Aasen, Ivar (1848): Det norske Folkesprogs Grammatik. Christiania.

Aasen, Ivar (1850): Ordbog over det norske Folkesprog. Christiania.

Aasen, Ivar (1853): Prøver af Landsmaalet i Norge. Christiania.

- Andersen, Hans Christian (1829): Fodreise fra Holmens Canal til Østpynten af Amager i Aarene 1828 og 1829. Kjøbenhavn.
- Bernstein, Basil (1972): Studien zur sprachlichen Sozialisation. Düsseldorf: Schwann.
- Bernstein, Basil (1975): Sprachliche Kodes und soziale Kontrolle. Düsseldorf: Schwann.
- Haarberg, Jon (1985): Vinje på vrangen. Oslo: Universitetsforlag.
- Haarberg, Jon (2002): Hærmann uten Hær. In: Edda Oslo 4, S. 469–473.
- Holberg, Ludwig (1742): Niels Klims underjordiske Rejse. København. [Übers. aus dem Lateinischen ins Dänische.]
- Ibsen, Henrik (1867): Peer Gynt. Christiania.
- Langslet/Rydne (red.) (2016): Villmann, vismann og veiviser. En essaysamling om A.O. Vinje. Oslo: Cappelen.
- Masát, András (1996): Von Genrebild zu Bauernerzählung: korrespondierende Formen der Kurzepik in der norwegischen „Volkliteratur“ um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Budapest: Beiträge zur Germanistik (29). Budapest: ELTE.
- Moi, Toril (2016): Toril Moi leser A. O. Vinje. Oslo: Universitetsbibliotek.
- Munch, Andreas (1890): Borgruinen. Reiseeventyr (1844). In: Samlede skrifter. Udgivne af Prof. M.J. Monrad og Hartvig Lassen. Fjerde bind. Kjøbenhavn.
- Paasche, Fredrik (1959): Norges litteratur. 3. bind. Oslo: Aschehoug.
- Sundt, Eilert (1850): Beretning om Fante-eller Landstrygerfolket i Norge. Christiania.
- Tønsberg, Niels Chr. (red.)(1852): Norske Nationaldragter, tegnede av forskjellige norske Kunstnere og ledsagede med en oplysende Text (af D. Ræder, A. Holst, A. O. Vinje og Udgiveren. Christiania.
- Vesaas, Olav (2001): A. O. Vinje. Ein tankens hærmann. Oslo: Cappelen Damm.
- Vinje, Aasmund Olavsson (1969): Ferdaminni fraa Sumaren 1860. Utgåve ved Reidar Djupedal. Bergen: Eide Forlag.
- Vinje, Aasmund Olavsson (1972): At vera Døl.Prosa i utval ved Reidar Djupedal. Oslo: Det Norske Samlaget.
- Vinje, Aasmund Olavsson (1993): Skrifter i Samling I-II. Oslo: Det Norske Samlaget.

Die Donau und ihre Biographien

Edit Király (Budapest)

1. Reise versus Biographie

„Die Donau. Lebenslauf eines Stromes“ betitelte der österreichische Journalist Ernst Trost sein fast 500 Seiten starkes Fluss-Buch, das 1968 das erste Mal herauskam und in den kommenden 14 Jahren 7 Neuauflagen erlebte. „Donau“ [so ohne Artikel] „Biographie eines Flusses“ heißt der Titel von Claudio Magris berühmtem Donau-Buch – zumindest auf Deutsch.¹ Damit etablierte sich eine neue Genre-Bezeichnung für Flussdarstellungen, die im Deutschen durch die gemeinsamen Elemente in den Komposita „Flusslauf“, „Lebenslauf“, „Biographie“ sprachlich geradezu vorgeprägt ist.² Dieses Modell der Biographie stellte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Alternative zu dem vertrauten Beschreibungsmodell der Reise dar. Beide verbindet, dass sie der Eigenart einer ‚beweglichen Landschaft‘ auf ihre je eigene Art Rechnung tragen: das eine Modell in Form einer Reise auf dem oder entlang des Flusses, das andere, indem es dessen Bewegung mit dem Lebensweg eines Individuums parallel führt.

Das Erzählen eines Flusslaufs als „Biographie“ ist allerdings – im Unterschied zum Schema der Reise – nicht der Empirie entnommen, sondern eine rhetorische Konstruktion. Sie betrachtet den Fluss, *als ob* er eine Geschichte hätte, die ihm eine bestimmte Identität zuweist. Bemerkenswert ist, dass dieses biographische Modell gerade in jener Zeit auf die Donau zugeschnitten wurde, als die traditionellen Bedeutungszuschreibungen wie die des Verkehrsweges (oder wie es poetisch hieß: des Bandes) zwischen dem Westen und dem Osten oder die der Heeresstraße der Zivilisation an Glanz eingebüßt hatten.

Als Ernst Trost 1968 seinen „Lebenslauf eines Stromes“ herausgab, gehörte der Donau-Raum in die Einflussphären zweier feindlicher militärischer Blöcke und dies bildete auch ein zentrales Thema des Buches. 1986, als Claudio Magris’ „Danubio“ erschien, war die Teilung Europas eine politische Tatsache, die von den Mitteleuropa-Rekonstruktionen der Zeit, zu denen auch Magris’ Buch zählte, kulturell hinterfragt wurde. Schließlich positionierte sich Péter Esterházy’s „Donau abwärts“, das man als eine literarische Parodie von Magris’ „Fluss-Biographie“ lesen kann, vor dem Hintergrund zeitgenössischer Mitteleuropa-Entwürfe und der politischen Wende in Ost-Europa und kontrapunktierte teils deren dominante Diskurse. Alles in allem scheint die Biographie gerade in Ermangelung der großen bekannten Flussnarrative ein anziehendes Modell geboten zu haben, um die Einheit des Flusses zu postulieren oder gegebenenfalls auch in Frage zu stellen.

¹ Im italienischen Original hatte das Buch keinen Untertitel, ins Amerikanische und Englische wurde es mit der Genrebezeichnung „a sentimental journey“ übersetzt (Magris 1989).

² Auch in Sprachen, in denen dies etymologisch nicht motiviert ist, so etwa auch im Englischen, gibt es Beispiele für „Flussbiographien“ (Ackroid 2008, Twigger 2013).

2. Fluss und Leben: Annäherungen an das ‚Genie‘

Beginnen wir am Anfang: Wie kann ein Fluss einen Lebenslauf haben? – Auf diese Frage zu antworten fällt deswegen schwer, weil die Metapher vom Lebenslauf eines Flusses zu verschiedenen Zeiten jeweils etwas anderes bedeutet hat. Während unsere Begriffe davon, was ein Fluss ist, relativ konstant blieben, haben sich unsere Vorstellungen vom Verlauf des menschlichen Lebens und von dessen schriftlicher Präsentation als Biographie³ stark verändert, da diese immer auch Ausdruck von sich ändernden Individualitätskonzepten und von den Individuen zugeschriebenen sozialen Rollen und Verantwortungen sind.⁴ Dennoch (oder vielleicht auch gerade deswegen) blickt die Analogie von Fluss und Leben auf eine lange Tradition zurück und lässt sich in Form von tradierten und topisch fixierten Motiven, die auf die Vergänglichkeit, die Wechselhaftigkeit, die schöpferische Kraft, eine voraussetzungslose ‚reine‘ Ursprünglichkeit oder eben auf eine Kombination all dieser semantischen Merkmale fokussieren, teils bis auf die Antike zurückführen (Müller 1957). Ihre Bedeutung veränderte sich je nach der Kombination ihrer Elemente.

Beispielhaft in dieser Hinsicht ist die deutsche Lyrik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die auch als „die Epoche der Strommetapher“ (Müller 1957: 2) bezeichnet wurde, da sie die Strommetaphorik mit einer als ‚strömend‘ empfundenen, neuen dichterischen Sprache verband. Sie setzte das Bild von der Quelle und dem Strömen bevorzugt als Ausdruck einer unmittelbaren, gefühlsgeliteten und nicht regelfolgenden lyrischen Sprache,⁵ den Strom selbst „als Parabel der Lebensalter“ (Cepl-Kaufmann/Johanning 2003: 256) ein, wobei die Geburt, das jugendliche Ungestüm und die Kraft bzw. die Ruhe des reifen Mannesalters im Vordergrund standen⁶ – dabei blieb der Strom meistens ohne Namen, manchmal wurde er als der Rhein konkretisiert.

Für die Verbindung dieser Motive hatte Goethes „Mahomets Gesang“ (1772/1773) durch die Bedeutung der zeitgenössischen und späteren Interpretationen⁷ den Status eines Gründungstextes in der Literaturgeschichte erlangt. Das Gedicht bündelt die verschiedenen Bedeutungen der Strommetapher und deutete die Analogie zwischen menschlichem Leben und Fluss in die Vorstellung vom Genie um,⁸ das dem Zyklus des menschlichen Alterns nicht unterworfen war, sondern schöpferische Kraft und Freiheit in sich vereinte (Kiewitz 2003: 38) und „das Göttliche im Endlichen“ (Müller 1957: 116) metaphorisierte. Der Lauf des Flusses verbildlichte hier nicht das menschliche Leben schlechthin, sondern den Werdegang eines selbstbestimmten, schöpfe-

³ Zur Unterscheidung vgl. Zimmermann 2006: 10–19.

⁴ Für eine Zusammenfassung vgl. Fetz 2009: 3–66.

⁵ Besonders bei Klopstock (Müller 1957: 38–73).

⁶ So etwa in Leopold Graf zu Stolbergs „Hymne an die Erde“ (1778), in Hölderlins Hymne „Der Rhein“ (1801) oder auch in Friedrich Krummachers Parabel „Der Rhein“ (1805). Bei Krummacher heißt es: „Fröhlich und frey, voll Kraft und Muth wollte der Junge Strom das Gebirg hinab“, später aber „Männlich und ruhiger ward itzt sein Gang“. Krummachers Parabel erklärt auch die Tendenz dieser Texte, das fortschreitende Alter nur bis zur Reife darzustellen: „Er nahete sich dem Ziele seines Laufes. Da teilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit anderen Namen benennt. Den Nahmen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.“ (Krummacher 1805: 22–24).

⁷ Für eine Zusammenfassung siehe Solbrig 1983.

⁸ Auch hier gab es freilich antike Vorbilder: Horaz: *Oden* 4, 2, in der Pindar mit einem aus dem Gebirge hinunterstürzenden Strom verglichen wird.

rischen Titans,⁹ der von der Quelle zu seinem Vater Okeanos eilt: „Dem erwartenden Erzeuger/ Freudebrausend an das Herz“ (Goethe 1981: I, 47–49). Das Bild fügt sich in eine vielschichtige Tradition des 18. Jahrhunderts, die von einer „hypertrophe[n] Apotheose des Individuums als Genie“ geprägt war (Kemper 2002: 4). Es bringt sowohl die Individuation als auch das Aufgehen in einem kosmischen Ganzen zum Ausdruck oder, wie Susanne Kiewitz über Goethes „Mahomets Gesang“ schreibt, dass „Freiheit [...] nur vordergründig Selbstgewinn von Individualität“ bedeutet, sie bestätigt sich schließlich auch „im Selbstverlust des Stroms“ (Kiewitz 2003: 39). Zwischen Anfang und Ende enthält die Bildsprache Hinweise auf Jugend („Über Wolken / Nährten seine Jugend / Gute Geister / Zwischen Klippen und Gebüsch“) und auf ein Erwachsenenalter, das als eine Epoche des Schaffens gedeutet wird („Und im rollenden Triumphe / gibt er Ländern Namen, Städte / Werden unter seinem Fuß.“).

Goethes Hymne greift in seinem Ton und seiner Bildlichkeit auf eine lange Reihe von Stromdichtungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, die Dichtung als eine Sprache feierten,¹⁰ die mit ihrem stromgleichen Charakter unmittelbar von ihrem göttlichen Ursprung zeugte und diesen mitreflektierte. Diese Lyrik sprach die Entstehung und Verwandlung des Flusses nicht nur an, sondern ‚machte‘ diese geradezu sprachlich ‚vor‘. In „Mahomets Gesang“ verband sich dieser sakrale Ton mit dem pantheistischen Gedanken von der Allmacht der Natur.¹¹ Das Gedicht impliziert durch seine „Offenbarungs- und Verkündigungssprache“ (Kemper 2002: 369) eine vollkommene Identifikation mit dem Fluss.

Besonders ist auch, dass im Gedicht die beiden Seiten des Vergleichs, nämlich Fluss und Mensch, so ineinander verwoben sind, dass man nicht feststellen kann, welcher Pol als reale Referenz, und welcher als bildliches Attribut verwendet wird. Dazu stellt David Wellbery fest: „The poetic metaphor frees itself from reference to something given prior and external to it and becomes a semiotic reaction that grounds itself.“ (Wellbery 1996: 137) Wie die Metaphorik von der Referenzialität, so befreit sich auch die Versform von vorgegebenen Formaten und imitiert in ihrem Klang und in ihrem freien Versmaß das Strömen (Jølle 2004: 437, 450). Gerade darin besteht auch die spezifische Modernität des Gedichtes.

Die Metapher vom Leben als Fluss interpretiert das Leben als einen Prozess mit einem Anfang (Quelle) und einem Ende (Mündung) und präsentiert es als ein Ganzes. Diese Vorstellung vom Leben des Genies wich von tradierten Modellen des Lebens ab, etwa dem der (Lebens-)Reise oder dem einer stufenweisen Bildung, indem sie eine die Intention des Einzelnen übersteigende Kraft zu dessen Fundament erklärte, und unterschied sich entsprechend auch vom zeitgenössischen Ideal des bürgerlichen Individuums mit seinen sozialen Erfahrungen und Verantwortungen, wie es in der Gattung des Bildungsromans und der Autobiographie zu Buche schlug. Dennoch bildete über längere Perioden gesehen die Biographik auch „ein Komplement“ des Genie-

⁹ Auch der ungarische symbolistische Dichter Endre Ady fasste 1908 sein Dichterdasein in das Bild des Flusses, der von der Wasserader „Ér“ (Ungarisch für Ader) in der Nähe des Familiengutes der Adys in Siebenbürgen, über die Flüsse Kraszna, Szamos, Tisza und Donau – mit großzügiger Übertreibung – in den „gewaltigen, heiligen“ Ozean strömte (Ady, Endre: *Az Értől az Óceánig* [Vom Ér in den Ozean]). Ein Bild, das Interpreten stets auch als einen Beweis für Adys Genie-Bewusstseins ausgelegt haben (Földessy 1962: 83). Zu Adys unkonventioneller Verwendung des Bildes vgl. Baróti 1977: 134 f.

¹⁰ Vor allem Klopstock (Müller 1957: 38–73).

¹¹ Eine kurze Übersicht zum „metaphorische[n] Gemeinplatz“ Strom als Genie bietet Schmidt 1988: I, 182–192, sowie 272, Anm. 189. Zu Hölderlins Stromdichtungen: ebd.: 410–414.

Diskurses.¹² Wie Julia Barbara Köhne in ihrem Buch über den Geniekult um 1900 schreibt, bedeutete die „Neuerfindung des ‚Genies‘“ um 1900 seine Resakralisierung in einer Epoche zunehmender Säkularisierung (Köhne 2014: 22) und erfolgte „teils in Anlehnung, teils aber auch in Abgrenzung gegen frühere Genieperioden wie etwa die Sturm-und-Drang-Zeit oder die romantische Genieästhetik.“ (Ebenda: 16f.) Aus der literarisch und philosophisch geprägten Genie-Religion des späten 18. Jahrhunderts entstand, wie Köhne formuliert, „eine hybridische Form [...] zwischen historischer Tatsache und Erfindung, Wissenschaft und Literatur, Fakt und Fiktion, Konstruktion und Evidenz [...].“ (2014: 66) Das Genie wurde zu einem Gegenstand der Geisteswissenschaften uminterpretiert und als solcher „durch hunderte Biographien und auflagenstarke Wissenschaftspublikationen“ popularisiert (Köhne 2014: 20).

Wie das Genie in der biographischen Aufbereitung erfuhr auch die Strommetapher im Laufe der Zeit eine Trivialisierung. Die ersten Verse von „Mahomets Gesang“ „könnten dem Anfang der meisten Biographien vorangestellt werden“, schreibt der Philosoph Theobald Ziegler in seiner David-Friedrich-Strauß-Biographie aus dem Jahre 1908: „Zwischen Klippen und Gebüsch – so fängt jedes menschliche Leben an“ (Ziegler 1908: I, 1). Was auf „jedes menschliche Leben“ zutraf, galt allerdings nicht für das der Frauen. Emil Ludwig, der an wichtigen Punkten seiner Goethe-Biographie die Strommetapher einsetzt, verwendet sie auch, um den Unterschied von Goethe und seiner hochbegabten und früh verstorbenen Schwester Cornelia in Szene zu setzen. Obwohl er den Strom hier als eine Metapher der Sinnlichkeit einsetzt, schließt er damit die Schwester letztlich auch aus dem Bereich der Genialen aus: „Ein Strom von Sinnlichkeit hat Goethes gefährdetes Wesen durch Hingabe an Menschen und Werke erhalten; krankhafte Unsinnlichkeit hat seiner Schwester Liebe, Ehe und das Leben zerstört.“ (Ludwig 1922: I, 34)

3. Annäherungen an den Fluss: Reisen, Entdecken

Die Anwendung des Strommotivs auf das Genie folgte aus einer lang tradierten Metaphorik, die Verwendung des biographischen Modells für die Beschreibung eines Flusses war hingegen, zumindest in einer konsequenten Form, relativ späten Datums. Denn bei aller Analogie zwischen Fluss und Leben gehörte die Biographie nicht zu jenen narrativen Gattungen, mit deren Hilfe man gewöhnlich Landschaften Bedeutungen zuschrieb. Flüsse wurden im 19. Jahrhundert meistens in Form von Reisen erkundet und auch beschrieben. Selbst Bücher, die über die unmittelbare empirische Erfahrung hinausgehendes Wissen vermittelten, taten dies oft in Form einer inszenierten Reise, die mithilfe der literarischen Blickführung geografische, technische und ethnografische Zusammenhänge gleichsam optisch erfahrbar machte (Erdmut 2005). Oft war auch die optische Aufbereitung der Geschichte Teil dieser Lese-Reisen, doch billigten sie verschiedenen Gegenden Historizität in unterschiedlichem Maße zu (Király 2017).

Reise implizierte eine Außensicht, legte eine dominante Perspektive und damit auch die Wahrnehmungsweise einzelner Landschaften fest. Im Falle der Donau verlief die beschriebene

¹² „Die Biographik bildete nicht nur ein Komplement der Genieforschung und umgekehrt. Vielmehr waren beide parasitär ineinander verschlungen.“ (Köhne 2014: 109).

Reise im 19. Jahrhundert fast ausschließlich Fluss abwärts¹³ und gab eine entsprechende hegemoniale Sichtweise in Sachen Donau vor.¹⁴ Bei dem Nil wäre eine solche Fahrtrichtung und die entsprechende Perspektive unvorstellbar gewesen, zumal der Fluss an den Kataraktenstrecken des Mittel- und Oberlaufs unbefahrbar, das Einfluss- und Quellgebiet weit verzweigt und vollständig erst ab 1898 bekannt war.¹⁵

Die Landschaft wurde immer in die Interessenlagen des Reisenden und seines imaginären Publikums eingebettet. Flüsse wurden als schöne Naturräume wahrgenommen, zugleich aber mit der Verbreitung der Dampfschiffahrt und den Regulierungsbestrebungen oft in einen Nutzbarkeitszusammenhang gestellt. Die Kraft, jenes Merkmal großer Ströme, die auch für die Geniemetaphorik bestimmend war, wurde folglich höchst ambivalent beurteilt, einerseits als Erhabenheit, andererseits als Wildheit. Damit wurden dem Fluss Bedeutungen zugeschrieben, die er erst in Relation zu menschlichen Anliegen hatte.

Stanley zählte etwa in seinem Bericht über seine Reise entlang dem Kongo mit Stolz die Namen großer Ströme auf, die der von ihm entdeckte Kongo alle übertraf, wenn man ihn auf dem Deck eines bequemen Dampfers hätte befahren können (1885: II, 8f.)¹⁶, und hob damit als geschickter Selbstvermarkter die Bedeutung seiner Entdeckung hervor. Der Rezensent von Stanleys Buch hingegen nannte angesichts der Opfer von Stanleys Expedition den Fluss „deadly river“ (Anonym 1885: 179).

Dieser Widerspruch charakterisierte auch zeitgenössische Beschreibungen der Donau. In Schilderungen seiner gefährlichen oder unbefahrbaren Stellen wechselte Begeisterung mit Besorgnis. Anthropomorphisierungen des Flusses waren dabei gang und gäbe, er wurde mit einem Jungen oder einem Recken verglichen, war unbändig oder gewaltig, aber auf jeden Fall galt es, ihn zu bezwingen. Wie 1896 Schweiger-Lerchenfeld in Bezug auf den mittleren Donau-Lauf formulierte:

Hier ist die Donau kein *unbändiger Junge* mehr, sondern ein *kraftvoller Recke*, zu dessen Bändigung es außergewöhnlicher Mittel bedurfte. Geradezu ungeheuerlich ist hier auf große Erstreckungen die *Verwilderung* des Stromlaufes, *gewaltig* sind die Wassermassen, mit denen der Mensch den Kampf aufzunehmen hat, scheinbar *unbezwinglich* die Gewalten des Elementes, das hier von unübersehbaren Gebieten Besitz zu nehmen droht, dort über mächtige Barren und Riffe fortstürmt – *jedes Zwanges feind*: ein Bild siegesbewußter elementarer Kraft. (Schweiger-Lerchenfeld 1896: 508, Herv. E.K.)

Obwohl Schweiger-Lerchenfelds Schilderung den Fluss mehrfach personifiziert, schafft sie keine Identifikation mit Kraft und Kampf des Flusses wie „Mahomets Gesang“. Die Natur, die den menschlichen Bestrebungen entgegentrat, wird zum Opponenten, während der Mensch in diesen Szenarien als Kulturstifter oder Kulturbringer auftritt und die ‚Bändigung‘ des Flusses als eine Eroberung in Szene setzt.

Die Biographie als eine mögliche Form der Flussbeschreibung setzt hingegen eine Sichtweise voraus, die kein Entdeckungs- und Eroberungsszenario, sondern die historischen und

¹³ Zu den seltenen aber wichtigen Ausnahmen gehört Mór Jókais Roman „Ein Goldmensch“ (1872), der eine fiktive Reise Donau aufwärts erzählt.

¹⁴ Umso interessanter ist die Umkehrung dieser Sichtweise seitens westlicher Autoren, Filmteams und Ausstellungsveranstalter, wie sie seit Ende der 1990er Jahre zu beobachten ist (Vgl. Graff 1998; Thorpe 2015. Donau 2020).

¹⁵ Über die Entdeckung der letzten fehlenden (ruandischen oder) Rukarara-Quelle des Weißen Nils vgl. Kandt 1904.

¹⁶ Stanleys Punkt ist natürlich, dass die Entdeckungsreise mit diesem Komfort nicht dienen konnte.

kulturhistorischen Eigentümlichkeiten der Landschaft in den Fokus rückt. Sie kam erst mit der Verbreitung der Biographie als ein populäres Leitmedium der Wissensvermittlung auf.

4. Der Lebenslauf eines Flusses: Goethe als Muster?

Das erste als Flussbiographie bezeichnete Buch aus dem Jahre 1935–37 ist im Umfeld des Kultes großer männlicher Persönlichkeiten beheimatet, es trägt den Titel „Der Nil. Lebenslauf eines Stromes“ (Ludwig 1935–1937). Der Autor Emil Ludwig hat als Verfasser zahlreicher psychologischer historischer Biographien¹⁷ schon in den 1920-er Jahren Weltruhm erworben.¹⁸ Die zeitgenössische Konjunktur der Gattung im Allgemeinen und die Produktivität Emil Ludwigs im Besonderen kommentierte Siegfried Kracauer 1930 mit der bissigen Bemerkung: „In Frankreich, England, Deutschland beschreiben sie das Leben der von Emil Ludwig noch übriggelassenen öffentlichen Personen, und bald wird es keinen großen Politiker, Feldherrn, Diplomaten mehr geben, dem nicht ein mehr oder weniger vergängliches Denkmal gesetzt wäre.“ (Kracauer 1977: 75)

Ludwig fügte seiner „Galerie von symbolischen Formen des Genies“ (Ludwig 1926: 15, zit. n. Ullrich 2006: 17 f.), die unter dem Titel „Genie und Charakter“ 1926 herausgekommen war, mit dem Nil-Buch ein neuartiges Porträt hinzu. Im Sinne dieser „Galerie“ bezeichnete er den Nil in dem zweibändigen Werk öfter als „Genie“.¹⁹ Es war ihm dabei offenbar bewusst, eine „neue Form der Darstellung“ (Ludwig 1935: 11) geschaffen zu haben, gerade indem er „kein Reisebuch schreiben, sondern ein großes Leben erzählen“ (Ebenda, 318) wollte. Folglich „reisen nicht wir, der Leser und ich, auf dem Strom; ich erzähle nicht meine Abenteuer, sondern seine [sprich: die des Nils]. Er macht die Reise, seine Schicksale sind's, die uns fesseln.“ (Ebenda, 318) Tatsächlich war es der Autor, der bestimmte Strecken des Nils bereist hat (Ebenda, 318), am Unterlauf stellte ihm hierzu der ägyptische König Fuad 1930 sogar ein Schiff und zahlreiche Materialien zur Verfügung (Elnaggar 2016: 102). Doch der biographische Rahmen ermöglichte es ihm, einen Mythos des großen Stromes und seines großen Kampfes zu schaffen, anstatt sich, wie in den Reiseberichten und Entdeckergeschichten üblich, in rhetorischen Eroberungsgesten zu üben. Im Kampf des Flusses, einem zentralen Element der Darstellung, verbindet Ludwig Historisches mit Natürlichem und lässt Akteure, ihre jeweiligen Interessen wie auch seine Textquellen (Ludwig 1935: I, 10) im Dunkeln. Der Fluss „kämpft“ gegen die Sümpfe im Süd-Sudan und gegen die Wüste, die er beide überqueren muss, aber er „kämpft“ auch gegen die Aufstauung am Assuan-Damm. In der ägyptischen Rezeption des Buches, die positiv und äußerst produktiv war,²⁰ spielte neben der Heroisierung des Flusses offenbar auch das Motiv des Kampfes eine große Rolle, die besonders in der postkolonialen Zeit als identitätsstiftend empfunden wurde (Elnaggar 2016: 105). Ludwig wurde zwar wegen Stellen kritisiert, in denen er „die Sichtweise der Besatzer und weniger die der bezwungenen Völker darstelle“, doch hielt man ihm zugute, dass er „an anderen Stellen [...] die Ausbeutung

¹⁷ Die auch unter dem Sammelbegriff „historische Belletristik“ zusammengefasst wurden (Gradmann 1993).

¹⁸ Von der Fachhistoriografie wurde er allerdings als „Fall ‚Emil Ludwig‘“ abgehandelt (Westphal 2019: 1 ff.).

¹⁹ „wahres Genie“ (Ebd. 318 u.a.).

²⁰ Die arabische Übersetzung wurde 6-mal aufgelegt (Elnaggar 2016: 99). Insgesamt zählt in den arabischen Ländern Emil Ludwig zum meistrezipierten deutschen Autor nach Goethe. Vgl. Ule, Wolfgang (1975): Deutsche Autoren in arabischer Sprache, zit. n. Elnaggar 2016: 100.

der besetzten Gebiete durch die Besatzer“ anprangerte (Elnaggar 2016: 101). Als weitere Gründe für die positive Aufnahme der Flussbiographie führt Diaa Elnaggar Ludwigs persönliche Kontakte zur arabischen Welt²¹ und seine Position als deutschsprachiger Autor „abseits der sogenannten Contact-Zone“ zwischen Kolonisten und Kolonisierten an (Elnaggar 2016: 103).

Um sein ungewöhnliches Vorhaben zu erklären, breitete Ludwig in seiner „Vorrede“ zum Nil-Buch das altbekannte Schema der menschlichen Altersstufen als anthropologische Konstanten aus, die er diesmal auf den Leib des längsten Flusses der Erde zuschnitt:

Da er mir nun als eine *lebendige Existenz* erschienen war, vom strahlenden Anfang durch *furchtbare Schicksale* zu einem dienenden Ende getrieben, so wurde es mein Streben, die innere Notwendigkeit seiner *Erlebnisse*, hier wie in den *Lebensläufen großer Männer*, aus seinem *Charakter* zu erweisen: wie der *Knabe* aus dem *Urwald seiner Kindheit* tritt, im Kampfe wachsend, verzagend, fast versiegend und doch am Ende siegreich; wie sein ferner, kühner *Bruder* zu ihm stößt; wie sie zusammen die Wüste durchgleiten und die Felsen durchbeißen; wie er *auf der Höhe männlicher Kraft* den Kampf mit dem Menschen aufnimmt und verliert, – nun aber, gebändigt, *Menschengleich schafft* und dennoch am Ende mehr tragische Dinge erfüllt als in der *Wildheit seiner Jugend*. (Ludwig 1935: Bd. I, 10, Herv. anthropomorpher Ausdrücke von E. K.)

Ludwigs biographisches Schema, das im Vorwort seines Werkes zusammengefasst wird, enthält die Bestandteile einer wohlgeordneten Geschichte, umfasst die Schlüsselwörter „Anfang“ und „Ende“ und ordnet das, was dazwischen liegt, in Lebensabschnitte. Das Ende wird dabei auch als Ziel verstanden, das gleichsam aus einer „innere[n] Notwendigkeit“ (Ebenda: 10) folgt. Dies sei, bekennt der Autor, sonst nur der Biographie „großer Männer“ (Ebenda) eigen, die sich ihren eigenen Lebensweg bahnen. Eingriffe in den Lauf des Nils, wie etwa der Bau des Assuan-Staudammes, erscheinen daher, ebenfalls auf einer tradierten Metaphorik basierend, als eine Bändigung der Kräfte, die letztlich ihre Nutzbarmachung für das „Menschenglück“ bedeutet (Ebenda). Ludwig spannt den Bogen dieses Vergleichs bis zu dem Punkt, wo der große Strom und das prometheische Individuum als geradezu austauschbar erscheinen:

So oft ich das Leben eines Menschen darstellte, schwebten mir Bild und Schicksal eines Stromes vor dem Geiste, aber nur einmal erkannte ich im Strom das Schicksal des Menschen. Als ich zu Ende 1924 den Staudamm von Assuan erblickte, drängte sich seine symbolische Bedeutung meiner Seele mit solcher Gewalt auf, dass ich das Leben des Nils an diesem entscheidenden Punkte seiner Bahn stromauf und stromab zu erfassen glaubte. (Ludwig 1935: I, 9)

Gleichzeitig werden mit dem Rückgriff auf die Vorstellung der Lebensreise Reise und Lebenslauf in Ludwigs Buch letztlich zu austauschbaren Begriffen.

Das Werk ist aber nicht nur in seiner allgemeinen Tendenz, sondern auch unmittelbar an Goethes berühmtes Stromgedicht angelehnt, indem den einzelnen Büchern Fragmente aus „Mahomets Gesang“ vorangestellt sind. Sie läuten die Schilderung des Weißen Nils mit der Überschrift „Freiheit und Abenteuer“ (Ebenda: I, 15), die des Blauen Nils als „Der wildere Bruder“ (Ebenda: I, 119), die Strecke durch die Wüste als „Der Kampf mit dem Menschen“ (Ebenda: I, 183), den Nil in Ägypten als „Der bezwungene Strom“ (Ebenda: II, 9) und das Delta mit dem Titel „Das Gold an der Mündung“ (Ebenda: II, 117) ein.

In der Folge von Ludwigs personifizierender Rhetorik ist der Nil besonders im ersten Band des Riesenwerkes ein mit menschlichen Eigenschaften ausgestattetes Subjekt, das im Kampf

²¹ Ein wichtiger Grund für Ludwigs Orientbegeisterung dürfte der Umstand gewesen sein, dass sein Vater als Augenarzt auch im Dienst des Sultans Abdel-Hamid stand (Elnaggar 2016: 103).

mit der Natur und mit dem Menschen seine Kraft entwickelt, um diese letztlich zum Wohle der Menschen einzusetzen. Ludwig gliedert den Flusslauf durch Ausdrücke, die meistens Menschen vorbehalten sind. Bei Nimule im südlichen Sudan nimmt der weiße Nil vom „Sturm und Unvernunft seiner Jugend“ „Abschied“ (Ludwig 1935: I, 70), im No-See ebenfalls im Südsudan „beginnt für den Nil eine neue Epoche“.²² Das wichtigste anthropomorphe Motiv ist aber Kraft und Kampf des Flusses. Im Sumpfland bis zum No-See hilft ihm seine „unverwüstlich[e] Lebenskraft [...] [,] Sümpfe zu besiegen“ (Ebenda: I, 79), am Zusammenfluss von Weißem und Blauem Nil ist es, „als müsst er alle Kräfte zusammenraffen, um dem Schicksal seiner zweiten Lebenshälfte gewachsen zu sein.“ (Ebenda: I, 181) Schließlich ist es der Damm von Assuan, der ihm zur Bestimmung wird: „Der Kampf des Nils mit den Menschen ist in Assuan entschieden worden“ (Ebenda: I, 335), doch noch im Delta „dicht vor seinem Ende wirft der bezwungene Strom dem Menschen seine Gewalt entgegen, um ihn an die Kräfte des Elements zu mahnen [...]“ (Ludwig 1937: II, 245). So wird die Bändigung des Flusses, die Fruchtbar-Machung des Landes Ägypten, zum Telos des Fluss-Lebenslaufes erklärt.

Die Komposition des Nil-Buches, das Ludwig „des goldenen Schnittes willen“ (Ludwig 1935: I, 11) in fünf Bücher teilt, unterscheidet sich folglich trotz der vorangestellten Zitate aus „Mahomets Gesang“ an einem entscheidenden Punkt vom Gedicht. Während hier die Nutzbarwerdung des Flusses nur eine Episode in seinem Lauf bedeutet, dem schließlich die Heimkehr zum Vater Okeanos folgt,²³ wird bei Ludwig die Nutzung des Flusses durch den Menschen zu dessen Bestimmung. Ludwig schien dieser Widerspruch nicht sonderlich zu stören,²⁴ er hielt sich, so erinnert sich der Zeitgenosse Robert Neumann, als Autor einer äußerst erfolgreichen Goethe-Biographie, „wenn nicht für Goethe, so doch für seinen geistigen Erben.“ (Neumann 1963: 383). Wo „Mahomets Gesang“ nicht nahtlos ins Konzept passte, wurden andere Werke Goethes herangezogen. Schon die Vorrede zitiert den Schluss von „Faust II“, Fausts Projekt, dem Meer Land abzugewinnen, „als höchste Leistung humaner Männlichkeit“ (Ludwig 1935: I, 9).²⁵

Damit erreicht der Nil schon mitten in seinem Lauf seine Bestimmung und Ludwig subsummiert die gesamte Nil-Strecke von Assuan bis zur Mündung unter dem Stichwort „Alter“, das keine weiteren Ziele und Untergliederungen mehr kennt.²⁶ Im Text vermischen sich unbe-

²² Ludwig 1935: I, 104. Vgl. auch: „Kaum hat er den Dampfer auf seinen Rücken genommen, so erwartet den Nil ein neues Abenteuer.“ (Ebd.: I, 26).

²³ „Läßt der Türme Flammengipfel, / Marmorhäuser, eine Schöpfung / Seiner Fülle, hinter sich.“ Goethe: „Mahomets Gesang“.

²⁴ In Ludwigs Auffassung war Genialität überhaupt eine Eigenschaft der Biographie und nicht des Werkes, er war entsprechend bemüht, „das Werk in der Persönlichkeit aufgehen zu lassen“ und nicht umgekehrt. Insofern ist es nicht weiter verwunderlich, wenn er sich kaum um die genaue Interpretation der Werke kümmert. Vgl. Ludwig 1928 [1924]: 15, zit. auch bei Köhne 2014: 86.

²⁵ Anspielung auf des alten Fausts Wunsch: „Zu überschaun mit einem Blick / Des Menschengestes Meisterstück, / Bethätigend, mit klugem Sinn, / Der Völker breiten Wohngewinn.“ („Faust II“, Akt V, Palast, Vers 11247–11250). Die biographische und mythisierende Sichtweise verwischt dabei, dass am Bau des Assuan-Dammes Menschen am Werke waren, mit genau beschreibbaren ökonomischen Zielen. Diese Parallele wird bei der Schilderung des Damms von Assuan genauer ausgearbeitet: „Faust ist erblindet, er sieht es nicht mehr. *Wir aber sehen*, [...] wie nun der alte Nil am Ende seiner Abenteuer, bezwungen, doch weise, gelassen wie ein Philosoph, Helfer der Menschen wird, die sich an seine Ufer drängen, und mit behutsam eingesparten Kräften mehr leistet, als dem Drang der Jugend gegönnt war.“ (Ludwig 1935: I, 348, Hervorhebung von E. K.).

²⁶ Diese Einschätzung von Dämmen widerspricht allerdings der Auffassung, wie sie der junge Goethe etwa in den *Leiden des jungen Werthers* entwickelte: „Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten hereinbraust und eure staunenden Seele erschüttert? – Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen

merkt zwei verschiedene Konzepte des Individuums, das des Genies und des regelkonformen Bürgers, und es wechselt auch die Perspektive: Während am Anfang das Buch die Landschaft vom Nil her wahrzunehmen vorgibt, rückt nach dem Assuan-Damm in Ägypten die Geschichte des Landes in den Vordergrund.

„Metaphern“ – schreibt Julia Barbara Köhne – „kommt eine entscheidende Funktion bei der Regulierung und kommunikativen Leistung des Geniediskurses zu. Sie werden eingesetzt, um eine transzendente Ebene zu eröffnen, um Tatsachen zu erschaffen oder um blinde Flecken, wackelige Konstruktionen und Ungereimtheiten im wissenschaftlichen Konzept auszubalancieren oder zu überdecken.“ (Köhne 2014: 115). Auch die Strommetapher versteht das Genie auf geradezu essentielle Weise mit Charakteristiken, wie Kontinuität, Ursprünglichkeit, Kraft oder auch Unkontrolliertheit. Umgekehrt integriert die Projektion des menschlichen Lebensweges auf den Strom diesen in eine einheitliche Erzählung, unterlegt dem Fluss eine Bedeutung, bündelt seinen Lauf durch die Dimension des Kampfes, einen Begriff, unter dem Ludwig die Größe und Länge des Stromes, aber auch den von ihm gebrachten Nutzen versteht, zu einem sinnvollen Ganzen.

Letztlich hatte aber das, was in der Adaption auf den Fluss neu war, mit Blick auf die Biographie durchaus epigonale Züge. Siegfried Kracauer kritisierte denn auch den musealen Charakter dieser biographischen Literatur der Zwischenkriegszeit, die „das Ende des Individualismus“ in Form der Erinnerung an die „großen Individuen“ feierte (Kracauer 1977: 79). Als Gegenstand einer Lebensgeschichte scheint der Fluss gerade die heute umstrittensten Merkmale der Biographie, wie Konsistenz, Linearität und Geschlossenheit, oder auch ihre männliche Zuschreibung zu beglaubigen (Klein 2009: 345), welche durch die geographischen (und grammatikalischen) Charakteristiken des Flusses gleichsam vorgegeben sind oder zumindest vorgegeben zu sein scheinen.

Der Flusslauf hat – zumindest kartographisch gesehen – eine klare lineare Gestalt, einen Anfang und ein Ende und zugleich ist er von Anfang bis Ende derselbe Fluss: er führt denselben Namen (Febvre 2006: 16 f.). Das Illusorische der biographischen Einheit, wie es von Pierre Bourdieu in seinem Aufsatz „Die biographische Illusion“ (1990)²⁷ reflektiert wurde, kommt im Falle eines Flusses teils gar nicht erst zur Sprache: denn dieser ist Kontinuität per se. Problematischer ist hingegen die Adaptierbarkeit von Aspekten der Biographie wie „subjektive und objektive Intention, die in ihr zum Ausdruck kommen musste“ (Bourdieu 1990: 75). Doch dem Schrifttum über Flüsse fehlte es nie an Invention, um ihnen eine *Raison d'être* anzudichten und ihrer gesamten Existenz einen Sinn und ein Ziel zu unterlegen.

5. „Lebenslauf eines Stromes“: Das Kleingeld der Altersanalogien

Obwohl in der Zwischenkriegszeit keine mit der Flussbiographie Ludwigs auch nur ansatzweise vergleichbare Schilderung der Donau entstanden ist, war das Pathos seines Nil-Buches in der Stilisierung mancher Donau-Strecken zur urweltlichen Landschaft (Jatho 1939: 37 u. a.), die

Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.“ (Goethe 2000: VI, 16. Vgl. auch Müller 1957: 84).

²⁷ Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. Aus dem Französischen von Eckart Liebau. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1, S. 75–81.

Überhöhung der Quelle zu einem mythischen Ort (Tummler 1940: 365 f.) und des gesamten Flusses zum großen Strom auch in den zeitgenössischen Donau-Darstellungen zu finden.

Das erste Buch über die Donau, das den Untertitel „Lebenslauf eines Stromes“ trug, erschien aber erst im Jahre 1968 und stammte vom Journalisten Ernst Trost. Es war nicht auf Staudämme und Nutzbarmachungsprojekte fokussiert und es fehlte darin auch ein anderes großes, sinnstiftendes Narrativ, das die Einheit der Donau hätte sichern sollen; das Buch schien geradezu von dem Mangel solcher Meisternarrative Zeugnis ablegen zu wollen. In seinem Mittelpunkt stand die politische Teilung des Kontinents und damit auch des Raumes, den die Donau durchquerte. Die Spaltung wurde darin prägnant inszeniert – durch die kontrastierende Anordnung des Flusslaufs, an dessen Anfang hier die sowjetische, durch starke militärische Präsenz geprägte Stadt Ismail an der Mündung steht, gefolgt von der als zivil und gewachsen charakterisierten Umgebung der Quelle in Donaueschingen; durch die Codierung der Strecke „hinter“ dem Eisernen Vorhang als „rote“ Donau sowie durch die Inszenierung des harten Grenzübergangs zwischen West und Ost bei Hainburg und Devín.

Die manifeste Spaltung wurde jedoch durch andere Mittel aufgewogen, die dem Leser die latente Zusammengehörigkeit der Donau-Region nahelegten. Zu diesen gehört die Metaphorik der ‚beweglichen Landschaft‘: „Die Donau beachtet diese ‚technischen Sperren‘ nicht. Sie braucht kein Visum“ (Trost 1968: 292); sowie Attribute und Vergleiche, die die Abschnitte des Flusses in die sinnhafte Abfolge der Altersstufen ordneten. Es war auffallend, dass die Altersattribute nicht auf die gesamte Donau, sondern hauptsächlich auf die Mündung bzw. auf die Quelle und den Oberlauf angewendet wurden.²⁸ Die vertrauten Etiketten des Alters bzw. der Jugend wurden von Trost aktualisiert und der Lebenslauf des Flusses dadurch in der Populärkultur der eigenen Gegenwart angesiedelt. Im Schwarzwald, wo die Donau gleich mehrere Altersstufen passierte, war die Donau zunächst ein „Donaubaby“ (Trost 1968: 20), dann ein „ausgelassener Teenager“ (Ebenda, 30).

An der Stelle, wo sie das Juragestein der Schwäbischen Alb durchbrach, war von ihrem „landschaftliche[n] Ausgekleid“ die Rede, zu dem „das Maß [...] nicht an der bescheidenen jungen Donau genommen [wurde], sondern an dem künftigen Strom, der es noch mit Alpen und Karpaten aufnehmen wird.“ (Ebenda: 34).

Die poppigen Vergleiche wurden durch konventionellere Personifikationen ergänzt, wie das Bild von der „frisch getaufte[n] Donau“ (Ebenda: 29) oder die Bemerkung, dass der Fluss seine „erste Bewährungsprobe“ (Ebenda: 33) bestehen muss, oder den Hinweis auf seine „Kühnheit“ (Ebenda: 34).

Der Kontrast zwischen tatsächlicher Kleinheit und späterer Größe wurde in gefälligen, zeitgemäß wirkenden Vergleichen wie diesen zum Ausdruck gebracht:

Der Fluss, der sich von dieser Stelle an den Namen Donau anmaßt. Er wirkt dabei genauso unglaublich wie ein blutjunger Aspirant, der sich auf seine erste heimliche Visitenkarte schon den Titel „Generaldirek-

²⁸ Solche anthropomorphe Altersattribute für Flüsse waren weit verbreitet und gelegentlich sogar für die Gesamtdarstellung des Flusses prägend. Im voice-over Kommentar des Dokumentarfilms „Bunte Welt am großen Strom“ (1956-58) wird der Breg als „Wiege der Donau“ bezeichnet, Immendingen als ein Ort, wo der „spitzbüßische Fluss“ sich versteckt, in Regensburg wird der „muskulös gewordene junge Fluss“ schiffbar, in Österreich „tanzt und singt er wie ein junger Geselle“, den ungarischen Boden hingegen betritt er „mit den schweren Schritten eines reifen Mannes“ etc. Was im Dokumentarfilm auffällt, ist das Fehlen jeglichen Bezugs zu den visuellen Elementen, die Bedeutung der biographischen Attribute ergibt sich ausschließlich aus dem biographisch angehauchtem Textkommentar – verfasst von dem ungarischen Literaten Iván Boldizsár.

tor“ drucken lässt. Denn dieser leichtbewegten Lache, die aus dem Zusammenfluss von Brigach und Breg entsteht, traut man den großen Strom nicht zu. (Ebenda: 19)

Dabei wurde der Lebenslauf unmerklich in die Vorstellungswelt der Karriere übertragen, die romantische Vorstellung von der selbstbestimmten Persönlichkeit in das Bild eines einflussreichen Mannes übersetzt. Der Name des Flusses war als Visitenkarte mediatisiert, sein verwickelter Lauf zum Sujet eines Hollywood-Films verkürzt:

So beginnt jedoch die Karriere eines Stromes wie das abgedroschene Erfolgsmärchen von dem Mann, der als Tellerwäscher, als schmieriger Schuhputzer oder Zeitungsboy angefangen und es schließlich zum Supermanager, Millionär und Drahtzieher hinter den Kulissen der großen Politik gebracht hat. (Ebenda: 20)

Trost schien nicht an der Veränderung selbst, sondern am Kontrast zwischen Quelle und Mündung interessiert gewesen zu sein und passte sein Vokabular dabei sehr bewusst dem Zeitgeist an. Die Komposition erlaubte es ihm, Anfang und Ende des Flusses unmittelbar aufeinander zu beziehen und damit den Lebenslauf als eine Verbindung zwischen zwei Gegenpolen zu verstehen. Im ersten Kapitel beschrieb er die ‚alte‘ Donau der Mündungsgegend, im zweiten und dritten Kapitel folgte dieser der junge Fluss am Oberlauf. Der Lebenslauf war hier nicht die Summe der Altersstufen, sondern ein Produkt des Unterschieds. Im Gegensatz zu Ludwigs Nil-Beschreibung wurde dem Lauf der Donau hier kein Telos unterlegt und entsprechend fehlte Trosts Schilderung auch das Genie-Pathos. Das Lebenslaufmodell wurde lediglich als Klammer angewendet, dies reflektierte Trost selbst im einführenden Kapitel über Ismail, dem er den Titel ‚Genossin ‚Dunaj‘‘ gab: ‚Er [der Strom] hat ein Leben hinter sich, nicht von der Wiege bis zum Grabe, sondern von der Quelle bis zum Meer, unberührt von den Narreteien und großen Taten der Völker an seinen Ufern.‘ (Ebenda: 18). Folglich bedeutete die Bezeichnung Lebenslauf zweierlei, erstens einen Vollständigkeitsanspruch, zweitens aber diente sie dazu, den Fluss als etwas immer schon Vorhandenes, von politischen, militärischen und ökonomischen Entwicklungen Unabhängiges zu präsentieren, der Darstellung des geteilten Raumes gegenzu- steuern. Durch die Bezugnahme auf eine biographische Form wurde die Donau trotz der politischen und militärischen Teilung des Raums zu einem zusammenhängenden Ganzen erklärt. Wie willkürlich Trost Altersanalogien einsetzt, zeigt etwa, dass die ‚alte‘ Donau mit ganz anderen Persönlichkeitsmerkmalen versehen ist als die junge. Denn der Strom ist an seinem Ende kein Generaldirektor und kein Drahtzieher geworden, wie dies aus den Etiketten des Anfangs folgen würde, sondern eine russische Großmutter: ‚[Die Donau] hat auch was von einer Babuschka an sich – von einer der russischen Großmütter, die mit den Enkelkindern unterwegs sind, während die Eltern Rubel verdienen. ‚Babuschka Dunaj‘. [...] Auch sie beginnt ihren Lauf wie jeder andere Strom, Fluß, Bach als winzige Quelle.‘ (Ebenda: 17).

Angesichts dieses Befundes kann man nur rätseln, wie ernst Trost seine Vergleiche gemeint hat. Denn der Unterschied ließ sich nicht aus dem Fluss, sondern letztlich nur aus dem Unterschied der beiden politischen Blöcke und ihrer Weltsicht ableiten. Dabei veränderte sich un- bemerkt (und unkommentiert) auch die ‚Genderidentität‘ des Flusses, und zwar gerade umge- kehrt, als es sein grammatikalisches Geschlecht in den Sprachen, die an seinen Ufern gespro- chen werden, vorgeben würde. Scheinbar der Logik der sowjetischen Realität folgend, per- sonifizierte Trost nämlich die Donau an ihrer Mündung als ‚Genossin Dunaj‘ (Ebenda: 9) bzw. als ‚Babuschka Dunaj‘, obwohl das grammatikalische Geschlecht von ‚Dunaj‘ im Russischen

männlich ist, am Oberlauf hingegen imaginierte er die im Deutschen grammatikalisch weibliche ‚Donau‘ – obwohl nicht ganz konsequent, aber doch immer wieder – als Mann (Drahtzieher, Supermanager, Generaldirektor etc.). Die kulturelle Färbung der Altersbezeichnungen war den beiden einander gegenüberstehenden politischen Systemen angepasst. Farben der einzelnen Länder entlang des Flusses fielen dabei weg.

Trost unterlegte mit dem Sujet des ‚Lebenslaufes‘ seinem politischen Donau-Narrativ einen gegenläufigen, gleichsam ‚natürlichen‘ Subtext, was von der Absicht zeugte, im „winzigste[n] Wegstück [des] großen Stromes“ „eine Spur vom Ganzen“ zu zeigen (Ebenda: 42), doch es bleibt eine Frage, wie überzeugend Trost das gelang.

Die Abfolge von Lebensaltern, der Faden, der seine Donau-Darstellung begleitete, war hier im Gegensatz zu Ludwigs Nil-Darstellung nicht die Entfaltung inhärenter Kräfte, sondern ein Verrücken der sozialen Rollen von den anmaßenden jugendlichen (siehe Tellerwäscher, der sich als Generaldirektor ausgibt) zu den altruistischen alten (siehe russische Babuschka, die sich um die Enkelkinder kümmert, während die Eltern Rubel verdienen).

Die Verbindung von Fluss und Biographie beruhte bei Trost auf einer konventionellen Vorstellung beider Elemente und ergab eine populäre verharmlosende und relativierende Mischung von Klischees, die als Kontrastfolie der politischen Teilung aufgespannt war. Dabei reflektierte Trost kaum auf die beiden Bestandteile Fluss und Lebenslauf, geschweige denn auf ihre Verbindung. Indem er die unterschiedlich konnotierte Lebensaltermotivik in den Vordergrund stellte (und auch seine Quellen sorgfältig angab), demonstrierte er jedoch, dass weder sein Text noch der Donauraum aus einem Guss war.

6. Der Fluss als Archiv?

Wenn man Linearität, Abgeschlossenheit und Kohärenz als die wesentlichsten formalen Merkmale jeder traditionellen Biographie betrachtet, dann ist der Fluss wie kaum eine andere geographische Formation geeignet, eine Lebensgeschichte zu modellieren. Der Weg von der Wiege bis zum Grab findet seine (fast selbstverständliche, da kartierte) Entsprechung im Verlauf des Flusses von der Quelle bis zur Mündung. Die Skepsis gegenüber diesem narrativen Sujet und seinen ideologischen Implikationen am Ende des 20. Jahrhunderts (Vgl. Fetz 2009) blieb auch für das Schema der ‚biographischen‘ Flussbeschreibung nicht ohne Folgen. Eine interessante Umdeutung der Analogie von Fluss und Leben ist das Buch des Germanisten und Schriftstellers Claudio Magris, der den Fluss aus einem konventionellen Modell des Lebenslaufes in eine postmoderne Reflexionsfläche unterschiedlicher Identitätswürfe umdachte und damit das bis zum heutigen Tag bekannteste und meist übersetzte Donau-Werk schuf (Magris 1995: 37, Pellegrini 2003 [1997]: 6).

Obwohl Magris’ ‚Danubio‘ im Original keinen Untertitel hatte und sich eher als ‚eine Art‘ literarische Reise gab, lief die deutsche Genrebezeichnung ‚Biographie eines Flusses‘ seinen Intentionen sicherlich nicht zuwider. Biographie und Identität waren zentrale Themen des Buches, und zwar nicht durch die übliche Vortäuschung einer ‚biographischen Illusion‘ (Bourdieu 1990), sondern durch die Analyse bestimmender Aspekte der Biographie, wie

Herkunft (Magris 1988: 36)²⁹, Heimat (Ebenda: 41), Familie (Ebenda: 143) oder auch der Wechsel der Identitäten (Ebenda: 343) aus verschiedenen Blickwinkeln; lauter Fragen, die „Danubio“ mit der Eigenart der Donau-Region, oder wie sie an einigen Stellen des Buches genannt wird: mit der „Kultur“ bzw. „Zivilisation der Donau“ (Ebenda: 180)³⁰ verband. Das Novum des Buches bestand denn auch gerade darin, *wie* es den aktuellen Mitteleuropa-Diskurs der 1980er Jahre mit der Diskussion über brüchige Identitäten³¹ verknüpfte und sie in einer konkreten Landschaft verankerte. Von ähnlich gelagerten Versuchen der achtziger Jahre, Mitteleuropa und somit das Verhältnis von Zentrum und Peripherie neuzudenken,³² unterschied sich Magris' Projekt darin, dass es diesen Fragenkomplex nicht einem Territorium, sondern dem Fluss zuordnete, der, wie er formulierte, „Sinnbild der Identitätsfrage par excellence“ (Magris 1988: 23) und daher für die Hinterfragung traditioneller Identitätszuschreibungen geeignet war. Dank seiner Bildung konnte Magris hier Beispiele fragmentierter Lebensläufe in der Region mit jenen allgemeinen Modellen der Biographie zusammen diskutieren, die traditionell dem Fluss zugewiesen wurden.³³

Im Unterschied zu Trosts „Lebenslauf eines Stromes“ war die Empirie der Fahrten für Magris' Buch von marginaler Bedeutung und obwohl er die von ihm beschriebenen Orte an (oder in der Nähe) der Donau im Laufe von 4 Jahren alle bereist hatte (Schlüter 2003: 47), gaben diese lediglich die grobe Komposition von „Danubio“ vor. Die Reise bestand weniger im Entdecken und Erfahren als im Abklappern und Neukonfigurieren von Bildungsgütern, was Magris durch die Metapher des „Reisegepäcks“ unterstreicht: „Der Germanist, der mit Unterbrechungen – wann und wo auch immer er kann – dem Verlauf dieses Stromes reisend folgt, der seine Welt zusammenhält, schleppt ein umfängliches Reisegepäck an Zitaten und schrulligen Vorstellungen mit sich [...]“ (Magris 1988: 16 f.). Die bereisten Orte (wie auch der Fluss) fungierten in seinem Buch hauptsächlich als Trigger zum Vorzeigen dieses germanistischen Bildungsgepäcks. Kein Wunder, dass Magris gelegentlich längere Strecken Weges übersprang, während er anderen Orten mehrere Kapitel widmete, je nachdem, wie es die Themen seines Buches verlangten.³⁴

Die Reise vollzog sich sowohl im physischen als auch (kursorisch) in einem Text-Raum. Dies zeigt sich u.a. darin, dass Magris räumliche Relationen oft nur punktuell behandelt, während Jahreszahlen, historische Daten, gelegentlich auch bibliographische Informationen immer wieder penibel ‚verortet‘ werden. Sie sind ausschlaggebend in dem durch kulturelle Leistungen, reale oder fingierte Biographien aufgespannten diskursiven Koordinatensystem von „Danubio“. „Im ersten Band auf Seite zwölf schreibt Schultes“ (Magris 1988: 70), heißt es etwa, um einen von Schultes in Angriff genommenen, später aufgegebenen Versuch, ein Wörterbuch der Fährleute anzulegen,³⁵ wenigstens bibliografisch genau festzuhalten, oder man liest

²⁹ Für Beispiele für Altersattribute siehe Ebenda: 45, 64.

³⁰ Vgl. auch „Kultur der Donau“ (Ebd.: 90).

³¹ Nach der aktuelleren Terminologie: Intersektionalität.

³² Die wichtigste Landschaft für kakanische Rekonstruktionen war Galizien. Vgl. Ransmayr 1985, Pollack 1984, Gauss/Pollack 1992 u. a.

³³ Magris führte in seinem Buch eine Reihe von Texten zum Fluss und zur Frage von Identität an, die auf Flüsse, aber nicht konkret auf die Donau bezogen waren – vom vielzitierten Heraklit bis zu Quine und Grillparzer.

³⁴ Für Ersteres bietet die Strecke von Regensburg bis Linz ein Beispiel, fürs Letztere u. a. Wien.

³⁵ Bei Schultes geht es um das Wörterbuch der Donauschiffahrt, diese Nuance dürfte bei der Übersetzung verloren gegangen sein (Vgl. Schultes 1819).

von der „alte[n] unhaltbare[n] Hypothese“, die „Doktor Guglielmo Menis [...] auf Seite 250 seines Buches [...]“ vertritt, „dass der Fluss Quito der Ister sei [...]“ (Magris 1988: 158).³⁶ Gelegentlich gibt Magris – sicher nicht ohne Ironie – sogar die genaue Länge oder gar das Gewicht der von ihm besprochenen Bücher an (Ebenda 1988: 65, 384). Obwohl sich die Reise in einem realen Raum vollzieht, zerfasern manche Orte durch den von Magris präsentierten Wust an Spekulationen über ihre Existenz: „Dem Ursprung der Donau gelten Untersuchungen, Vermutungen und Bemerkungen von Herodot, Strabon, Cäsar, Plinius, Ptolemäus, Pseudo-Skymnos, Pomponius Mela, Erasthotenes [...]“ (Ebenda 1988: 18). Umso greifbarer sind hingegen die Angaben über die Medien der Überlieferung.

Das Universum der Donau ist hier eindeutig auch eines der Textdokumente. „Danubio“ steht nicht nur für einen Fluss, sondern auch für den Fluss als Bibliotheksphänomen. Dieses umfasst eine Vielfalt an Textsorten und auch Hinweise auf Gegenstände. Es werden hier Romane, Biographien, Wörterbücher, enzyklopädische Beschreibungen der Donau, Reisebeschreibungen und landeskundliche Werke, Statistiken, Tabellen, aber auch Schilder, Tafeln sowie verschiedene Darstellungen der Donau als Kind an der Quelle, als alter Mann Danubius in Wien etc. referiert. Schon der Titel lässt durch den fehlenden bestimmten Artikel den Status des Flusses in der Schwebelage: Man liest ein Buch über die Donau, oder ein Buch *in Form* der Donau, d.i. ein komplexes System der Überlieferung, das man als ein Archiv, mit einem Ausdruck von Magdalena Baran-Szotys als ein Imaginationsarchiv bezeichnen könnte (2021: 50). In seiner Zweideutigkeit präsentiert sich „Danubio“ als beides.

Der Reisende setzt die Reise schon am Anfang als eine Transkription verschiedener Textdokumente in Szene: Es wird versucht, „die mit Aufzeichnungen überfüllten Karteikarten auf der planen Fläche des Papiers zu befestigen und die vollen Briefumschläge, Hefte, Prospekte und Kataloge auf Schreibmaschinenblätter zu übertragen.“ (Magris 1988: 17). Aber auch am Ende stellt die lebendige Pflanzen- und Tierwelt des Deltas Magris vor Probleme der Notation: „Das Flüstern des Sommers und des Flusses erforderte von dem, der es protokollieren wollte, die Genauigkeit des schwedischen Klassifikators, seine Kommata, welche die Sätze einteilen, seine Punkte, die sie trennen und voneinander unterscheiden.“ (Ebenda: 467). Zwischen solchen Endpunkten gerät die Donau-Reise selbst zu einem unsystematischen Lese- und Umschreibkurs quer durch wissenschaftliche Fächer, regionale Diskurse und kaum bekannte Literaturen.³⁷

Der Reisende, der entlang des Flusses kaum über die Umstände seiner Reise, sehr wohl aber über die mit den einzelnen Orten verbundenen hochkulturellen Leistungen, berühmten Biographien und historischen Ereignissen musiert, präsentiert sich als ein Archivar, der eben jene Aspekte der regionalen Überlieferung aufgreift und zur Schau stellt, die dem nationalstaatlichen Kulturbegriff widersprechen. Sein Gedankengang wird dabei durch die Gegenüberstellung von deutscher und österreichischer Kultur und durch den Fokus auf die multiethnische Vergangenheit der anderen Donau-Länder unterstützt. Magris' redliche Intention, in seinem Überblick auch die in der westlichen Öffentlichkeit wenig bekannten Kulturen des europäischen Ostens als gleichwertig zu integrieren, wird durch ein Teppichbombardement an entsprechenden kul-

³⁶ Oder über Alexander Heksch: „Auf Seite 745 seiner gewichtigen Monographie über die Donau aus dem Jahr 1881“. (Ebd.: 465, etc.).

³⁷ Neben Texten und Büchern berichtet das Buch mit Vorliebe über Besuche an Orte des Erinnerens und des Archivierens, so etwa in Museen, Kaffeehäusern und Antiquariate, gelegentlich auch über gelehrte Gespräche mit Literaturhistorikern.

turellen Informationen gestützt, aber nicht immer überzeugend vermittelt, was ihm gelegentlich auch zum Vorwurf gemacht wurde. Desgleichen bleiben die hegemonialen Aspekte kultureller Mischungen in seiner Darstellung meistens unterbelichtet. Dennoch bekommt die eigene Bildungsbeflissenheit durchaus eine ironische Note, unter anderem wenn der meistens unpersönlich formulierte Text mal den Reisenden, mal ein Ich zum Subjekt der Lesereise erklärt.

Im Gegensatz zur symbolischen Bildersprache von „Mahomets Gesang“, der Mensch und Fluss, die mit dem einen wie mit dem anderen assoziierten Wörter ineinander verschränkt und damit die essenzielle Einheit der beiden vermittelt (Jølle 2004: 438–440), wirkt die Verbindung von Fluss und Archiv konstruiert, zumal das Archiv hier mit einer Landschaftsformation identifiziert wird, die nicht mit Ordnen, sondern mit Vermengen konnotiert ist. „Danubio“ ist folglich ein Archiv, das letztlich keines ist. Der Name des Flusses steht ebenso für die ‚Ordnung‘ einer regionalen Überlieferung wie auch für ihre ‚Unordnung‘ und zieht damit gerade den Archivcharakter des Archivs in Zweifel.

Zum biographischen Projekt wurde das Buch dadurch, dass Magris die Frage nach der Identität zum Kernthema seiner Übersichtsreise machte und dies durch die (weitere) Bedeutung von Reisen als Lebensreise beglaubigte. „Danubio“ weist mehrfach darauf hin, „daß wir, wie man zu sagen pflegt, als Gäste über die Erde wandeln“ (Magris 1988: 13) – eine Vorstellung, die die grundsätzliche Offenheit und Veränderbarkeit des Lebensweges betont. Die Reise entlang des Stromes stellt mit unterschiedlichen Akzenten die Frage: Wer bin ich? und erkundet aus verschiedenen Perspektiven den Sinn der Lebensreise (Ebenda: 37).³⁸ Hierzu bietet der Text sowohl Überlegungen allgemeiner Natur als auch Kommentare zu Einzelschicksalen, oft sind Allgemeines und Konkretes auch unmittelbar miteinander verknüpft.

Im historischen Panorama der Schlachten in der Gegend von Ulm etwa wird nicht nur Kriegsgeschehen resümiert und dieses zusammenfassend als der Kampf zwischen einem vor-modernen und einem modernen Europa auf den Punkt gebracht, sondern es werden ebenfalls Grillparzers Ansichten über Napoleon referiert, der für den österreichischen Dichter die Moderne schlechthin verkörperte, insbesondere die „subjektivistische[.] Hybris“ (Magris 1988: 89) und den „enthemmtten Egozentrismus“ der Epoche (Ebenda: 90). Magris stellt diesem modernen Individuum, im gegebenen Fall einem Genie par excellence, den Dichter Grillparzer gegenüber, den er als den „Ausdruck für diesen österreichischen, zugleich prä- und postmodernen Geist“ versteht. Im Gegensatz zum romantischen Subjekt ist Grillparzer für ihn ein „gespaltenes, [...] doppeltes Individuum“ (Ebenda: 89), er stellt die „österreichische“ Auffassung vom „Leben als Mangel“ und die daraus entspringende „Flucht vor dem Leben“ dar (Ebenda: 90). Dabei stilisiert er, wenngleich ironisch, da gespalten und verdoppelt, ebenfalls Grillparzer zu einer Art Genie, freilich zu einem, das keines zu sein vorgibt. In seiner Gegenüberstellung werden parallel zwei unterschiedliche Grundlegungen des Staates mitverhandelt. Dem modernen nationalistischen Staatsprinzip steht die gleichzeitig als prä- und postmodern veranschlagte Staatsform der Habsburgischen Monarchie gegenüber. Durch ihre Verortung an der Donau werden in Magris’ subjektiven Reflexionen die habsburgische Staatsform und die Brüchigkeit der Identität – zwei große Fragen seines Buches – unmittelbar in Zusammenhang gebracht. Die Gegenüberstellung eines emphatischen Subjektbegriffs mit der Brüchigkeit postmoderner

³⁸ Vgl. auch S. 47, 72 f., 89, 98 f., 151, 181, 209.

Identität, die hier in den Gegensatz von Welteroberung und Weltflucht gefasst wird, ergänzt Magris an anderer Stelle um die Frage der kulturellen Mischungen.

Als Beispiel hierfür dient zunächst die Geschichte von Bissula, der Germanin, die als Sklavin aus der Donau-Gegend des Schwarzwalds kam und zur Verehrten des älteren, gelehrten Römers Ausonius wurde. Die Geschichte dient als Anlass, um über die Frage der Herkunft und der Veränderung von Identitäten nachzudenken: „Eine neue Identität anzunehmen bedeutet nicht, dass man die alte verriete, sondern vielmehr die Bereicherung der eigenen Person um neue Gefühle und Empfindungen, um ein neues Leben.“³⁹ Dabei stellt sich Magris allerdings nicht die Frage, ob der Weg nicht auch umgekehrt, aus dem Imperium in die „Wildnis“, verlaufen könnte.

Diese Geschichten, biographischen Details und Lebensmaximen wirken neben vielen anderen letztlich nur als Fußnoten zur Identitätsfrage, wie sie am Fluss exemplarisch vorgestellt wird. Magris verweist (wie so viele andere schon) auf den (vielleicht ältesten) Text, der die Identitätsfrage am Beispiel des Flusses stellt, den Konnex zwischen Fluss und menschlichem Leben begründet und den zeitlichen Wandel der beiden auf eine vertrackte Weise ineinander verhakt, nämlich auf das Fragment von Heraklit: „Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen“.⁴⁰

Üblicherweise wurde Heraklits Satz im Sinne einer Parallelität von Fluss und Zeit ausgelegt, den Fluss könne man nicht festhalten, insofern sei er ein Bild der Zeit. Doch gewiefte Interpreten versichern, dass das Fragment durch seine schlaue Formulierung nicht nur die Veränderbarkeit des Flusses, sondern auch die Veränderbarkeit des Menschen betont, auch er könne kein zweites Mal in denselben Fluss treten, da er in ständigem Wandel begriffen ist, und so spiegeln sich Mensch und Fluss, einer im anderen.⁴¹

Das Wechselverhältnis zwischen der sich ändernden Identität des Flusses und des Menschen wird auch in „Danubio“ bestätigt. Allerdings zitiert Magris nicht nur Heraklit, sondern auch seinen Antipoden, den analytischen Philosophen Quine, der am Beispiel des Flusses Cayster logisch stringent bewiesen hat, dass man sehr wohl zweimal im selben Fluss baden kann, wenn auch nicht im selben Flussstadium. Für Quine ist der Fluss nämlich „a process in time“⁴² und er hält die Ostension, das Zeigen und Benennen dieses zeitverbrauchenden Gegenstandes für die angemessene Methode, um die Identität des Flusses als Fluss, das heißt als Prozess zu

³⁹ Ebd. S. 47. Oder kurz: „[d]ie Identität ist eine stets offene Suche [...]“ (Ebd.) Am mittleren Lauf des Flusses bekommt die Frage des Identitätswechsels einen Zug ins Exotische. Im Kapitel mit der vielsagenden Überschrift „In mehreren Völkern‘ denken“ wird die Frage nach den objektiven und subjektiven Aspekten der Identität am Beispiele eines Mannes abgehandelt, der in jungen Jahren unter dem Namen Reiter Róbert als Dichter der ungarischen Avantgarde wirkte, während er später in Timișoara in Rumänien als Franz Liebhard ein „Patriarch der deutschsprachigen Schriftsteller im Banat“ wurde und „auf deutsch ziemlich traditionelle Gedichte in Sonettform und verschränktem Reim“ schrieb. (Ebd.: 343) Auf die Frage, ob man bei so viel Veränderung „reicher oder zu einem Niemand wird“ (Ebd.: 345), bekommt der Leser zwar keine Antwort, aber Magris‘ wohlwollendes Interesse gegenüber dem Wirrwarr der Identitäten bleibt außer Zweifel.

⁴⁰ Heraklit, Fragment 91. In Seiderer 1999: 13.

⁴¹ „Die von Heraklit-Kommentatoren aller Zeiten bewunderte Komplexität des Satzes von der Unmöglichkeit, zweimal in denselben Fluss zu steigen, liegt darin begründet, dass es nicht nur der Mensch mit einem in jedem Moment sich verändernden Fluss, sondern der Fluss es ebenso mit einem in jedem Moment sich wandelnden Menschen zu tun hat. Es treffen zwei Ströme aufeinander, der eine in Wasser-, der andere in Menschengestalt: *Panta rhei*. Alles fließt.“ (Schivelbusch 2015: 29).

⁴² Quine 1950: 621. <https://www.jstor.org/stable/2021795> (Zugriff: 18.12.2021).

bestätigen.⁴³ Diese ‚Methode‘ wird von Magris an zwei Stellen seines Buches ironisch zitiert. Zuerst wendet er sie auf die Fortsetzung des Flusses jenseits der Quelle an: „[D]urch wiederholte Zeigeakte“ (Magris 1988: 24) kommt eine kleine Reisegesellschaft von der Quelle der Donau zu einer Traufe und schließlich zu einem Wasserhahn, um sich dann zu fragen: „was würde passieren, wenn man den Hahn zudrehen würde?“ (Ebenda: 25). Magris bezieht sich deutlich verkürzt und ironisch auf Quines Argumentation, in der es letztlich nicht um die Vergewisserung durch Zeigeakte, sondern um das Wirken der Sprache (und somit der Tradition) geht. Statt ein Bindeglied zwischen singulären und allgemeinen Begriffen zu bilden, weist die Ostension (oder der „Zeigeakt“) bei Magris auf die Willkürlichkeit der Identitätszuweisungen hin, allein schon dadurch, dass der bekannte Kreislauf des Wassers von der Quelle in den Wasserhahn, von der Natur in die Zivilisation hier in sein Gegenteil umgekehrt wird. Hans Blumenbergs Diktum „Keiner entgeht der Romantik, die im Wort ‚Quelle‘ liegt“ (2012: 11) wird damit auf eine beeindruckende Weise hinterfragt: Magris „Danubio“ scheint eine einzige Streitschrift gegen die Vorstellung von der Reinheit des Ursprungs zu sein, unabhängig davon, ob es sich um die Quelle des Flusses oder um die Herkunft von Menschen handelt. Einzig seine Textquellen sind es, um deren Reinheit sich der Germanist bis zur Lächerlichkeit akribisch kümmert. Mit der deiktischen ‚Beweisführung‘ von Quine wird hier die Vorstellung von der Quelle als Schnittstelle zwischen Metaphysischem und Physischem (Müller 1957: 16–20) unmittelbar in Frage gestellt.

An Stelle des einen Ursprungs tritt eine verwirrende Vielfalt der Ursprünge, was hier als Beweis für die Ungesicherheit der Herkunft ausgelegt wird:

Jene Donau, die es gibt und wieder nicht gibt, die an mehreren Stellen entspringt und von mehreren Eltern abstammt, erinnert uns daran, dass jeder von uns dank der vielfachen und verborgenen Verbindungen, denen wir unsere Existenz verdanken, ein Noteendiendo [Ich-verstehe-dich-nicht] ist, ganz wie die Prager mit deutschem oder die Wiener mit tschechischem Namen. (Magris 1988: 36 f.)

Magris greift dies als ein für die Region typisches und gleichzeitig spezifisch postmodernes Thema auf.⁴⁴

Ebenso fehlt aber auch ein richtiges Ende des Flusses oder wie Magris schreibt:

Wo endet die Donau? *In diesem unaufhörlichen Enden gibt es kein Ende*, es gibt nur das Infinitiv Präsens dieses Zeitworts. Die Seitenarme des Flusses gehen ihre eigenen Wege, emanzipieren sich von der gebieterischen Einheitlichkeit und Identität, sterben, wenn es ihnen gutdünkt, der eine etwas eher, der andere etwas später, wie das Herz, die Nägel und die Haare, die der Totenschein von dem Versprechen wechselseitiger Treue entbindet. (Magris 1988: 472, Hervorhebung von E. K.)

Hier wie da zeigt der Fluss die Unhaltbarkeit unserer Vorstellungen vom geschlossenen Lebenslauf, vom klar bestimmtem Anfang und Ende des Lebens. Denn wenn jeder Fluss einen Anfang und ein Ende hat, so dienen Quelle wie Delta der Donau für Magris als Beweise dafür, dass es einen Anfang und ein Ende gar nicht geben kann, ebenso wenig wie einen linearen Flusslauf. Die Subvertierung dieser tradierten Bilder und Bedeutungen veranschaulicht insgesamt Fragen einer postmodernen Identität. Diese ist nach Magris’ Verständnis ein offenes Pro-

⁴³ Vgl. Ebd.: 621 f. <https://www.jstor.org/stable/2021795> (Zugriff: 18.12.2021).

⁴⁴ Vgl. auch „Heute abend aber, am Fluß, der, wie man uns sagt, im Sommer bisweilen verschwindet, wird der Schritt neben meinem ebenso unwiderlegbar sein wie jener Wasserlauf, und in seinen Wellen vielleicht, indem ich der Biegung des Ufers folge, werde ich wissen, wer ich bin.“ Ebd.: 37.

jekt, stets im Entstehen (und in Veränderung) begriffen und hat insofern tatsächlich fluvialen Charakter. Mit der Fundierung seiner Gedanken in den ‚natürlichen‘ Charakteristiken des Flusses entwickelt Magris letztlich eine eigene Donau-Mythologie, indem er systematisch jene Merkmale hervorhebt, die es unmöglich machen, dem Fluss *eine* Identität und *einen* Sinn zu unterlegen.

7. Esterházy's autobiographisches Schreiben: „Wenn ich ich wäre“⁴⁵

Von den literarischen Texten, die das biographische Modell und die Donau als Fluss miteinander verbinden, ist hier schließlich Péter Esterházy's „Donau abwärts“ von besonderer Bedeutung, weil es seinen Abstand⁴⁶ zu populären Sachbüchern und ironisch argumentierenden Gelehrtentexten, insbesondere zu Magris' „Danubio“, als dessen Parodie es sich versteht,⁴⁷ genau ausmisst, indem er diese zitiert, verdreht und neu kontextualisiert.

Während Magris' Buch die Frage nach der postmodernen Identität an eine am Fluss vorgeführten Identitätslehre koppelt und seinen Gegenstand mit biographischen Beispielen belegt, steht im Zentrum von Péter Esterházy's Reise „Donau abwärts“ ein Subjekt, das in zwei Versionen konzipiert ist, als persönliches ‚Ich‘ und als ‚Reisender‘. Lebenssplitter, fingierte Erinnerungen und Reiseaufzeichnungen des Ichs werden in einer lockeren Abfolge präsentiert und immer wieder von kürzeren Textfragmenten unterbrochen, deren Subjekt „der Reisende“ ist, der sich als verfremdetes Subjekt bezeichnen ließe und auf die Aufgabe der Donau-Reise und auf die Erwägung der damit verknüpften poetischen Fragen festgelegt ist.⁴⁸ Aber der Unterschied zwischen beiden Subjektformen verschwindet hin und wieder, zumal beide Ähnlichkeiten mit Eigenschaften der öffentlichen Figur Péter Esterházy haben. Das Ich ist etwa Schriftsteller (Esterházy 2006: 200), Gourmet (Ebenda: 67), erzählt anekdotische Details über seine historische Aristokratenfamilie (Ebenda: 146 u.a.) und hat das Monogramm P.E. (Ebenda: 146). Auch vom Reisenden heißt es: „In jüngeren Jahren hatte er schriftstellerische Pläne geschmiedet [...]“⁴⁹ und am Anfang des Budapest-Kapitels: „als er, Reisender, in seiner Geburtsstadt eintrifft ...“ (Ebenda: 162). Dem Leser fällt es leicht, im Ich wie auch im Reisenden Péter Esterházy zu erahnen. Der Text als Ganzes scheint autobiographischen Charakter zu haben, denn es werden immer wieder Anspielungen auf eine mögliche reale Person gemacht, die überdies der Autor des Buches wäre.

Dennoch ist „Donau abwärts“ alles andere als eine persönliche Lebenserzählung. Der „Referenzpakt“, wie Philipp Lejeune die Referenzialität von Biographie und Autobiographie bezeichnete, d. h. der „Anspruch, eine Information über eine außerhalb des Textes liegende ‚Realität‘ zu bringen und sich somit der Wahrheitsprobe zu unterwerfen“ (Lejeune 1994: 39), wird im Buch auf eine für Esterházy charakteristische Weise aufgekündigt. Man liest nicht die

⁴⁵ Esterházy 2006: 146.

⁴⁶ Esterházy zitierte in seinem Donau-Buch meistens literarische Texte, die nichts mit der Donau zu tun hatten, doch er hat auch Donau-Bücher in seinem Donau abwärts erwähnt, neben Magris, z. B. auch György Timár (1988), im Text als George Tim Aar bezeichnet.

⁴⁷ Vgl. Akademie der Künste, Berlin, Péter-Esterházy-Archiv, Nr.1.

⁴⁸ Hauptsächlich über den Telegrammaustausch mit dem Auftraggeber (Esterházy 2006: Kap. 8, Kap. 15. u. a.).

⁴⁹ Ebd. S. 37. An dieser Kunstfigur werden auch die konkreten Bedingungen für die Entstehung des Donau-Buches abgehandelt: Er wird von einem Auftraggeber als Berufsreisender gemietet. Das Buch war tatsächlich eine Auftragsarbeit.

Autobiographie einer realen Person, die sich über Lust und Leid ihres Lebens auslässt und zugleich Autor des autobiographischen Textes ist, sondern ein Buch mit verschiedenen Ich-Entwürfen. Beide Subjekte erscheinen als ‚Masken‘ des Autors und machen den paradoxen Status des Subjekts als einer konkreten Person in der realen Welt und als Fiktion augenfällig. Dies wird durch paradoxe Formulierungen unterstrichen (Esterházy 2006: 73, 106 f.), etwa wenn im gleichen Satz eine Anekdote über einen Esterházy-Vorfahren erzählt und gleichzeitig die Referenz beargwöhnt:

Wenn ich ich wäre, könnte ich mich mit einer Anekdote von Wien verabschieden. Sie würde von meinem Großvater handeln, der per Bahn ausschließlich in der zweiten Klasse reiste, da die ihn ‚auch dorthin‘ brächte, selbst als er – aber das wäre ‚pointiert‘ herausgearbeitet – als Ministerpräsident zu König Karl fahren musste, ‚rauf nach Wien‘. (Esterházy 2006: 146)

Anspielung und Verunsicherung gehen hier von ein und derselben Formel aus: „Wenn ich ich wäre“.

Sowohl das „Ich“ als auch „der Reisende“ reisen Donau abwärts, während das Ich hierzu jedoch eine längere Vorgeschichte und zahlreiche Abschweifungen braucht, setzen die Textfragmente über den Reisenden haarscharf bei Donaueschingen im 6. Kapitel ein. Die Rollen- teilung zwischen Ich und Reisendem ist entscheidend für die Verflechtungsstruktur des Buches, das ursprünglich als Paralleltext mit fiktiven, Donaustädten zugeordneten Novellen einerseits und tagebuchartigen Aufzeichnungen andererseits angedacht war.⁵⁰ Die Endfassung erinnert daher an einen Zettelkatalog, der unterschiedliche (teils fiktive) Erinnerungen, Reiseaufzeichnungen, Aufzeichnungen über verschiedene Ideen zum Buch, Reflexionen zum Auftrag des Reisenden sowie kleine Dialoge und Rollenspiele umfasst.

Die in Ich-Form erzählte Geschichte einer Reise entlang der Donau wechselt mit einer über den Reisenden ab, der das Reisen als Beruf ausübt. Das Ich erlebt, der Reisende reist, im Kontext von „Donau abwärts“ sind sie aber beide für verschiedene Aspekte des Schreibens zuständig. Das Ich erzählt Anekdotisches über seine Familie (Esterházy 2006: 5), über seine Reiseerlebnisse an der oberen und an der unteren Donau, der Reisende definiert sich hingegen über poetische Fragen des Donau-Reise-Buches, Stil und Komposition wird mit ihm in Zusammenhang gebracht. Es heißt etwa von ihm: „Er widersetzte sich also dem Pathos, das die Donau umgibt [...]“. (Ebenda: 74). Seine Bezeichnung als Reisender wird im Original, obwohl die Hervorhebung von Hauptwörtern durch Großschreibung im Ungarischen nicht üblich ist, großgeschrieben, was ihm den Charakter eines Prinzips verleiht.⁵¹ Reisen ist dabei ein mehrdeutiges Wort. Es kann gleich auf zwei poetische Prinzipien des Textes hinweisen, auf seine Poetik der Versionen und auf ein Schreiben, das als Performance aufgefasst wird.

In einem Dialog zwischen dem chaotischen Onkel Roberto und dem jungen „Ich“ zu Anfang des Buches bedeutet reisen sich umkleiden.

Noch in Wien gingen wir zu einem Schneider. „Na, Murkel! Was sind wir? Reisende sind wir. Was also machen wir?“

⁵⁰ In der Entstehungsgeschichte lässt sich die Erfindung dieser beiden Formate als der Kristallisationspunkt ausmachen. Vgl. Akademie der Künste, Berlin, Péter-Esterházy-Archiv, Nr.4.

⁵¹ Die Großschreibung ist im Ungarischen nicht ganz konsequent, was ein Lektoratsfehler sein dürfte, in der deutschen Übersetzung fällt die Unterscheidung vollkommen weg.

„Wir reisen.“

„Ach wo. *Travelling uniforms* lassen also machen wir.“ (Esterházy 2006: 23, Herv. im Original)

So korrigiert der geheimnisvolle Onkel Roberto seinen Neffen und nimmt ihn vor der Donau-Reise zur Schneiderin mit. Mit dem neuen Kleid schlüpft man in eine neue Rolle, die passend oder auch unpassend sein kann. Das Umkleiden, in der Kunst der Inszenierung die Travestie (oder auch: crossdressing) sorgt unter Umständen für lächerliche Effekte. Als ein solches Einkleiden versteht sich auch Esterházy's eigentümliche Zitatkunst, die die Texte fremder Autoren auf die Themen des Buches „zuschneidet“.⁵² Aber auch vertauschte Genderrollen sind Teil des Umkleidespiels.⁵³ In diesem buchstäblichen Sinne travestiert, also mit einer gegenteiligen Genderrolle bedacht wird im Laufe der Donau-Reise etwa Claudio Magris, der als Klaudia Mágris erwähnt wird: „Klaudia Mágris war ein interessanter Farbtupfer der ungarischen Zeitgeschichte [...]“ (Esterházy 2006: 232).

An anderer Stelle wird das Wort Schreiben durch Reisen ersetzt, indem der denkwürdige Satz Thomas Manns in der Erzählung „Tristan“ (1903), „ein Schriftsteller [sei] ein Mann [...], dem das Schreiben schwerer fällt als allen anderen Leuten“ (Mann 1971: 94), bei Esterházy folgendermaßen umformuliert wird: „Zu Recht vermerkt der akkurate Thomas Mann: Ein Reisender ist, wem das Reisen Sorgen bereitet.“ (Esterházy 2006: 48).

Indem das verdrehte Zitat das Reisen gegen den Reisenden ausspielt, weist es auch auf den Unterschied zwischen Schreiben und Schriftstellerdasein und folglich zudem auf verschiedene Formen des Schreibens hin:

Ich setzte das Schreiben (oder aufgeblasen: das Schriftstellerdasein) zunehmend mit dem Reisen gleich (und das Schreiben über das Reisen interessierte mich immer weniger oder wollte mich immer weniger interessieren), und da mußte ich selbstkritisch feststellen: Ich bin kein Reisender! Und die größte Ver- und Irreführerin ist die Donau selbst! Sie gibt einfach ein schlechtes Beispiel, indem sie stetig vorwärtsfließt. (Ebenda: 201 f.)

Diese poetische Selbstreflexion stellt dem Rollenverständnis des Schriftstellers, der *über* etwas schreibt, eine Form des Schreibens gegenüber, die (wie die Ver- und Irreführerin Donau) im ständigen Fort- oder *Neuschreiben* besteht, mit Roland Barthes Begriff eine *écriture* ist, stets im Entstehen begriffen. Aus dieser poetischen Selbstbestimmung folgt, dass die Donau in „Donau abwärts“ nicht Gegenstand des Buches ist, sondern seine Form⁵⁴ oder sein Strukturprinzip.

Entsprechend wird das Buch nicht durch Anfang und Ende des Flusses gerahmt, sondern durch poetische Überlegungen zum Anfangen und Beenden des Schreibens. Dem 6. Kapitel, in dem Donaueschingen als geographischer Anfang der Donau erwähnt wird, geht das Kapitel „Flehen um einen Satz“ voran (Esterházy 2006: 28), und entsprechend wird auch das Ende als ein poetisches Problem angekündigt:

⁵² Vgl. z. B. den teils fingierten, teils zitierten Heine-Brief (Ebd.: Kapitel 3) oder Italo Calvino's „Le Città Invisibili“, das hier auf Budapest adaptiert wurde (Ebd.: Kapitel 19).

⁵³ Die Figur der Gräfin Hahn-Hahn, die mit einem Auge die männlichen Schriftsteller beobachtet, kann als eine Travestie des schreibenden männlichen Ichs gelesen werden, der sich beim Schreiben an Zitaten entlanghangelt.

⁵⁴ „die Donau ist die Form“ (Ebd.: 29).

Auf dem abendlichen Empfang dann stellte der Verfasser dieser Zeilen seinem leicht an der Schwere des Donaubuches tragenden Kollegen [gemeint ist Magris] die hinterhältige Frage, wie man so ein Donaubuch beenden solle. [...] Magris lächelte freundlich [...] und sagte: Man sollte das Wasser aus der Donau pumpen. (Ebenda: 271)

Im Gegensatz zu „Danubio“ wird hier das Subjekt der Reise nicht als Archivar und Leser, sondern als schreibendes in Szene gesetzt und die Künstlichkeit dieser Parallele zwischen Reisen und Schreiben offen hervorgekehrt.

Zugleich überträgt Esterházy ähnlich wie Magris geografische Charakteristiken des Flusses auf Elemente der Identität. Das Bild der labyrinthischen Flussarme ist bei ihm auf Familienbeziehungen gemünzt: „der Fluss ist eins, wie verzweigt er auch sei.“ (Ebd.: 5)⁵⁵ Doch bietet die Donau hier kein unmittelbares oder übergreifendes Modell zur Bestimmung des Subjekts. Die konventionelle Beziehung zwischen Autor und Werk wird umgedreht, nicht der Autor bringt das Werk, sondern das Schreiben seinen ‚Autor‘ hervor. Das Subjekt des Schreibens ist entsprechend „ein Mensch in Anführungsstrichen“ (Ebenda: 159) und die Donau eine Metapher der Überlieferung. Sie reflektiert, wie durch Zitieren und Neuschreiben immer neue Texte entstehen. Von dem Magris‘ unterscheidet sich dieses Modell lediglich darin, dass Tradition nicht als ein Lesen und Interpretieren, sondern als Schreiben und Fortschreiben inszeniert ist.

Zusammenfassung

Flussbiographien sind kein festes Genre der Flussdarstellung. Sie machen ein Feld wechselseitiger Anleihen zwischen populärwissenschaftlichen und literarischen Wissensformationen auf, in dem das Modell der Biographie⁵⁶ für eine kohärente, sinnvolle Erzählung des Flusslaufs und umgekehrt der Fluss⁵⁷ immer wieder produktiv gemacht wurde, um das biographische Schema für die Erörterung von Identitätsfragen auszubeuten. Das Aufkommen des biographischen Modells für die Darstellung von Flüssen im 20. Jahrhundert hat in erster Linie mit der Mode populärwissenschaftlicher Biographik und mit der geradezu inflationären Verwendung der Bezeichnung Biographie auf dem Buchmarkt zu tun (Wagner 2006: 49). Die meisten Flussbiographien stammen von Autoren, die sich als Biographen berühmter Männer hervorgetan haben,⁵⁸ gelegentlich wurde die Bezeichnung erst vom Verlag als Untertitel dem Autor untergejubelt.⁵⁹ Manches als Biographie bezeichnete Flussbuch ist im herkömmlichen Sinne gar keine Biographie, die Gattungsbezeichnung deutet nur ein historisches oder kulturhistorisches Interesse am Thema Fluss an.⁶⁰

Dennoch ist das Modell der Biographie mit einer gewissen Konsequenz auf Flüsse appliziert worden. Beispiele hierfür bildeten den Gegenstand meines Aufsatzes. Im Vergleich zum Schema der Reise, das in den Flussdarstellungen und in Schilderungen der Donau im 19. Jahr-

⁵⁵ Auch wenn er bei Passau „nach der Niederlage der Inn-Gläubigen“ die Donau eine „Promenadenmischung“ nennt, impliziert das eine identitätspolitische Botschaft (Ebd.: 98).

⁵⁶ Weitere beliebte narrative Schemata sind: die Reise, die Geschichte.

⁵⁷ Neben anderen Metapherfeldern, wie etwa der Zyklus der Jahreszeiten, der Tag, das Wachstum von Pflanzen, der Bau eines Hauses oder der Weg etc.

⁵⁸ Vgl. Emil Ludwig, Ernst Trost, aber auch Peter Ackroid.

⁵⁹ Davon kann man im Fall von Magris ausgehen, da das Original keinen Untertitel hat und die englische Übersetzung den in der englischen Literatur vielsagenden Untertitel „A sentimental journey“ trägt (Magris 1989).

⁶⁰ Ackroid: Die Themse; Rada: Die Oder.

hundert vorherrschend war, signalisierte diese neue Genrebezeichnung eine Verschiebung des Fokus von den physikalischen, landeskundlichen, ethnographischen und technischen Fakten zu den historischen und kulturhistorischen. Im Falle der Donau war das sicherlich auch mit der Absicht verbunden, in Zeiten, als die früher vorherrschenden Meisternarrative des Flusses an Gültigkeit eingebüßt hatten, diese durch eine konventionelle Sinnstiftung zu ersetzen – und später, als diese Sinnstiftung fragwürdig wurde, diese Konventionen wieder zu dekonstruieren. Dennoch bleibt in allen diesen Texten Reisen ein wichtiges ergänzendes Schema der Schilderung, ihre poetische Eigenart ergibt sich aus der Interpretation und dem Verhältnis beider Modelle.⁶¹ Die hier besprochenen Bücher zeigen eine Verschiebung von einer relativ unreflektierten Verwendung des biographischen Schemas zu einer reflektierteren. Der literarische Bedeutungsüberschuss entsteht immer mehr gerade aus der Kritik konventioneller biographischer und reiseliterarischer Formen.

Emil Ludwigs „Der Nil. Lebenslauf eines Stromes“ adaptiert das biographische Modell auf den Nil, indem er dem Fluss anthropomorphe Eigenschaften zuschreibt und ihn immer wieder personifiziert. Der Text steht im Zeichen des Geniekults, das Narrativ wird durch Goethe-Zitate beglaubigt und der Fluss selbst wird durch seine hypertrophen Eigenschaften zum „Genie“ gekürt. Obwohl es zeitgleich keinen Versuch gab, der Donau einen ähnlichen Lebenslauf zu unterlegen, zeugten in den 1930er Jahren Beschreibungen einzelner Donau-Strecken von einem ähnlichen Pathos.

Ernst Trosts „Die Donau. Lebenslauf eines Stromes“ aus den 1960er Jahren weist, trotz seines Versuchs, den Fluss mithilfe des biographischen Modells zu einer Einheit zu bündeln, eine viel größere Fragmentiertheit auf. Seine Personifizierungen sind deutlich alltäglicher und widersprüchlicher als bei Ludwig.

In der dialektischen Konstruktionsweise von Magris' „Danubio“ werden oft verschiedene Auffassungen vom ‚Leben‘ gegeneinandergehalten und die Einheit und Kohärenz des Lebenslaufes anhand konkreter Beispiele in Frage gestellt, um letztlich die Brüchigkeit und Fragmentiertheit als bestimmendes Merkmal von Identitäten und als ein charakteristisches Merkmal der Region zu definieren und emblematisch mit der Donau zu verbinden.

Esterházy „Donau abwärts“ hingegen entwirft verschiedene Versionen für das Subjekt seiner autobiographisch angelegten Donau-Reise, welche von einem „Ich“ und von einem „Reisenden“ unternommen wird. Die Donau-Reise wird als eine bestimmte Art des Schreibens in Szene gesetzt, die nicht *über* etwas berichtet, sondern im ständigen Neuschreiben vorgefundener Sätze, Texte und literarischer Konstellationen entsteht. Trotz der vielen autobiographischen Anspielungen erzählt dieses Buch folglich nicht *über* seinen Autor, sondern *erschreibt* diesen mit all seinen Anliegen, Interessen und Attributen. Während Magris den Donau-Raum als Textarchiv vorgefundener Identitäten konzipiert, ist die Donau-Reise bei Esterházy eine autobiographische Performance, die aber paradoxerweise in einem Buch dokumentiert wird; insofern kann sie auch als eine Selbstarchivierung verstanden werden.

Die jüngste poetische Produktivität des Modells ist umso überraschender, als der Fluss im kulturellen Gedächtnis eng mit der Subjektkonstitution des späten 18. Jahrhunderts, mit dem (vor)romantischen Konzept des selbstbestimmten (genialen) Individuums verbunden war. Da

⁶¹ Für Ludwig macht der Nil selber eine Reise, Trosts Donau-Buch wechselt zum Reiseschema beim Eisernen Vorhang, Magris deutet Reise als Lebensreise, Esterházy deutet sie als Schreiben aus.

verband der Strom semantische Elemente, wie „Kraft“, „Souveränität“, „Göttergleichheit“, „Originalität“, „unmittelbarer Ausdruck“, „Selbstbestimmung“ und „Selbstzurücknahme“ und kam zugleich der Vorstellung des Lebensweges eines sich fortentwickelnden, kohärenten Subjekts entgegen – lauter Eigentümlichkeiten, die besonders in der biographischen Literatur des späten 20. Jahrhunderts angezweifelt werden.

Neuere Flussbücher machten statt der Einheit oft gerade die Fragmentiertheit der Region zu ihrem Thema und sogar zum ordnenden Prinzip ihrer Darstellung. Daraus folgt, dass poetisch die Beziehung zwischen Strom und Leben im 18. Jahrhundert ganz anders gefasst wurde als im ausgehenden 20. Jahrhundert. Während Goethe Strom und Lebensweg in der Symbolik des Genies zu einer Einheit verschmolz, war für Autoren des 20. Jahrhunderts die allegorische Form bestimmend. Gerade in poetisch reflektierten Werken ordneten sie der Donau verschiedene Bedeutungen zu, ohne die Künstlichkeit und Willkürlichkeit dieser Zuordnungen zu unterschlagen. Folgerichtig kann in diesen Texten die Donau Dinge bedeuten, mit denen sie keinerlei Ähnlichkeit verbindet. Eine der beliebtesten dieser allegorischen Zuschreibungen ist die als Textspeicher (Archiv) für eine bestimmte Art von Erinnerung. Die Donau kann aber auch auf die Fragmentiertheit und Unstimmigkeit von Lebensläufen hinweisen. Ähnlich wie in der klassischen Epoche der Stromdichtung wird auch hier die veränderte Form selbst zur Aussage.

Literatur

- Ackroid, Peter (2008): *Die Themse: Biographie eines Flusses*. München: Knaus.
- [Anonym:] Stanley's Kongo [...]. In: *Science* 28. August 1885, S. 177–180.
- Baran-Szołtyś, Magdalena (2021): *Galizien als Archiv: Reisen im postgalizischen Raum in der Gegenwartsliteratur*. Göttingen: V & R Unipress; Wien: Vienna University Press.
- Baróti, Dezső (1977): *Az Értől az Óceánig. A vizek motívumhálózata Ady Endre költészetében* [Vom Ér zum Ozean. Motivgeflecht der Gewässer in Endre Adys Lyrik]. In: Láng, József: *Tegnapok és holnapok árján. Tanulmányok Adyról* [Auf den Fluten der gestrigen und morgigen Tage. Studien zu Endre Ady]. Budapest: Petőfi Irodalmi Múzeum – Népművelési Propaganda Iroda Kiadó, S. 107–138.
- Blumenberg, Hans (2012): *Quellen, Ströme, Eisberge*. Hrsg. v. Ulrich von Bülow u. Dorit Krusche. Berlin: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Die biographische Illusion*. Aus dem Französischen von Eckart Liebau. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 1, S. 75–81.
- Cepl-Kaufmann, Gertrude / Johanning, Antje (2003): *Mythos Rhein. Zur Kulturgeschichte eines Stromes*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Donau – Menschen, Schätze und Kulturen. Vom Schwarzen Meer zum Schallaburg*. Ausstellung Schallaburg Niederösterreich 2020.
- Elnaggar, Diaa (2016): *Emil Ludwigs Rezeption in Ägypten zwischen kultureller Differenz und Identitätstiftung*. Oder: Der intellektueller Erinnerungsort „Emil Ludwig“. In: *Kairoer Germanistische Studien*. Sommer, Bd. 22, S. 95–111.
- Esterházy, Péter (2006): *Donau abwärts*. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.

- Febvre, Lucien (2006 [1935]): *Der Rhein und seine Geschichte*. Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort von Peter Schöttler. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Fetz, Bernhard (2009): *Die vielen Leben der Biographie*. In: Ders. (Hg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin: De Gruyter, S. 3–66.
- Földessy, Gyula (1962): *Ady minden titkai. Ady kommentárok [Alle Geheimnisse Adys. Ady-Kommentare]*. Budapest: Magvető.
- Gauss, Karl-Markus/Pollack Martin (Hg.)(1992): *Das reiche Land der armen Leute. Literarische Wanderungen durch Galizien*. Wien: Jugend & Volk.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1981): *Werke I–VI*. Frankfurt a. M.: Insel Verlag.
- Gradmann, Christoph (1993): *Historische Belletristik. Populäre Biographie in der Weimarer Republik*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Graff, Martin (1998): *Donauträume. Stromaufwärts nach Europa*. Aus dem Französischen von D. Gilcher, H. Leck-Frommknecht, V. Straass. München: Kneesebeck.
- Jatho, Carl Oskar (1939): *Stromeinsamkeit und Menschenherz. Ein Donaubuch*. Mit drei Federzeichnungen von Kurt Jatho. München: Albert Langen.
- Jølle, Jonas (2004): *The River and Its Metaphors: Goethe's „Mahomets Gesang“*. In: *Modern Language Notes*. Vol. 119, No. 3, German Issue (Apr.), S. 431–450.
- Jost, Erdmut (2005): *Landschaftsblick und Landschaftsbild: Wahrnehmung und Ästhetik im Reisebericht 1780–1820*. Freiburg i. Br.: Rombach.
- Kandt, Richard (1904): *Caput Nili: Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils*. Berlin: Dietrich Reimar.
- Kemper, Hans-Georg (2002): *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit. Band 6/II. Sturm und Drang. Genie-Religion*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Kiewitz, Susanne: *Poetische Rheinlandschaft: Die Geschichte des Rheins in der Lyrik des 19. Jahrhunderts*. Wien: Böhlau, 2003.
- Király, Edit (2017): *„Die Donau ist die Form“*. Strom-Diskurse in Texten und Bildern des 19. Jahrhunderts. Wien: Böhlau.
- Klein, Christian (Hg.)(2009): *Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart: Metzler.
- Köhne, Julia Barbara (2014): *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptationen*. Wien: Böhlau.
- Kracauer, Siegfried (1977): *Die Biographie als Neubürgerliche Kunstform*. In: Ders.: *Das Ornament der Masse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 75–80.
- Krummacher, Friedrich Adolf (1805): *Parabeln*. Duisburg: Baedeker.
- Lejeune, Philippe (1994): *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ludwig, Emil (1922): *Goethe. Geschichte eines Menschen*. Stuttgart: Cotta.
- Ludwig, Emil (1926): *Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse*. Berlin.
- Ludwig, Emil (1928 [1924]): *Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse*. Berlin: Ernst Rowohlt.
- Ludwig, Emil (1935–1937): *Der Nil. Lebenslauf eines Stromes I-II*. Amsterdam: Querido.
- Magris, Claudio (1988): *Donau. Biographie eines Flusses*. Aus dem Italienischen v. Heinz-Georg Held. Wien: Zsolnay.
- Magris, Claudio (1989): *Danube: A Sentimental Journey from the Source to the Black Sea*. Translated from the Italian by Patrick Creagh. New York: Farrar, Straus and Giroux.

- Magris, Claudio (1995): *Donau und Post-Donau*. Aus dem Italienischen von Ragni Maria Gschwend. Bozen: AER.
- Mann, Thomas (1971): *Tristan*. In: Ders.: *Der Tod in Venedig und andere Erzählungen*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Müller, Richard M. (1957): *Das Strommotiv und die deutsche Klassik*. Bonn: Universität, Philosophische Fakultät, Dissertation.
- Neumann, Robert (1963): *Ein leichtes Leben. Bericht über mich selbst und Zeitgenossen*. Wien/München/Basel: Verlag Kurt Desch.
- Pellegrini, Ernestina ([1997] 2003) : *Epica sull'aqua. L'opera letteraria di Claudio Magris*. 2. ed. Bergamo: Moretti & Vitali.
- Pollack, Martin (1984): *Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ost-Galiziens und der Bukovina*. Wien: Brandstätter.
- Quine, Willard V. (1950): *Identity, Ostension, Hyposthesis*. In: *The Journal of Philosophy*, Oct. 26, Vol. 47, No. 22., S. 621–633. <https://www.jstor.org/stable/2021795> (letzter Zugriff: 18.12.2021).
- Rada, Uwe (2009): *Die Oder. Lebenslauf eines Flusses*. München: Siedler.
- Ransmayr, Christoph (Hg.)(1985): *Im blinden Winkel. Nachrichten aus Mitteleuropa*. Wien: Brandstätter.
- Schivelbusch, Wolfgang (2015): *Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über die Konsumtion*. München: Hanser, Fischer Taschenbuch.
- Schmidt, Jochen (1988): *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schlüter, Gisela (2003): *Claudio Magris homme de lettres*. In: Balletta, Felice / Barwig, Angela: *Italienische Literatur der Achtziger und Neunziger Jahre. Zeitgenössische Autorinnen und Autoren in Einzelmonographien*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Schweiger-Lerchenfeld, Amand (1896): *Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstraße und Reiseroute*. Wien: A. Hartleben.
- Schultes, Joseph August (1819): *Baierns Donaustrom von Ulm bis Engelhardtszell*. Wien: Doll.
- Seiderer, Ute (Hg.)(1999): *Panta rhei. Der Fluss und seine Bilder. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch*. Leipzig: Reclam.
- Solbrig, Ingeborg H. (1983): *Die Rezeption des Gedichts „Mahomets Gesang“ bei Goethes Zeitgenossen und in der modernen persischen Adaption von Muhammad Iqbals (1923)*. In: *Goethe-Jahrbuch*, S. 119–126.
- Stanley, Henry M. (1885): *The Congo, and the Founding of its Free State*. Vol. II. London: Sampson Low Marston Searle and Rivington.
- Thorpe, Nick (2015): *Die Donau. Eine Reise gegen den Strom*. Aus dem Englischen von Brigitte Hilzensauer. Wien: Zsolnay.
- Timár, György (1988): *A Duna titkai [Geheimnisse der Donau]*. Budapest: Móra.
- Trost, Ernst (1968): *Die Donau. Lebenslauf eines Stromes*. Wien: Fritz Molden.
- Tummler, Franz (1940): *An der Quelle der Donau*. In: *Das Ringelspiel. Kleine Wiener Prosa*. Hrsg. v. Wilmont Haacke. Berlin: Frundsberg Verlag.
- Twigger, Robert (2013): *Red Nile: The Biography of the World's Greatest River*. London: Weidenfeld & Nicolson.

- Ullrich, Sebastian (2006): Ernst H. Kantorowicz und Emil Ludwig: Zwei Kritiker der Weimarer Geschichtswissenschaft und die „Krisis des Historismus“. In: Sozial.Geschichte, 21(2), 7–33.
- Wagner, Karl (2006): Glanz und Elend der Biographik. In: Fetz, Bernhard/Schweiger, Hannes (Hg.): Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit. Wien: Zsolnay.
- Wellbery, David E (1996): The Specular Moment. Goethe's Early Lyric and the Beginnings of Romanticism. Stanford: University Press.
- Westphal, Otto (2019): „Erstes Kapitel: Der Fall ‚Emil Ludwig‘“. In: Ders.: Feinde Bismarcks: Geistige Grundlagen der deutschen Opposition 1848–1918. Berlin, Boston: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, S. 1–44.
- Ziegler, Theobald (1908): David Friedrich Strauß, Teil I. 1808–1839. Berlin: De Gruyter.
- Zimmermann, Christian v. (2006): Biographische Anthropologie. Menschenbilder in Lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940). Berlin: De Gruyter.

Rezeption der Goethezeit in der frühen psychoanalytischen Theoriebildung am Beispiel einiger Literaturanalysen in der Zeitschrift „Imago“

Henriett Lindner (Budapest)

[...] wo wir doch einen Goethe für die Richtigkeit unserer Anschauungen sprechen lassen können [...]
(Jenő Hárnik)

Einleitung

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist, Schriften der Zeitschrift „Imago“ als Dokumente des psychoanalytischen Gedankenaustausches im Hinblick auf ihre Bezüge zur Literatur der Goethezeit zu sichten. Wir gehen davon aus, dass ohne einen prüfenden Blick auf das 19. Jahrhundert als kulturhistorischen Kontext der frühen Psychoanalyse kaum angemessen zu werten ist, was Freud für das Denken des zwanzigsten Jahrhunderts bedeutete, was Foucault dazu veranlasst hat, Freud als Diskursivitätsbegründer zu rühmen (Foucault 1996), oder was Zaretsky (2006) das 20. Jahrhundert „Freuds Jahrhundert“ bezeichnen lässt. Der Begründer der Psychoanalyse selbst weist auf die Wichtigkeit der literarischen, kulturgeschichtlich relevanten Vorgänger in zahlreichen Schriften hin, seine Hoffmann-, Dostojewski- oder Jensen-Analyse stellen bisweilen die primären Bezugstexte psychoanalytischer Literaturwissenschaft dar. Spätestens in der Zeit der Gründung ihrer Zeitschriften gestaltete sich die psychoanalytische Theoriebildung als Teamarbeit, die Autoren brachten immer neue Gebiete in den Bereich der Psychoanalyse ein. Nemes nennt sie „Conquistadoren“, [...] ‘Eroberer’, die – auf den Spuren Freuds – die Gültigkeit und den Wahrheitsgehalt ihrer Wissenschaft erst dann bestätigt haben, wenn die Zusammenhänge auf einem möglichst breiten Gebiet nachgewiesen werden konnten“ (Nemes 1999: 12). Bei dieser Eroberungsleistung wird auch ungarischen Psychoanalytikern eine bedeutende Rolle zugeschrieben, „Ferenczi bezog die Theorie der Regression auf die philogenetische Regression, [Géza] Róheim erweiterte die psychoanalytische Untersuchung auf die primitiven Völker, [Zsigmond/Sigmund] Pfeifer fasste anhand der Gültigkeit der infantilen Äußerungen die Spiele der Welt in diese Einheit, [Imre] Hermann nahm die vergleichende Untersuchung der Anthropoiden in die Freud’sche Triebtheorie auf und [Mihály] Bálint erhob die Einpersonen-Psychologie auf die Ebene der Zweierbeziehungstheorie“ (Nemes 1999: 12). Ob jedoch in diesem Zusammenhang tatsächlich von einer „ungarischen Weltmarke“ (Friedrich 2017: 64) die Rede sein kann, bleibt jedoch zweifelhaft, denn so wie ungarische Autoren neue Wege der psychoanalytischen Theorie in der Kooperation mit deutschsprachigen Kollegen einschlugen, zogen sie auch deutsche literarische Beispiele der Goethezeit allen anderen Literaturen, auch der ungarischen vor.

Die unten zitierten Autoren – sowohl deutscher als auch ungarischer Muttersprache – verfolgen in ihren Texten vorwiegend keine literaturwissenschaftlichen Ziele und sie argumentie-

ren durchgehend aus der Gegenüberstellung von Theorie, Klinikum und unmittelbarer Beobachtung, sie verweisen dennoch an zentralen Stellen ihrer Argumentation immer wieder auf literarische Texte oder Autoren, überwiegend aus der Goethezeit.

2. Universalitätsanspruch, neue Charakterologie und Banalitätenvermeidung – Aspekte einer Suche nach der wissenschaftlichen Methode

Unter den vielen Selbstdefinitionen psychoanalytischer Theorie in der Phase ihrer Zeitschriftengründung in den 1910er Jahren erscheinen in unserer Fragestellung zunächst solche als bedeutsam, die jenseits der forcierten Selbstverteidigung gegenüber dem Mainstream der Medizin auf die Wandlung der wissenschaftsmethodologischen Denkparadigmen fokussieren. Alfred Wintersteins Beitrag „Zur Psychoanalyse des Reisens“ (Winterstein 1912) ist soweit von Belang, dass er die methodologischen Grundlagen der Psychoanalyse mit folgenden – hier hervorgehobenen – Worten charakterisiert:

Die Psychoanalyse bewährt ihre Bedeutung als *heuristische Methode* wohl am besten dadurch, daß es ihr mit Erfolg gelingt, seelische Phänomene der verschiedensten Art, die scheinbar nicht die geringste Beziehung zur Tiefenpsychologie haben, in ihrer stets identischen psychosexuellen Determiniertheit zu erkennen. Von dem speziellen Bereich der Hysterieforschung ausgehend, hat diese junge Wissenschaft Radien nach den mannigfaltigsten Wissensgebieten – ich nenne bloß Moral, Pädagogik, Mythologie, Sprachwissenschaft, Kunstpsychologie, Soziologie, Kriminalistik und Religionspsychologie – gezogen, sie hat – um noch Einiges zur *Charakteristik ihrer Universalität* anzuführen – einen Zusammenhang zwischen einer bestimmten Gruppe von Charakterzügen und einer gewissen Art der Erotik hergestellt und dadurch *einer zukünftigen Charakterologie* die fruchtbarsten Impulse gegeben, sie hat ferner nachgewiesen, wie sehr die Berufswahl oder die Wahl wissenschaftlicher Untersuchungen durch unbewußte Komplexe bestimmt wird. Nicht zu ihren geringsten Ruhmestiteln gehört es endlich, gewisse *Stimmungen, die sich rational nicht gut rechtfertigen lassen* und deren Erklärung uns die Psychologie bisher schuldig geblieben ist, *durch das Unbewußte motiviert zu haben.* (Winterstein: 1912: 489, Hervorhebungen von H. L.)

Winterstein betont hier einerseits die Heuristik, die die Aufdeckung deterministischer Züge durch die Scharfstellung des Blicks auf die Sexualität begleitet, andererseits die Selbstdefinition der Psychoanalyse als Beitrag zu einer neuen Charakterologie durch Bestimmung des Unbewussten. Schließlich wird der Psychoanalyse Universalitätscharakter zugeschrieben. Dies letztere kann bei weitem nicht als so innovativ gelten, wie dies im Text nahegelegt wird. Seit der Trennung der Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften in der Aufklärung besteht der Wunsch, eine Universalmethode zu konstruieren, zum epistemologischen goldenen Zeitalter wieder zurückzukehren. Erfahrungsseelenkunde und psychologisch orientierte Anthropologie und Medizin des 19. Jahrhunderts auch als neu aufkommende wissenschaftliche Interessen zur Erforschung des Menschlichen bewerben sich bereits um diesen Sonderposten der Wissenschaften. Die Psychoanalyse führt ihrerseits diesen Universalitätsanspruch, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung, erneut ins Feld. Im Hinblick auf ihre spezifischen Erkenntniswege hält Otto Rank in seiner Schrift „Der Doppelgänger“ fest, die Psychoanalyse „hat am *wenigsten Anlaß, einen zufälligen und banalen Ausgangspunkt* zur Aufrollung weitreichender psychologischer Probleme zu scheuen“ (Rank 1914: 97, Hervorhebung von H. L.). Die ambitionierte Konstitution einer neuen Charakterologie, der Anspruch auf Universalität und schließlich die intendierte Vermeidung von Banalitäten in der psychoanalytischen Theorie veranlasst uns dazu, literarischen Beispielen und Bezügen, vorzüglich aus der Goethezeit, eine relevante

Bedeutung zuzumessen: „Es sind in erster Linie die Dichter, die den richtigen Zusammenhang geahnt und so auch diesmal der Psychoanalyse vorgearbeitet haben“, schreibt Winterstein (1912: 489).

Die literarischen Reisen und Reisenden in Wintersteins Text sind – ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Odysseus, verschiedene Dichtungen des Mittelalters, der Tannhäuser und der fliegende Holländer – diese wohl weniger in ihren mittelalterlichen als vielmehr in ihren goethezeitlichen sowie Wagnerschen Gestalten –, Faust, der mit Mephistopheles auf einem Zaubermantel durch die Luft fliegt, um seinen neuen erotischen Lebenslauf zu beginnen, Goethes „Pilgernde Törlin“, Eichendorffs „Taugenichts“, C. F. Meyer, Tieck, Mörike, Jean Paul, W. Jensen, Schiller, Wagner, Shakespeare, Hebbel, Kleist, Ibsen, Zacharias Werner, Verlaine, Lenau und E. T. A. Hoffmann. Gottfried Keller lasse im „Sinngedicht“ seinen Helden, einen ins Moderne übertragenen Doktor Faust, eine Reise zu unverhüllt erotischem Zweck antreten. Goethes Italienreise als literarische Reise par excellence wird als eine durch sein ambivalentes Verhältnis zu den Eltern geprägte Symptomhandlung gedeutet. Erst nach zahlreichen Beispielen aus der Literatur, in erster Linie aus Texten und Biographien der Goethezeit, nimmt sich Winterstein vor, Belege aus pathologischen Fallgeschichten und -studien zu sammeln – und diese auch in weit geringerer Zahl.

Wintersteins Text steht mit diesem Reichtum an literarischen Bezügen keineswegs allein. Auch in anderen theoretischen Schriften – auch in den nicht literaturbezogenen – ist die Zahl der literarischen Bezüge imponierend, und diese sind außer der Antike vorwiegend der Goethezeit entnommen.

3. Zeitschrift für Analytiker aller Berufe

Die Gründung der „Imago“ durch Freud 1912 stellt einen Meilenstein in der Herausbildung der psychoanalytischen Bewegung in Europa vor dem zweiten Weltkrieg dar und gilt bis zu ihrer Einstellung im Jahre 1937 als das wichtigste Organ und Diskussionsforum der deutschsprachigen psychoanalytischen Theorie im geisteswissenschaftlichen-kulturellen Kontext. Sie erschien unter der Redaktion und Herausgeberschaft von Sigmund Freud, Mitherausgeber waren Hanns Sachs und Otto Rank, verlegt wurde die Zeitschrift durch Hugo Heller. In den einzelnen Aufsätzen wurden die unterschiedlichsten historischen Ereignisse, literarische, künstlerische und musikalische Werke sowie allgemeine kulturelle Fragen aus psychoanalytischer Perspektive interpretiert. Dabei richtete sich die Zeitschrift nicht nur an ein Fachpublikum, sondern vielmehr an gebildete und interessierte Laien und fand tatsächlich den erwarteten breiten Anklang. Nach dem Anschluss Österreichs und der erzwungenen Auflösung des Verlages zog die Zeitschrift in die USA um, wo Hanns Sachs sie unter Mitarbeit von Anna Freud und anderer noch 1939 bis 1940 unter dem Namen „American Imago“ weiterführte, bis sie schließlich 1941 mit der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ zusammengelegt wurde. Die Beiträge der „Imago“ erwiesen sich für die Bildung und Ausdifferenzierung der psychoanalytischen Theorie als konstitutiv und dokumentieren den multidisziplinären Charakter der Psychoanalyse.

4. Literatur und Psychologie – methodologische Annäherungen

Freuds bekannteste Schriften zur Literatur und Kunst, beispielsweise zu Jensen (1907), Leonardo da Vinci (1910), zu E. T. A. Hoffmann (1919) oder Dostojewski (1928) stellen die Spitzenleistungen jener Praxis der psychoanalytischen Theorie dar, die den Umgang der Psychoanalytiker mit literarischen Texten repräsentieren. Sie behandeln den Dichter – eine äußerst wichtige Kategorie in der Freud'schen Theorie – in einer doppelten Perspektive: Zum einen werden Dichter als Seelenkenner dargestellt, Kollegen, die intuitiv und künstlerisch das zum Ausdruck zu bringen vermochten, was die Psychoanalyse ihrerseits auf wissenschaftlichem Wege erkundet. In den Diskussionen der Psychoanalytiker erscheint häufig literarisches Material aus dem 19. Jahrhundert: Autoren und Texten der Goethezeit und des deutschen Idealismus werden dabei – unter dem Einfluss bürgerlichen Bildungsideals und geprägt durch den Literaturkanon des 19. Jahrhunderts – Menschenkenntnis und analytische Intuition beigegeben. Zum anderen erhält aber dieser kollegiale Blick auf den Dichter durch die Erkenntnis der Ähnlichkeit der dichterischen Fantasie mit der neurotischen oder psychotischen ein weiteres Kolorit. Dichter werden sozusagen auch auf die Couch gelegt, und ihre Werke liefern als Assoziationsprodukte Stoff für die Analyse ihrer Persönlichkeiten. Dieses Verfahren erntete unter den Zeitgenossen zum Teil heftige Kritik, wie Kraus bitter formuliert: „Die neue Seelenkunde hat es gewagt, in das Mysterium des Genies zu spucken.“ (Kraus 1955: 222) Literaturanalytische Texte der frühen psychoanalytischen Schule weisen im Umgang mit Literaturklassikern dementsprechend einen ambivalenten Grundton auf. Diese Ambivalenz veranlasst uns, im Hinblick auf die Untersuchung der Rolle der Literatur der Goethezeit einerseits über die Beleg-schemen des literaturhistorischen Wirkungsbegriffs hinauszugehen, andererseits auch diesseits der Heuristik der psychoanalytischen Literaturinterpretation zu bleiben, und nach einer spezifischen, der Fragestellung angemessenen Methodik zu suchen.

Anz erarbeitete für die Beschreibung des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Literatur und Psychoanalyse im 20. Jahrhundert anhand von Texten, in denen es „um die ästhetische Moderne geht“, das Modell der Kooperation und des Konkurrenzkampfes (Anz 2006, vgl. Anz 1999) und geht von der These aus, dass nach dem Erscheinen von Freuds Traumdeutung es kaum einen Autor gibt, der sich nicht mit der Psychoanalyse auseinandergesetzt hätte. Die Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts sei somit ohne die Rezeptionsgeschichte der Psychoanalyse nicht angemessen zu begreifen – so wie umgekehrt die Psychoanalyse nicht ohne ihre Auseinandersetzung mit Literatur.

Ein weiteres methodologisches Modell kann in dem der literarischen Nischenbildung gefunden werden, das Barkhoff in Anlehnung an Lepenies Begriff auf die literarische Rezeption des Mesmerismus anwandte: Der Mesmerismus als Heilverfahren und naturphilosophische Schule um 1800 sei von der Schulmedizin abgelehnt, aber keineswegs vergessen worden. Er habe in verschiedenen literarischen oder künstlerischen Bearbeitungen, beispielsweise von Achim von Arnim, Clemens Brentano, Adalbert von Chamisso, E. T. A. Hoffmann, Heinrich von Kleist, Novalis, Jean Paul, Friedrich Schlegel oder Ludwig Tieck bis zu seiner um 1900 erfolgten Wiederentdeckung, nicht zuletzt durch psychologisch-psychoanalytisch interessierte Autoren, „überwintert“ (Barkhoff 1986: XII, vgl. Lepenies 1986, Barkhoff 2001). Diese beiden Modelle können der vielseitigen Wechselbeziehung zwischen Literatur und Psychologie, deren gegenseitigen Inspiration und Konkurrenz einen Rahmen geben und beziehen sowohl das 19. als auch

das 20. Jahrhundert ein. Das 19. Jahrhundert kultivierte eine ausgeprägte Vorstellung von den Tiefen der Seele sowie einen konkreten Begriff des Unbewussten und thematisierte diese in literarischen und wissenschaftlichen Diskursen. (Lindner 2014) Die Verknüpfung zwischen den Seelenkennern des 19. Jahrhunderts und Sigmund Freud kann nicht durch die Suche nach Vorlagen des Freudschen Konzepts des Unbewussten im neunzehnten Jahrhundert erfolgen, doch sind sie mit der Psychoanalyse durch methodologische Grundsetzungen verbunden: Bereits um 1800, auch in einer Revolte gegen das aufklärerisch-rationale Wissenschaftsparadigma, betonte man, dass bei der Betrachtung des menschlichen Innenlebens Interdisziplinarität sowie eine Vermengung von Innen- und Außenperspektive gefragt sind. Johann Christian Reil, Vertreter der romantischen philosophischen Medizin, forderte im Umgang mit dem Psychischen die Überschreitung disziplinärer Grenzen, denn „[d]er Arzt war meistens nicht Philosoph, der Philosoph nicht Arzt genug, um die Psychologie nach dieser Idee zu bearbeiten. [...] Gute Köpfe sollten sich in Nervenkrankheiten selbst beobachten, [...] dadurch würde mehr Ausbeute, und diese von einem besseren Gehalt gewonnen, als durch das kalte Anschauen der Oberfläche, welches bloß einer dritten Person möglich ist.“ (Reil 1803: 51) Beobachtet man Freuds Texte und Selbstanalysen und die Reflexion der psychoanalytischen Methodologie, findet man stets diese doppelte Perspektive wieder.

5. Texte

Prüft man die frühe psychoanalytische Theorie auf Referenzen aus der Goethezeit, kommt man auf eine viel größere Menge von Belegen, als dass man sie alle in diesem Rahmen werten und deuten könnte. Bei der Aufarbeitung des Textkorpus erscheint es als sinnvoll, das Thema zeitlich abzugrenzen und sich auf die Frühphase dieser in den Zeitschriften geführten Diskussionen analytischer Theoriebildung zu konzentrieren, zumal die literatur- und kunstbezogenen Texte – parallel zur zunehmenden Institutionalisierung der Psychoanalyse als medizinische Disziplin (Freierich 2017: 64) nach 1920 – rarer werden. Nach den ersten Jahren breitet sich die Anwendung der psychoanalytischen Methode auf andere Wissensbereiche aus und neben der Vorherrschaft von antiken, mythologischen Themen und Literaturklassikern werden zunehmend Jura und Sprachpsychologie und von den Literaten immer mehr Zeitgenossen akzentuiert besprochen. Dafür werden aber in den zwischen 1926 und 1936 erschienenen, ebenfalls von Freud redigierten „Almanach[en]“ des Wiener Psychoanalytischen Verlags in der Sparte „Psychoanalytisches Lesebuch“ literarische und philosophische Zitate gesammelt und veröffentlicht, vorwiegend aus dem 18–19. Jahrhundert, in denen die Vorwegnahme psychoanalytischen Gedankengutes explizit vorausgesetzt wird. In der Zeitschrift „Imago“ erscheinen in jedem der ersten zehn Jahrgänge Beiträge, die Literaten oder Texte der Goethezeit konkret thematisieren. Im ersten Jahrgang werden Silberers „Märchensymbolik“, Ferenczis Analyse eines Schopenhauer-Textes und Hárniks Analyse von Goethes „Wahlverwandtschaften“ publiziert, im Jahr 1913 Hirschmanns Schopenhauer-Analyse, 1914 Otto Ranks Doppelgänger-Studie und Lorenz' Analyse der verschiedenen „Geschichten des Bergmanns von Falun“, aber vornehmlich bei E. T. A. Hoffmann, in den Heften von 1916 veröffentlicht Hanns Sachs die zweiteilige Analyse von Schillers „Geisterseher“ und Hirschmann die ebenfalls zweiteilige Analyse von Gottfried Kellers „Wesen und Werk“, 1917 veröffentlicht Freud seine Analyse zu Goethes „Dichtung

und Wahrheit“ und 1919 „Das Unheimliche“. 1921 steht Schiller im Mittelpunkt des Interesses von Frida Teller, auf Mozart bezieht sich Otto Ranks Analyse der Don Juan-Gestalt und Hermann macht Goethe zum Thema seiner Analyse im Jahr 1924, wobei diese letzteren Texte sich auf Musik, bzw. Goethes grafische Kunst beziehen. Es erscheint zunächst als sinnvoll, diese Texte, in denen es explizit um die psychoanalytischen Deutung von Literatur oder psychoanalytische Auseinandersetzung mit Dichterpersönlichkeiten geht, von jenen Texten zu trennen, in denen literarische Bezüge nicht im Brennpunkt psychoanalytischer Ausführungen stehen, sondern lediglich als intertextuelle Verweise im Zusammenhang anderer Problemfelder wie beiläufig erscheinen und das Geschriebene kolorieren.

Beim ersten Vorgehen wird in der Regel eine Textstelle des Autors als Leistung der Persönlichkeit und des dichterischen Unbewussten genommen und so der Analyse unterzogen. Es werden dabei sowohl künstlerische als auch private Texte analysiert und als Beweismaterial oder Beleg zur Darstellung allgemeiner psychoanalytischer Erkenntnisse, vor allem der Funktionsweise des Unbewussten, benutzt. Ferenczi¹ deutet zum Beispiel eine Stelle aus einem Brief Schopenhauers an Goethe, die sich auf Sophokles Ödipus bezieht. In diesem Brief schreibt Schopenhauer über den Habitus des wahren Wissenschaftlers:

Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der, Aufklärung über sein eigenes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahndet, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Jokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen: und sie gaben ihr nach, und darum steht es auch mit der Philosophie noch immer wie es steht. ... Dieser philosophische Mut aber, der eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborene Richtung des Geistes... [Aus einem Briefe Schopenhauers an Goethe, nach Übersendung des Manuskripts »Über [sic!] das Sehen und die Farben«, datiert vom 11. November 1815] (Ferenczi 1912: 276)

Ödipus ist für den Freud-Schüler Ferenczi ein Schlüsselname, der ihn gleich zum folgenden Kurzschluss verleitet:

Die eingangs zitierte Ansicht Schopenhauers über die zur wissenschaftlichen Tätigkeit erforderliche Geistesverfassung würde also in Freuds Terminologie umgegossen etwa so lauten: der Gelehrte darf (und soll) seine Phantasie spielen lassen, um so die ‚Wollust der Konzeption‘ genießen zu können — aber damit aus den phantastischen Einfällen Wissenschaft wird, müssen diese erst einer mühevollen Realitätsprüfung unterworfen werden. (Ferenczi 1912: 277)

Den hier zu beobachtenden Umgang mit Literatur können wir in vielen literaturanalytischen Texten Freuds wiedererkennen und müssen ihn somit für typisch halten: Der Dichter fungiert als Seelenverwandter, wird als ein intuitiver Psychoanalytiker angesehen, dessen Worte eigentlich nur das auf eine bildhafte Art und Weise vorwegnehmen, was die Psychoanalyse auf dem Wege der wissenschaftlichen Erkenntnis aufdeckt.

¹ Sándor Ferenczi (Miskolc, 1873 – Budapest, 1933), Arzt, Psychiater und Psychoanalytiker ist der bekannteste von den ungarischen Psychoanalytikern, einer der ersten Schüler Freuds und Übersetzer seiner Schriften. Er traf Freud 1908 und schloss sich der psychoanalytischen Bewegung an und führte die ungarische psychoanalytische Bewegung bis zu seinem Tod. 1919 bekam er als erster unter den Analytikern eine Professur, wenn auch lediglich für die Zeit der ungarischen Räterepublik (Erős 2009). Sein Briefwechsel mit Freud bildet eine wichtige Quelle der Erforschung der Geschichte der Psychoanalyse (vgl. Harmat 1986: 25–36).

Ein anderer Ungar, Jenő Hárnik², nimmt ebenfalls auf Goethe Bezug:

Goethes großzügiger Roman ‚Die Wahlverwandschaften‘ (sic!) behandelt bekanntlich die Liebesgeschichte eines jungen Mädchens (Ottile) und eines schon reiferen Mannes (Eduard). Ein den Analytikern wohlbekanntes Verhältnis, wobei namentlich der psychische Entwicklungsweg von Interesse ist, auf dem das junge Mädchen zu ihrer Liebe gelangt (Hárnik 1912: 507).

Hárnik erklärt hier die Liebesgeschichte mit der Freud’schen Theorie der Objektwahl und hebt die infantile Liebe zum Vater als Motiv hervor. Goethe als Autor wird hier wiederum psychoanalytisches Interesse, und mehr noch, psychoanalytisches Wissen zugeschrieben: „Nun bringt uns aber Goethe auch eine sehr schöne direkte Bestätigung dieser psychoanalytischen Auffassung in einer Reihe von symbolischen Symptomhandlungen“ (Hárnik 1912: 508). Es folgt eine detaillierte analysierende Nacherzählung der Romanhandlung, in der die unbewussten Triebkräfte der einzelnen – fiktiven – Personen erörtert werden.

Die psychoanalytische Arbeitsmethode und ihre Beziehung zur Literatur werden hier ebenfalls reflektiert: Goethe wird als „der Große“ bezeichnet, der

über die Ursachen und den Verlauf höchst wichtiger Gemütsbewegungen, mehr oder minder bewußt, denselben Anschauungen Ausdrücke verlieh, die von Freud zuerst klar ausgesprochen und wissenschaftlich begründet wurden. Ob dies bisher sehr viel dazu beigetragen hat, um zu einem genaueren Studium und Nachprüfen der psychoanalytischen Erfahrungen anzuregen, können wir getrost bezweifeln, kommt doch in den Kritiken und Besprechungen der verständnislose Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und Unexaktheit immer wieder zum Ausdruck. Namentlich soll die Psychoanalyse – wahrscheinlich mit der hartnäckigen Betonung der besonderen Eigenschaften psychischer Vorgänge – gegen die heiligen Gesetze der Naturwissenschaften arg verstoßen haben. Nun sollten wir, wo wir doch einen Goethe für die Richtigkeit unserer Anschauungen sprechen lassen können, solche Einwendungen immer energisch zurückweisen und daran erinnern, wie man sich [...] bei der Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen aber und abermals auf Goethe berief, als den größten Vorgänger der modernen Heroen der Naturwissenschaft. (Hárnik 1912: 510)

Hárnik beruft sich also auf die Autorität Goethes, nicht nur als die des Dichters und somit Arbeitskollegen als Psychoanalytiker, sondern auch des Naturforschers und des innovativen Genius. Der ursprünglich chemische Begriff der Wahlverwandschaft wird hier als Bild der menschlichen Beziehung angesehen. Im ersten Buch des Romans wird über diesen Begriff als eine Gleichnisrede diskutiert, und zwar ob nun die Menschen in ihren Beziehungen zueinander anders und mehr seien als chemische Stoffe. Naturgesetz und menschliches Verhalten werden hier als Analogbeispiele angesehen, wobei die Bildlichkeit und das Gleichnis im Vordergrund stehen. Hárniks Analyse des Romans fokussiert auf den plötzlichen Tod des Kindes als eine Symptomhandlung, als einen deterministischen, immanenten tragischen Vorfall. Vergleicht man das Goethe’sche Verständnis von Wahrverwandschaft mit Hárniks psychoanalytischen Deutung des Romans, erkennt man unterschiedliche Akzente und unterschiedliche Logik: Goethe als Dichter geht von dem Bild aus und erklärt menschliches Verhalten mit einer der Naturwissenschaft entnommenen Metapher. In der psychoanalytischen Deutung stehen die

² Jenő Hárnik (1897–1937), ungarischer Physiker und Psychoanalytiker, Ferenczis Schüler und Mitglied im Galilei-Zirkel, zählt neben Ferenczi, István Hollós, Ignó, Lajos Lévy und Sándor Radó 1913 zu den Begründern der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung. Bereits 1911 publizierte er im Zentralblatt für Psychoanalyse Texte über Kunst, Symbole und Symboldeutungen. Er emigrierte 1920, nach anderen Quellen 1922, nach Berlin und dann 1933 nach Kopenhagen oder nach anderen Quellen in die USA. (Ferenczi/Jones 2003: ohne Seitenangabe, Weibel 2005: 525).

Existenz und das Handlungsschema des Unbewussten zur Debatte, wozu sich Literatur mit ihrer Bildsprache gesellt. Goethe dient dabei als Verifikation der Arbeitsmethoden und Erkenntnisse der Psychoanalyse – diesmal wieder aus einer Selbstverteidigungsposition.

Eine weitere interessante Auseinandersetzung mit der Methodologie und Erkenntnistheorie der eigenen Disziplin stellt Sándor Radós³ 1922 publizierter Aufsatz „Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse“ dar. Hier werden die traditionellen Erkenntniswege der empirischen und mathematischen Forschung, etwa in Newtons Mechanik, mit der Arbeitsweise der statistischen Physik kontrastiert. Anspruch auf Universalität und holistisches Wissenschaftsverständnis scheinen in diesen Zeilen durch, und tragen somit der romantischen Kritik am aufklärerisch-empirischen und mechanistischen Weltbild Rechnung.

Literaten werden jedoch nicht nur heuristisch rezipiert, Géza Dukés verweist zum Beispiel in seinem Aufsatz auf Probleme im Umgang mit Literatur. Seine – nicht literatur- sondern jura-bezogene – Theorie, die er 1922 unter dem Titel „Psychoanalytische Gesichtspunkte in der juristischen Auffassung der Schuld“ (Dukés 1921) publizierte, basiert auf der Anwendung von Freuds in der „Psychopathologie des Alltagslebens“ publizierten Erkenntnissen auf die juristische Praxis und versucht Grundbegriffe der Kriminologie – wie Zurechnungsfähigkeit und Fahrlässigkeit – durch Freudsche Modelle zu problematisieren und neu zu definieren. Der Text ist konzipiert als ein Plädoyer für eine Analysepraxis verurteilter Krimineller zum theoretischen Zweck einer im besten Sinne erfassten Spezialprävention. Es sind allerdings Thesen gewesen, von denen sich der weder in psychoanalytischen noch juristischen Kreisen besonders anerkannte Jurist und Übersetzer Freuds (Harmat 1986: 292, 317) Dukés später entfernte. Er zieht im Aufsatz eine Parallele zwischen der Analyse krimineller Personen und dichterischer Werke: Weder der Kriminelle, der stets gegen sein eigenes Ich handeln muss, noch dichterische Werke, die fiktiv sind, stellen eine entsprechende Verifikation der psychoanalytischen Erkenntnis dar und beide seien somit als Analyseobjekte zweifelhaft. Die Seele des Kriminellen sei nun aus diesem Grunde „dem Kriminalpsychoanalytiker im allgemeinen nicht zugänglich“, ähnlich wie „dies bereits mit Dichterwerken, Mythen oder längst verflossenen geschichtlichen Handlungen vielfach geschieht, wo ja auch die Möglichkeit fehlt, die Person des Künstlers oder Mythendichters einer direkten Analyse zu unterziehen.“ (Dukés 1921: 236)

5.1. Exkurs: Bildungssoziologischer Aspekt

Dass Budapester Psychoanalytiker Texte und Autoren des deutschen Idealismus für die Theoriebildung herbeizitieren, erscheint uns auch bildungssoziologisch gesehen als bemerkenswert. Die Vertreter der Budapester Schule, teilweise praktizierende Ärzte, Psychiater, teilweise interessierte Laien, kommen meist wie viele Wiener Kollegen aus der assimilierten jüdischen Mittel-, z.T. Oberschicht, viele von ihnen sind Intellektuelle der ersten Generation, und sie sind von der Ausbildung her ziemlich unterschiedlich, im Unterschied zu den Berliner und Wiener Gruppen, die vorwiegend aus Ärzten bestanden. Unter den ungarischen Psychoanalytikern der zehner Jahre finden wir außer Ärzten Schriftsteller, Ethnographen, Juristen, Philosophen und Verleger (Friedrich 2017: 57, vgl. Erős 2016), für die offensichtlich sowohl deutsche Sprach-

³ Sándor Radó (1890–1972), Student von Ferenczi, Mitbegründer und erster Sekretär der Psychoanalytischen Vereinigung in Ungarn [Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület, 1913] (Weibel 2005: 530).

kenntnis als auch eine Vertrautheit mit deutschen Klassikern einen Bildungsstandard bedeuten. Diese Autoren zitieren mit leichter Hand deutsche Klassiker im Original und verfassen wissenschaftliche Texte auf hohem sprachlichem Niveau – und mehr noch, unterhaltsam und mit dem Anspruch allgemeiner Verständlichkeit. Bei dem Entwurf psychoanalytischer Theorien bilden diese manchmal beiläufigen Zitate ein intertextuelles Referenzsystem, auch für die ungarischen Psychoanalytiker.

Der Ethnologe und Psychoanalytiker Géza Róheim⁴ veröffentlicht zum Beispiel 1922 eine vierteilige Arbeit mit dem Titel „Selbst. Eine vorläufige Mitteilung“, in der er sich mit verschiedenen Stadien des Selbst beschäftigt und dies anhand von imponierend vielen Beispielen aus ethnologischen Schriften über primitive Völker und deren Gebräuche darstellt. In Róheims Text finden wir wie beiläufig zwei Verweise auf Goethes „Faust“, der erste lautet wie folgt:

Da sich der Übergang nun von selbst vorbereitet, wird es nicht allzu kühn erscheinen, wenn wir die ursprünglichste Bedeutung der magischen Kraft der Zaubersprüche ebenfalls im Gebiete der Oralerotik suchen. Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein, wird man mir entgegenhalten. Nun glaube ich auch wie Mephisto, daß das nicht gar so notwendig ist (Róheim 1921: 7).

Róheim verweist hier auf Mephistos Rede nach dem Hexen-Einmaleins (Verse 2565-66) aus „Faust I“: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, / Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“ (Goethe 1949: 83) Ebenfalls Goethes „Faust“ wird im folgenden Verweis herbeizitiert:

Der berühmte Zauberer von Fort Hope träumt bei dieser Gelegenheit einen ganzen Schöpfungsmythos. Er fühlt eben wie der *Baccalaureatus* (sic!) im „Faust“: ‚ich führt die Sonne aus dem Meer hinaus, mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf.‘ (Róheim 1921: 489)

Das Zitat ist aus dem „Faust II“ (6792-93) und dem *Baccalaureus* beinahe wortwörtlich entnommen: „Die Sonne führt’ ich aus dem Meer herauf; / Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;“ (Goethe 1948: 208).

Durch die Goethe-Zitate zeichnet sich Róheims Text zwar als etwas bildungselitär aus, er entspricht aber dem Zielpublikum des „Imago“ und der psychoanalytischen Geisteswissenschaft. Während Róheim ethnologische oder mythologische Hinweise und Beispiele – mit Ausnahme der griechisch-römischen – exakt erklärt und detailliert darstellt, wird hier auf Goethe als zur Allgemeinbildung gehörend wie beiläufig verwiesen, sein „Faust“ als selbstverständlich bekannt vorausgesetzt – und *ungenau* zitiert.

6. Romantische Bezüge

Außer dem „großen“ Goethe wird auch mit Vorliebe auf romantische Texte Bezug genommen. In Silberers Aufsatz „Märchensymbolik“ geht es in erster Linie um die psychoanalytische Deutung des ersten Märchens der Grimm’schen Märchensammlung „Froschkönig und der eiserne

⁴ Géza Róheim (Budapest, 1891 – New York, 1953), Ethnologe, Psychoanalytiker. Róheim studierte in Leipzig und Berlin, wo er die Psychoanalyse kennen lernte. Vor allem durch Freuds „Totem und Tabu“ geprägt, verband er, wohl als einziger unter seinen zeitgenössischen Ethnologenkollegen, seine ethnographischen Forschungen mit psychoanalytischen Kenntnissen. In den dreißiger Jahren emigrierte er in die USA, wo er seine wirkungsvollste Schrift „The Origin and Function of Culture“ (1949) publizierte (Harmat 1986: 235–239).

Heinrich“, und er stellt auch die erste umfassende psychoanalytische Märcheninterpretation dar. Der „Froschkönig“ nimmt seitdem eine vornehme Rolle in der märchenpsychologischen Literatur ein, sowohl Bruno Bettelheims Klassiker „Kinder brauchen Märchen“ (1977), als auch die zeitgenössische ungarische Märchentherapeutin Ildikó Boldizsár (Boldizsár 2012: 30) berufen sich auf den Grimm-Text und seine möglicherweise irreführenden Varietäten an zentraler Stelle. Die psychoanalytische Interpretation deutet das Märchen vom Froschkönig seit hundert Jahren gleich: Beim Frosch handele es sich um eine bildliche Manifestation des Sexualwunsches (Bettelheim 1977: 277).

Der Psychoanalytiker sieht im Märchen wie im Traum und Tagtraum Wunscherfüllung:

Wir alle insgesamt sind Glückssucher: Wir alle strengen täglich, stündlich – jeglicher nach seiner Fassung – unsere Kräfte an, um das, was uns begehrenswert erscheint, zu gewinnen. Und wenn uns die harte Wirklichkeit des Lebens nicht bietet, was wir ersehnen, so flüchten wir uns gern zum Trost in ein Wunderland, welches unseren Wünschen Erfüllung verheißt und gewährt: ins Reich der Träume und Märchen. Dem Kinde ist dieses Land freilich am leichtesten zugänglich. Auch dem Kinde im Erwachsenen (Silberer 1919: 176).

Dem holistischen Selbstverständnis und dem wissenschaftlichen Universalitätsanspruch gesellen sich in dieser Betrachtung der Anspruch auf eine Ursprünglichkeit und der Wunsch nach archaisch-kindlichem Blick auf die Dinge hinzu. Beide werden dem Märchen bereits im romantischen Kult dieser Gattung beigemessen. In der Vorrede zur ersten Ausgabe der Grimmschen Märchen wird die Besonderheit der Gattung wie folgt formuliert:

Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für gescheite Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat und freut sich daran, ohne einen Grund dafür. [...] Innerlich geht durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. (Grimm 1812: VIII–IX)

Mögen auch Grimms Bekenntnisse zur Gattung Märchen dem postfreudianischen Leser – um beim Grimmschen Bild zu bleiben – zumindest als blauäugig erscheinen, ist zu erkennen: Bei Silberer wie bei den Grimms geht es um jenes alterslose Kindsein, gekennzeichnet durch naive und unbefangene Augen – ein Symbol für nichtrationale, poetisch-märchenhafte Welterkenntnis, die keiner Moral folge und keinem Zweck diene, außer dem des für sich genommenen ästhetischen Genusses.

In der Rezeption der Goethezeit in der frühen psychoanalytischen Theorie nimmt Emil Franz Lorenz' Aufsatz „Die Geschichte des Bergmanns von Falun“ (Lorenz 1914) eine besondere Stelle ein, einerseits weil vielleicht kein anderer die Literatur der Goethezeit so ausführlich behandelt, andererseits weil Lorenz trotz der analytischen Interpretationsmethode der prüfende Blick des Literaturhistorikers nicht abhandengekommen war. Anhand dieses Textes kann andeutungsweise plastisch gemacht werden, welche Rolle der goethezeitlichen Literatur in der frühen psychoanalytischen Theorie zugesprochen wird und mit welchen Akzentverschiebungen der Paradigmenwechsel vom naturphilosophischen Begriff des Unbewussten des 19. Jahrhunderts zu psychoanalytischen Konstrukten einhergeht.

Der Kern der Geschichte selbst, die in ihren romantischen Bearbeitungen den Untersuchungsgegenstand des Aufsatzes darstellt, geht auf eine historische Begebenheit von 1719 zurück (Hollstein 2019: vgl. Gold 1990: 107–108). In einem schwedischen Bergwerk fand man

eine in Eisenvitriol erhalten gebliebene Leiche eines jungen Mannes. Bei der Bergung des Toten erkennt eine alte Frau ihren ehemaligen, seit fünfzig Jahren vermissten Bräutigam wieder. Die Geschichte findet Eingang in die deutsche Literatur durch eine Wiedergabe Gotthilf Heinrich Schuberts in den „Ansichten über die Nachtseite der Naturwissenschaft“ (Schubert 1808: 215–217).

Im besagten Buch, einem Grundwerk deutscher romantischer Naturphilosophie, postuliert der Autor Gotthilf Heinrich Schubert ein der Aufklärung entgegengesetztes Naturkonzept, in dem sich die Welt als eine, lediglich teilweise klar und rational zu erkennende darstellt. „In der Naturwissenschaft könnte sich wohl ebenfalls eine solche Nachtseite in geistigem Sinne nachweisen lassen.“ Die andere, der Ratio unerkennliche Seite sei – wie die Nachtseite der Planeten – nur dort sichtbar, „[w]o das mehr oder minder hellleuchtende Gestirn des Tages seines Lichtes begiebt“ (Schubert 1818: 5). In Schuberts Auffassung wird auch dem Menschen eine Nachtseite seines Ichs zugeschrieben, welche sich in rational nicht erfassbaren Phänomenen äußere: in Traum, Poesie, Liebe, Begeisterung, Wahnsinn oder Orakel. Schubert ordnet interessanterweise auch solche Phänomene der Nachtseite zu, die heute ohne weiteres in rationale Formeln zu fassen sind, wie Elektrizität oder Magnetismus, auch im Zusammenhang mit dem wieder ins Spektakuläre tendierenden Heilverfahren des Mesmerismus. Schubert schreibt dieser Nachtseite der Natur epistemische Qualitäten zu: Durch Traum, Poesie, Wunder lässt sich diese „andere Natur“, oder wie er an anderen Stellen nennt, die höhere Natur erkennen. Diese Nachtseite der Natur wende sich nämlich, so Schubert, „mit den ihr eigentümlichen Schrecknissen, welche sie begleiten, an eine ihr verwandte Partie unseres Wesens“ (Schubert 1818: 5). In der Nachtseite, verbunden mit der Traumtheorie Schuberts in seiner „Symbolik des Traumes“ (1813), erkennen wir die frühe Formulierung einer präfreudianischen Konzeption des Unbewussten und der Traumdeutung wieder. Die poetisch ausgeschmückte Geschichte des Bergmannes, die in Schuberts naturwissenschaftlichen Ausführungen Aufsehen erregte und als genuin romantisches Thema eine Reihe von literarischen Bearbeitungen von Arnim bis Hofmannsthal inspirierte, lieferte weitere Darstellungen nichtrationaler Zusammenhänge der Nachtseite der Natur. In Achim von Arnims Version gestaltet sich die Geschichte als ein Konflikt des jungen Mannes zwischen der Bergkönigin und der Braut. In der wohl bekanntesten Version von E. T. A. Hoffmann wird der Hauptheld vor die Wahl zwischen romantischer Sehnsucht und bürgerlicher Existenz gestellt. Lorenz' psychoanalytische Interpretation fokussiert auf diese letztere Version und hebt dabei die aus dem Aspekt der Analyse besonders bedeutsame innenräumliche Beschreibung hervor.

Um diese Stelle aus der Perspektive des goethezeitlichen Lesers zu deuten, müssen wir uns das romantische Verständnis der Kristalle und der Bergmannsarbeit vor Augen halten: Unterirdische Kristalle stellen für das romantische Verständnis das Wesen der Natur, auch der Geheimnisse der Nachtseite in kristallisierter Form dar. Auch ein Bergmann ist nicht der prosaische Arbeiter, den uns die realistisch-naturalistische Literaturepoche vor Augen stellt, sondern Schatzsucher, stets auf der Suche nach diesen Geheimnissen. Das Dilemma, vor das Hoffmanns Bergmann Elis gestellt wird, ist die Wahl zwischen bürgerlichem und romantischem Lebensparadigma. Bei E. T. A. Hoffmann ist auch ein Hin- und Herschwanke des männlichen Haupthelden zwischen Normalität und Wahnsinn typisch. Elis, der junge Bergmann bezahlt seine Entscheidung für das romantische Paradigma mit seinem Leben: Er steigt an seinem Hochzeitstag – dem Tag des potenziellen Eintritts in das bürgerlich-philiströsen Leben – früh am Morgen,

angeblichen traumähnlichen Erklärungen folgend, in die Grube, angelockt von „einem wunderbaren Stein, den er aus der Tiefe herausholen müsse, um ihn ihr [der Braut] zum Hochzeitsgeschenk zu bringen.“

Lorenz' Analyse der Hoffmannschen Novelle erwähnt explizit Hoffmanns Quellen, unter ihnen Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur, und untersucht mit bewundernswerter philologischer Aufmerksamkeit die Veränderungen, die Hoffmanns Fassung zu seinen Prätexten aufweist, doch die Textdeutung wird nicht von der Philologie, sondern durch psychoanalytische Schemen geprägt. Nach den psychoanalytischen Deutungsparadigmen von Symbolbildung, Übertragung und Fixierung sei das Bergwerk ein Symbol des Mutterleibes und Elis Sehnsucht der inzestuöse Wunsch, in den Mutterleib zurückzukehren.

Die Abkehr vom Seefahrerberuf und die Hinwendung zu dem von ihm so verschiedenen Bergmannsberuf bedeutet nichts anderes, als daß er hinfort unter der Herrschaft der inzestuösen Neigungen steht, die dem Unbewußten angehören. Für dieses Unbewußte im allgemeinen wie auch für das besondere Objekt seiner Neigung ist aber der unterirdische Raum eines Bergwerks das zutreffendste Symbol. (Lorenz 1914: 267)

Lorenz beendet seine Analyse des Hoffmann-Textes mit der Zusammenfassung:

Durch die von Elis versuchte Übertragung auf ein normales Objekt gerät die Fixierung der Libido im Unbewußten in Gefahr gelöst zu werden. Es entspinnt sich ein Kampf, der mit dem Siege der dunklen Mächte endigt (Lorenz 1914: 267).

Könnte man diese durch psychoanalytischen Wortschatz geprägte Interpretation hypothetisch in eine romantisch-naturphilosophisch geprägte Sprache der Entstehungszeit der Novelle zurückübersetzen, könnte eine Deutung im Sinne der zeitgemäßen Vorstellung des Unbewussten konstruiert werden. Eine solche – betont hypothetische – Rückübersetzung würde ungefähr wie folgt lauten:

„Trotz des Versuchs Elis, ein normales Leben zu führen, d. h. eine bürgerlich-philiströse Existenz mit Ulla aufzubauen, wird er in Träumen und Phantasien von rational nicht erkennbaren, wunderbaren Mächten ergriffen, die Nachtseite der Natur wendet sich an die ihr verwandte Partie von ihm und verlockt ihn mit dem Versprechen einer Teilhabe an der höheren Natur. Es entspinnt sich ein Kampf, der mit dem Siege der dunklen Mächte endigt.“

7. Resümee

Der Kulturhistoriker hat keine Mittel in der Hand, psychoanalytische Theorien auf den Prüfstand zu stellen und die hier erwähnten Textbeispiele im Hinblick auf ihren psychologischen Inhalt zu verifizieren oder ihnen die analytische Leistung abzustreiten. Der letzte Vergleich der psychoanalytischen Deutung der Bergmann-Geschichte mit der hier hypothetisch aufgestellten goethezeitlich-naturphilosophischen könnte uns allerdings dazu verhelfen, einerseits die kulturhistorische Einbettung psychoanalytischer Theorie zu verstehen, andererseits den Paradigmenwechsel zwischen der Denkweise der Goethezeit und der der Psychoanalyse im Hinblick auf eine Kartographie der Seelentiefen genauer zu erfassen.

Die Literatur der Goethezeit bildet für die zitierten Autoren einen Referenzrahmen, in dem psychoanalytisch erkundete Zusammenhänge dargestellt und zum Teil auch als bestätigt empfunden werden konnten. Texten und Autoren wird hierbei die Vorwegnahme psychoanalytisch erarbeiteter Menschenkenntnis zugeschrieben, indem der Dichter auch als Kollege fungiert.

Probleme der Verifizierung solcher Referenzen, wie etwa der Fiktionalitätscharakter oder das Primat ästhetischer Aspekte der schönen Literatur werden dabei sporadisch angesprochen und bleiben in der Selbstbehauptung der Psychoanalyse auch später unbeachtet. Unbewusstes und „Höhlen der Seele“ wurden bereits im neunzehnten Jahrhundert erforscht. Im Hinblick auf das Subjektkonzept verlagert sich jedoch der Akzent vom naturphilosophischen Paradigma des anfänglichen 19. Jahrhunderts auf das immanent psychologische Denkparadigma um 1900: Während in der Naturphilosophie um 1800 zwischen Mensch und Natur, auch als Mikro- und Makrokosmos, Effekte der Spiegelung der Modellbildung und des Rasonnements vorausgesetzt werden, wodurch der Mensch und auch das menschliche Unbewusste selbst einen Teil der Natur darstellen, existieren psychoanalytisch gesehen lediglich immanente Triebfedern. Naturhandeln und bewusstes Handeln werden jedoch hier wie dort miteinander konfrontiert und auch der Symbolbildung wird hier wie dort eine wichtige Rolle beigemessen. Während die Bildsprache und das Symbol im 19. Jahrhundert selbst ein epistemisches Verfahren bedeuten und damit Wege der Welterkenntnis abzeichnen, werden Symbole in der Psychoanalyse fast ausschließlich auf Handlungen und Triebfedern des Unbewussten bezogen. Das vorfreudianische Konzept des Unbewussten aus heutiger Perspektive als naiv oder einseitig zu bewerten, wäre auch aus der Sicht der psychoanalytischen Literaturbetrachtung nicht angemessen. Kultur- und wissenschaftshistorisch gesehen ist eine deutliche Verlagerung der – wie Lorenz formuliert – „dunklen Kräfte“ zu detektieren: Die „anderen“ – zum Teil als dunkel oder als Schatten wahrgenommen – Kräfte verlagern sich aus der uns umgebenden Natur in das in uns wohnende Unbewusste.

Aus der „Imago“ wird auf folgende Texte Bezug genommen:

- Dukes, Géza (1921): Psychoanalytische Gesichtspunkte in der juristischen Auffassung der „Schuld“. In: *Imago* (10), S. 225–236.
- Ferenczi, Sándor (1912): Symbolische Darstellung des Lust- und Realitätsprinzips im Ödipus-Mythos: (Gedeutet durch Schopenhauer). In: *Imago* (1), S. 276–284.
- Hárnik, Jenő (1912): Psychoanalytisches aus und über Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: *Imago* (1), S. 507–518.
- Lorenz, Emil Franz (1914): Die Geschichte des Bergmanns von Falun, vornehmlich bei E. T. A. Hoffmann, Richard Wagner und Hugo von Hofmannsthal. Teil 1–2. In: *Imago* (3), S. 250–301.
- Rank, Otto (1914): Der Doppelgänger Leipzig. In: *Imago* (3). Wien: Hugo Heller, S. 97–164.
- Róheim, Géza (1921a): Das Selbst. Eine vorläufige Mitteilung [I]. Die magische Bedeutung des menschlichen Körpers: eine vorläufige Mitteilung. In: *Imago* (7), S. 1–39.
- Róheim, Géza (1921b): Das Selbst. Eine vorläufige Mitteilung [III]. In: *Imago* (7), S. 453–503.
- Winterstein, Alfred (1912): Zur Psychoanalyse des Reisens Leipzig. In: *Imago* (1), S. 489–506.

Literatur

- Anz, Thomas (1999): Die Seele als Kriegsschauplatz. Psychoanalytische und literarische Beschreibungen eines Kampfes. In: Anz, T./Kanz, C.: Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 97–110.
- Anz, Thomas (2006): Psychoanalyse und literarische Moderne. Beschreibungen eines Kampfes. In: Anz, T./Pfohlmann, O.: Psychoanalyse in der literarischen Moderne. Eine Dokumentation. Bd.1. Marburg: Verlag LiteraturWissenschaft.de, S. 11–42.
- Barkhoff, Jürgen (1995): Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Barkhoff, Jürgen (2001): Die literarische Karriere des Mesmerismus in Deutschland zwischen 1800 und 1850. In: Leonardy, E./Renard M. F./Drösch, C./Vanasten, S. (Hg.): Traces du mesmérisme dans les littératures européennes du xixe siècle. Einflüsse des Mesmerismus auf die europäische Literatur des 19. Jahrhunderts. Bruxelles: Presses de l'Université Saint-Louis Collection, S. 43–55. <https://books.openedition.org/pusl/11343> (letzter Abruf: 10.03.2022).
- Bettelheim, Bruno (1977): Kinder brauchen Märchen, aus dem Amerikanischen übersetzt von Liselotte Mickel und Brigitte Weitbrecht. 3. Auflage. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Boldizsár, Ildikó (2012): Meseterápia [Märchentherapie]. Budapest: Magvető.
- Erős, Ferenc (2009): Ferenczi Sándor professzori kinevezése: háttér és kronológia [Sándor Ferenczis Berufung zum Professor: Hintergrund und Chronologie]. In: Thalassa (20)4, S. 3–28.
- Erős, Ferenc (2016): Psychoanalysis and the Emigration of Central and Eastern European Intellectuals. In: The American Journal of Psychoanalysis. <https://link.springer.com/article/10.1057/s11231-016-9051-8> (letzter Abruf: 30.03.2022).
- Ferenczi, Sandor/Jones, Ernest (2018): Letters 1911–1933. Hg. von Erős, F./Szekacs-Weisz, J./Robinson, K. New York: Routledge.
- Foucault, Michel (1996): Was ist ein Autor (1969). In: Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Hg. von von Dorothee Kimmich, Rolf G. Renner, Bernd Stiegler. Stuttgart: Reclam, S. 233–247.
- Friedrich, Melinda (2017): Pszichoanalitikus egyesületek és tagjaik a II. világháború előtti Magyarországon [Psychoanalytische Vereine und deren Mitglieder in Ungarn vor dem Zweiten Weltkrieg]. In: Kaleidoscope (8), S. 53–71.
- Goethe, Johann Wolfgang (1948 ff): Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hamburg: Christian Wegener.
- Gold, Helmut: E. T. A. Hoffmann: Die Bergwerke zu Falun – Nachtseiten von Mutter Natur. In: ders.: Erkenntnisse unter Tage. Bergbaumotive in der Literatur der Romantik, Wiesbaden: Springer, S.107–152.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1812): Kinder- und Haus-Märchen. Bd. 1. Berlin, 1812, https://www.deutschestextarchiv.de/grimm_maerchen01_1812/11 (letzter Abruf: 12.03.2022).
- Harmat, Pál (1986): Freud, Ferenczi és a magyarországi pszichoanalízis. A budapesti mélylélektani iskola története 1908–1983 [Freud, Ferenczi und die Psychoanalyse in Ungarn. Geschichte der Budapester psychoanalytischen Schule 1908–1983]. Bern: Európai Protestáns Magyar Szabadegyetem.

- Hollstein, Sebastian (2019): Tragische Liebe: Der romantische Untote. In: Spektrum der Wissenschaft, 22.12.2019.
https://www.spektrum.de/news/der-romantische-untote/1694712?utm_source=pocket-newtab (letzter Abruf: 29.12.2020).
- Kraus, Karl (1955): Beim Wort genommen. Werke. Bd. 3. München: Kösel Verlag.
- Lepenes, Wolf (1986): Über den Krieg der Wissenschaften und der Literatur. Der Status der Soziologie seit der Aufklärung, Juni 1986, 40. Jahrgang, Heft 448, S. 482–494.
- Lindner, Henriett (2014): Begriffe des Unbewussten im 19. Jahrhundert. In: Publicationes Universitatis Miskolcensis, Sectio Philosophica Tomus XVIII., Fasc. 3. (2014), S. 197–207.
- Nemes, Livia (1999): Einleitung. In: Nemes, L./Berényi, G. (Hg.): Die Budapester Schule der Psychoanalyse. Budapest: Akadémiai Kiadó, S. 7–18.
- Reil, Johann Christian (1803): Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Halle in der Curtschen Buchhandlung.
- Róheim, Géza (1943): The Origin and Function of Culture. [Keine Ortsangabe] Nervous and mental disease monographs.
- Schubert, Gotthilf Heinrich (1808): Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, Dresden: Arnoldsche Buchhandlung.
- Schubert, Gotthilf Heinrich (1818): Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Neubearbeitete und wohlfeilere Auflage. Dresden: Arnoldsche Buchhandlung.
- Schubert, Gotthilf Heinrich (1814): Symbolik des Traumes. Dresden/Bamberg: Neues Leseinstitut von C. F. Kunz.
- Weibel, Peter (Hg.)(2005): Beyond Art: A Third Culture. A Comparative Study in Cultures, Art and Science in 20th Century Austria and Hungary. New York Wien: Springer.
- Zaretsky, Eli (2006): Freuds Jahrhundert: Die Geschichte der Psychoanalyse (aus dem Englischen übersetzt von Bernd Leineweber und Klaus Binder). Wien: Zsolnay Verlag.

Die Landschaftsauffassung des Worpswede-Vorwortes und der frühen Schriften Rilkes

Fábián Vörös (Budapest)

Einleitung

Der folgende Versuch widmet sich Rilkes Landschaftsauffassung mit besonderem Blick auf das Vorwort der Worpswede-Monografie und den damit verbundenen, teils zu Rilkes Lebzeiten unveröffentlichten frühen Schriften. Diesen wird generell eine viel geringere Aufmerksamkeit zu Teil, als ihre Stellung innerhalb des Gesamtwerkes rechtfertigen würde (Büssgen 2013: 148). Dies überrascht umso mehr, als das in der mittleren Periode perfektionierte, gar als Rilkes Wahrzeichen geltende Dinggedicht sich auch teilweise mittels Rilkes früher Ästhetik erklären lässt; eine Ästhetik, die nie systematisch ausgearbeitet wurde, sich jedoch aus Besprechungen, Essays, Briefen, Tagebucheinträgen und eben der Einleitung zum Worpswede-Band rekonstruieren lässt.

Die Periodengrenzen des Lebenswerks, welche in der Literaturwissenschaft einen hohen Status genießen zu scheinen, sind zwar nicht ohne Daseinsberechtigung, wirken aber gegen eine einheitliche Behandlung kohärenter, das ganze Lebenswerk umspannender Gedanken. „Man kann geradezu von einer Konstanz der Themen sprechen; was sich in entscheidender Weise ändert, ist die Art der Darbietung.“ (Fick 1993: 184)

Üblicherweise werden als Grenzpunkte der mittleren Periode Rilkes erster Aufenthalt in Paris (1902) und das Erscheinen des Malte-Romans (1910) angesehen. Im Allgemeinen gelten beim früheren Datum der relativ lange Aufenthalt und die Freundschaft mit Rodin, beim späteren die als programmatisch angesehene Formulierung „Ich lerne sehen“ (KA3: 456) als Eckpfeiler. Wie aber u. a. auch Endreva herausstellt (Endreva 2004: 15), sind ähnliche Wendungen und Formulierungen an mehreren Stellen in Rilkes Briefen und Tagebüchern aufzufinden. In der Schrift „Notizen zur Melodie der Dinge“ wird geradezu eine *Ars Poetica* eines ständigen Neubeginns aufgerufen: „Ich kann mir kein seligeres Wissen denken, als dieses Eine: daß man ein Beginner werden muß“ (KA4: 103).

Das Sehen als Voraussetzung einer künstlerischen Tätigkeit wird schon viel früher, u. a. in einer Besprechung aus dem Jahr 1896 erwähnt („Wilhelm von Scholz, Frühlingfahrt“ KA4: 28). Sehen als Ausgangspunkt des künstlerischen Schaffens – zwar nicht bewusst ausgearbeitet, aber vermutlich bewusst angewendet – ist bereits 1895 in Rilkes zweitem Gedichtband „Larenopfer“ zu finden. Der Aufbau des Bandes ähnelt dem eines Reisebuches. Einige Gedichte stellen Teile Prags aus der Entfernung dar, einzelne Bauten werden beschrieben, um sich danach auch mit den ihnen verbundenen menschlichen Schicksalen auseinanderzusetzen. Diese Struktur weist bereits auf eine der Thesen dieser Arbeit hin: Das Ding tritt aus einem bestimmten Hintergrund hervor.

Rilke beschäftigt sich mit der Landschaft im Detail zuerst in der 1898 entstandenen, zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten, in Punkte gegliederten Schrift „Notizen zur Melodie der Dinge“ (KA4: 103–113). Wie auch Monika Fick herausstellt, „skizziert [Rilke] eine Poetik des ‚Hintergrunds‘, die sich ganz an das von Maeterlinck entworfene Modell des ‚Dialogs zweiten Grades‘ anschließt“ (Fick 1993: 192). Neben alledem, was auf der Bühne ausgesprochen wird, erscheint das, was unausgesprochen bleibt, also das Schweigen, welches Rilke in der ‚Stimmung‘ des Stückes verortet, ebenso wichtig.¹ Die Errungenschaft der „Notizen“ ist die Anwendung der Thesen Maeterlincks auf die bildende Kunst. Demnach seien die auf „Goldgrund“ gemalten Menschen (III. Punkt) isoliert, um so aus ihren Verhältnissen gelöst gedeutet werden zu können (IV. Punkt). In den Portraits der Renaissance sei die Landschaft hinter den Figuren ein allgemeiner Hintergrund, der tatsächlich einen Grund darstelle (V. Punkt). Da eine sprachliche Kommunikation nicht ausreichend sei, müssten die in den Bildern abgebildeten Figuren, um sich unterhalten zu können, zurücktreten und sich in der Landschaft treffen (XVII. Punkt).

Rilke stellt in seiner Rezension „Demnächst und Gestern“ (Nov. 1897) fest: „Das Schweigen ist das Geschehen“ (KA4: 54). Es ist besonders wichtig festzuhalten, dass Träger des Wesentlichen das Schweigen und nicht die Stille ist. Schweigen kann man nur im Besitz des Begriffes. Anders gesagt: Die Stille bedarf keines Subjekts.

Die Studie „Von der Landschaft“ (KA4: 208–213) stellt eine frühe, verworfene Fassung des Vorwortes zur Monografie dar. Sie beginnt mit einem kurzen historischen Überblick, dessen zwei Punkte für unseren Gedankengang besonders wichtig sind: zunächst gerade die allererste Feststellung, dass die alten Griechen den Menschen so gesehen hätten, wie spätere Maler die Landschaft (KA4: 208). Dies führt zu einer Reduktion der Umgebung, welche in den Gemälden nur angedeutet wird. Gerade das Gegenteil soll aber in der Renaissance geschehen: „man malte die Landschaft und meinte doch nicht sie damit, sondern sich selbst“ (KA4: 210). Hier wird nicht die Landschaft angedeutet, sondern die Landschaft bedeutet etwas, und zwar den Menschen, der somit auch als Landschaft gesehen werden kann. Der zweite wichtige Punkt kann als Zusammenfassung des ganzen Gedankenganges angesehen werden: „man begann die Natur erst zu begreifen, als man sie nicht mehr begriff; als man fühlte, daß sie das andere war, das Teilnahmslose, das keine Sinne hat uns aufzunehmen, da war man erst aus ihr herausgetreten, einsam aus einer einsamen Welt“ (KA4: 211–212). Der Mensch tritt aus der Landschaft als Hintergrund hervor. Dieser Moment, das Verlassen der Landschaft ist notwendig, um sie von außen betrachten zu können, gar um Subjekt zu werden, damit die Landschaft, das Offene, als Objekt und zugleich als Ursprung angesehen werden kann.

Worpswede

Im Folgenden wird auf Grund des obigen Gedankenganges Rilkes frühe Landschaftsästhetik in der dritten landschaftsbezogenen Schrift, dem Worpswede-Vorwort, mit Hinweisen auf Analogien in späteren Schriften analysiert. Das Vorwort ist in vier größere, titellose Teile gegliedert.

¹ Die Technik wird von Rilke selber im Prosaband „Die Letzten“ (KA3: 287–333) angewendet.

Die Themen dieser Teile sind in etwa (1) die Beziehung von Landschaft/Natur bzw. dem Menschen, (2) deren Darstellung in der Malerei bzw. (3) in der deutschen Malerei und schließlich (4) die Worpsweder Landschaft und ihre ‚Bebauer‘.

Auf eine detaillierte Analyse des vierten Teiles wird zunächst verzichtet, da dieser sich hauptsächlich mit dem Verhältnis des Alltagslebens und der Umgebung beschäftigt. Zwar baut Rilke hier auf Feststellungen der ersten drei Abschnitte, doch behandelt er eine bereits ange-deutete, allerdings neu eingeführte Problematik, deren Berücksichtigung den Rahmen dieser Studie sprengen würde.

I

Sofort der erste Satz, demzufolge die Geschichte der Landschaftsmalerei ungeschrieben sei (KA4: 307), ist nicht unbedingt wörtlich zu verstehen. Die Frage ist nicht die, ob eine Geschichte der Landschaftsmalerei geschrieben wurde, sondern ob diese nach den von Rilke als angemessen betrachteten Gesichtspunkten geschehen ist. Die Kriterien werden mit Hilfe der Gegenüberstellung von Portraitmalerei und Landschaftsmalerei geklärt.

Zu den unabdingbaren Fähigkeiten des Chronisten der Portraitmalerei gehören „Farben sehen und Farben sagen [zu] können“ sowie „das Lächeln der Mona Lisa ebenso mit Worten wiederholen [zu können] wie den alternden Ausdruck des tizianischen Karl V. und das zerstreute, verlorene Schauen des Jan Six“ (KA4: 307). Eine der zentralen Fragen der Jahrhundertwende wird hier thematisiert: Die sog. Sprachkrise, welche bis Nietzsche, gar bis Lichtenberg zurückgeht (King 2012: 159), hat den jungen Rilke ebenfalls beschäftigt. Bereits in seiner frühen Periode erscheinen Schriften, die die Adäquatheit sprachlicher Ausdrücke in Frage stellen („Demnächst und Gestern“ 1897; „Moderne Lyrik“ 1898; „Der Wert des Monologes“ 1898; alle KA4) und obzwar Rilke nicht annähernd zu der kompletten, doch vermutlich ironischen Selbstaufgabe des fiktiven Verfassers des Chandos-Briefes gelangt, muss die vermeintliche Unzuverlässigkeit des Wortes sehr wohl in der Programmatik des ‚Sehenlernens‘ eine Rolle gespielt haben (Büssgen 2013: 137).

Der Chronist der Portraitmalerei muss diesen Schwierigkeiten ebenso entgegensehen, wie der Chronist der Landschaftsmalerei, doch bewegt sich ersterer auf heimischem Gebiet, da er über die Darstellung von Menschen und Gesichtern schreibt. „Wer aber die Geschichte der Landschaft zu schreiben hätte, befände sich zunächst hilflos preisgegeben dem Fremden, dem Unverwandten, dem Unfaßbaren.“ (KA4: 308) Denn solange der Mensch durch sein Gesicht erkannt werden kann, hat die Landschaft „kein Gesicht, – oder aber sie ist ganz Gesicht und wirkt durch die Größe und Unübersehbarkeit ihrer Züge furchtbar und niederdrückend auf den Menschen“ (KA4: 308). Gesicht kann sich neben dem menschlichen Gesicht auch auf die Fähigkeit des Sehens, das Gesehene oder das Sichtbare beziehen (Grimm), und ist als solches Teil oder Oberfläche eines Ganzen, dessen anderer Teil unsichtbar ist. In dieser Hinsicht überrascht es nicht, dass in der deutschen Geistesgeschichte die Physiognomik eine so wichtige Stelle eingenommen hat. Eine moderne Physiognomieauffassung, welche sich von der analytischen, deduktiven Physiognomik des 18.-19. Jahrhunderts losreißt, wird gerade zu dieser Zeit von Rudolf Kassner ausgearbeitet, den Rilke 1907 persönlich kennen lernen wird. Kassners Hauptwerke zum Thema erscheinen zweifellos zu einem späteren Zeitpunkt (u. a. „Zahl und Gesicht“ 1919; „Die Grundlagen der Physiognomik“ 1922). Und die Aufarbeitung ihrer in

Spuren gemeinsamen Argumentationen und deren Zusammenhänge kann nicht Ziel dieser Arbeit sein, trotzdem kann eine Verwandtschaft der Gedanken festgehalten werden.

Die Landschaft ist also entweder ohne Gesicht, oder ihr Gesicht ist für den Menschen unerkennbar, da es das Maß des Menschen übersteigt. Eben dieser Konflikt der Seinsweisen und deren Abgrenzung ist zu Beginn der ersten „Duineser Elegie“ zu finden (KA2: 201). Die Inkompatibilität führt zwangsläufig zu einer Fremdheit der Landschaft: „Allein mit einem toten Menschen, ist man lange nicht so preisgegeben wie allein mit Bäumen. Denn so geheimnisvoll der Tod sein mag, geheimnisvoller noch ist ein Leben, das nicht unser Leben ist.“ (KA4: 308) Der Mensch ist also nicht Teil der Natur, seine Existenz ist von einer derart anderen Qualität, dass sogar die Negation seiner eigenen Existenz ihm näherliegt, als die Natur. Den Einwand, dass der Mensch ursprünglich der Natur angehört habe, hält Rilke wegen der immensen zeitlichen Entfernung des letzten gemeinsamen Punktes in der Entwicklungsgeschichte für irrelevant. Folglich kann hinzugefügt werden, dass dieser gemeinsame Punkt ebenfalls eine andere, fremde Daseinsform darstellt, der für den heutigen Menschen genauso unvorstellbar sein muss, wie die gleichzeitigen Daseinsformen der Natur oder des Engels.

Trotzdem steht der Mensch in einem gewissen Bezug zur Natur, er verkehrt mit ihr, doch „dieser Verkehr ist sehr einseitig“ (KA4: 309). Es lohnt sich, Rilkes Auseinandersetzung mit dieser Einseitigkeit ausführlich zu zitieren:

Es scheint immer wieder, daß die Natur nichts davon weiß, daß wir sie bebauen und uns eines kleinen Teils ihrer Kräfte ängstlich bedienen. Wir steigern in manchen Teilen ihre Fruchtbarkeit und ersticken an anderen Stellen mit dem Pflaster unserer Städte wundervolle Frühlinge, die bereit waren, aus den Krumen zu steigen. Wir führen die Flüsse zu unseren Fabriken hin, aber sie wissen nicht von den Maschinen, die sie treiben. Wir spielen mit dunklen Kräften, die wir mit unseren Namen nicht erfassen können, wie Kinder mit dem Feuer spielen, und es scheint einen Augenblick, als hätte alle Energie bisher ungebraucht in den Dingen gelegen, bis wir kamen, um sie auf unser flüchtiges Leben und seine Bedürfnisse anzuwenden. Aber immer und immer wieder in den Jahrtausenden schütteln die Kräfte ihre Namen ab und erheben sich, wie ein unterdrückter Stand, gegen ihre kleinen Herren, ja nicht einmal *gegen* sie, – sie stehen einfach auf, und die Kulturen fallen von den Schultern der Erde [...]. (KA4: 309)

All dies bedeutet jedoch nicht, dass sich die Natur auf Grund der Tätigkeit des Menschen nicht ändern würde. Das Wesentliche ist, dass der vom Menschen verursachte Aufstand nicht unbedingt ein bewusster ist, wie auch die Flüsse sich der von ihnen angetriebenen Maschinen nicht bewusst sind.²

Bei Rilke bleibt die Essenz der Natur und ihrer Kräfte eindeutig verborgen, da „unsere Namen [sie] nicht erfassen können“ (KA4: 309). Diese Feststellung beruht ebenfalls auf einer Sprachskepsis, kann aber auch mit denjenigen Deutungen der Gen 2;19 in Verbindung gebracht werden, nach denen Folgendes gilt: „[i]n jedem Wort ist auch immer auf eine rational nicht näher aufzuhellende Weise etwas von der Sache selbst enthalten. [...] Im Wort erst gewinnen die Dinge Gestalt und Unterschied“ (Rad 1960: 94).

Somit ist ein Name, der die Essenz der Dinge nicht greifen kann, per se falsch, und das bezeichnete Ding schüttelt tatsächlich mit Leichtigkeit diese Bezeichnung ab, da sie sich schlicht nicht auf ihn bezieht.

² Haargenau dieses Bild wird auch die Grundlage für die Frage Heideggers in seiner Studie „Die Frage nach der Technik“ (1953), welche sich auf die Wandelbarkeit und dem Entbergen der Naturkräfte durch eine Technik bezieht, dessen eigene Essenz gerade in seiner Anwendung besteht (Heidegger 2000: 8–9, 16–17).

„Der gewöhnliche Mensch, der [...] die Natur nur so weit sieht, als sie sich auf ihn bezieht, wird dieses rätselhaften und unheimlichen Verhältnisses selten gewahr.“ (KA4: 310) Es ist aber unser aller Glück, dass es nicht nur gewöhnliche Menschen gibt. „Anders schon sehen Kinder die Natur; [...] [sie] schließen sich ihr mit einer Art von Gleichgesinntheit an und leben in ihr, ähnlich den kleinen Tieren, ganz hingeeben an die Ereignisse des Waldes und des Himmels und in einem unschuldigen, scheinbaren Einklang mit ihnen.“ (KA4: 310) Es ist hervorzuheben, dass die Kinder ebenfalls nicht eins mit der Natur sind, ihr aber in gewisser Hinsicht viel näher stehen als die Erwachsenen, „da sie, gerade in den Tagen des körperlichen Reifwerdens, unsäglich verlassen, fühlen, daß die Dinge und Ereignisse in der Natur *nicht mehr* und die Menschen *noch nicht* an ihnen teilnehmen.“ (KA4: 310) Es stellt sich die Frage, inwieweit nach Rilke die kindliche Daseinsform eine andere Qualität als das erwachsene menschliche Dasein besitzt. Sie kann ihr nicht ganz fremd sein, denn dies würde nach dem obigen Gedankengang die Möglichkeit des Überschreitens der Grenze ausschließen. All dies lässt eine unausgesprochene, der Scala Naturae ähnliche Seinshierarchie vermuten.

Der oben erwähnte Bruch in der Pubertät ist auch das zentrale Thema der unvollendeten Skizze „Intérieurs“ (Herbst 1898; KA4: 93-102), ähnlich wie im Zyklus „Lieder der Mädchen“ im Lyrikband „Mir zur Feier“ (entst. Frühling 1898; KA2: 87-94).³ Es muss angemerkt werden, dass Rilke diesem Bruch bei Mädchen eine viel größere Bedeutung beimisst, die über den Verlust ihrer Beziehung zur Natur hinaus auch den Verlust einer Art Gemeinschaftsbewusstseins erfahren (Heinz 2013: 205). Das erste Beispiel über den Verlust einer Harmonie mit der Natur – „Es wird Frühling, obwohl sie traurig sind, die Rosen blühen [...] obwohl sie sterben möchten“ – wird zum zentralen Motiv mehrerer Gedichte⁴ (z. B. „Vorbei“; „Das war im Mai...“; „Ein Wunsch“ usw.) in Rilkes erstem Gedichtband, „Leben und Lieder“ (1894; SW5: 7–94).

In diesem Zusammenhang sei auch an die Anfangszeilen der „Achten Duineser Elegie“ (entst. 7./8. Februar 1922) hingewiesen (KA2: 224).

Das dort erwähnte ‚Offene‘ verweist eindeutig auf eine Art Unbestimmtheit, einen Mangel an Klassifizierbarkeit hin, wobei das ‚Offene‘ bei der dem Menschen gegenübergestellten Kreatur noch aufzufinden ist. Das Unbestimmte kann, auf das Subjekt bezogen, einen Mangel an Reflexivität bedeuten. Am radikalsten kann ein kompletter Mangel an Klassifizierbarkeit als das Fehlen des Subjektes selber interpretiert werden. Mich selbst kann ich nämlich auch nur in Hinsicht auf etwas Anderes bestimmen und ein Grundpfeiler dieser Bestimmung wäre die Beziehung zur Natur.

Eine engere Beziehung zur Natur bleibt jedoch Erwachsenen nicht endgültig versagt: „be-
wußt und mit Aufwendung eines gesammelten Willens“ (KA4: 311) können sie sich ihr wieder nähern. Diese Menschen sind Künstler, „die, da sie die Natur nicht überreden können, an ihnen

³ Es lohnt sich, einen Blick auf die Überschriften der einzelnen Zyklen in der Erstausgabe von „Mir zur Feier“ zu werfen (SW3: 201–263): 1) Beichten, 2) Engellieder, 3) Landschaft (darunter ein Gedicht mit dem Titel „Intérieur“, dessen Schlussstrophe vermutlich die erste Stelle ist, wo der Begriff des Dinges zwar nicht zuerst verwendet, aber bezeichnend behandelt wird und zugleich den Titel der Skizze „Notizen zur Melodie der Dinge“ anklingen lässt: „Und denken, denken: was das Klingen ist,/und daß ein Duft ist wie von Mandarinen. / Ob das die Seele von den Dingen ist, / und über ihnen...“), 4) Lieder der Mädchen, 5) Gebete der Mädchen zu Maria, 6) Im All-Einen.

⁴ Das Motiv lässt sich bis zum Minnesang zurückverfolgen. Ein ausgereiftes Beispiel wäre Otto von Botenlauben: Fröide ist al der welte komen (Wachinger 2006:10–11 und 629), Vorbilder reichen allerdings bis in den frühen Minnesang.

teilzunehmen, ihre Aufgabe darin sehen, die Natur zu erfassen, um sich selbst irgendwo in ihre großen Zusammenhänge einzufügen“ (KA4: 311). Der Künstler wird also auch dadurch zum Künstler, dass er sich in der Welt zu orten versucht.

Das Ziel der künstlerischen Tätigkeit betreffend stellt Rilke Folgendes fest: „Es ist nicht der letzte und vielleicht der eigentümlichste Wert der Kunst, daß sie das Medium ist, in welchem Mensch und Landschaft, Gestalt und Welt sich begegnen und finden.“ (KA4: 311) Das Kunstwerk ist die vollkommene Einheit, in der sich die Gegensätze ergänzen und somit auflösen.

Der hier heraufdämmernde Zusammenhang zwischen Menschen/Landschaft bzw. Gestalt/Welt erfordert einen Exkurs bezüglich der Verhältnisse des Allgemeinen zum Partikulären.⁵ Der Begriff „Welt“ ist auch deswegen auffällig, da er zum ersten Mal im Text vorkommt. Es lohnt sich, einen Blick auf die bisherige Wortwahl zu werfen:

– Die Geschichte der Landschaftsmalerei ist ungeschrieben (KA4: 307; 3), die Landschaft hat keine Gestalt (KA4: 308; 4–6) oder Willen (KA4: 308; 7), sie hat weder Hände noch Gesicht, oder ist ganz Gesicht (KA4: 308; 15–16), ist uns aber fremd (KA4: 308; 21–22).

– Der Mensch ist mit der Natur verwandt, stammt von ihr ab (KA4: 308; 31–32), verkehrt mit ihr seit Jahrtausenden (KA4: 309; 6–7), sie weiß aber nichts davon (KA4: 309; 8–9), handelt über uns hinweg (KA4: 309; 31–32), „mit jener erhabenen Hoheit und Gleichgültigkeit, von der alle ihre Gebärden erfüllt sind“ (KA4: 309; 34). Der gewöhnliche Mensch und das Kind sehen, wenn auch unterschiedlich, die Natur (KA4: 310; 10, 17, 19), und nicht die Landschaft. Die Natur nimmt am Leben der Kinder teil, nicht aber am Leben der gewöhnlichen Menschen (KA4: 310; 28–29). Der Künstler findet sich nicht mit der Entfernung ab und versucht die Natur zu erfassen (KA4: 311; 14–18).

Rilke verwendet also im ersten und zweiten Absatz des ersten Teiles das Wort „Landschaft“, im dritten und vierten Absatz das Wort „Natur“. Der Wechsel findet genau an dem Punkt statt, wo die Fremdheit des Menschen erwähnt wird. Rilke ist bei seiner Begriffsanwendung (wie generell in anderen Arbeiten auch) nicht konsequent. Die – zweifelsohne – künstliche Landschaft hinter der Mona Lisa ist „Natur die entstand“ („Von der Landschaft“ KA4: 211). Mit „Entstehen“ kann jedoch nicht lediglich ein zeitlicher Ablauf gemeint sein, da in diesem Fall die Fremdheit nur größer würde. Das Entstehen geschieht durch ein Deuten, genauer, einen deutenden Blick. Die Natur wird also betrachtet und wird folglich zur Landschaft. Um in Anlehnung an Ritter zu formulieren: physis transzendiert mittels der Theorie zum ästhetischen (Ritter 1964: 147–148).

„Und ein Bildnis machen, heißt das nicht, einen Menschen wie eine Landschaft sehen [?]“ (KA4: 312) Es wird ein komplementärer Satz zu einem der Grundgedanken (die Landschaft als Gesicht) formuliert: das Gesicht als Landschaft. Folglich sind beide Erscheinungsformen, Gestalten mit einer, wenn auch nicht mit der gleichen Bedeutung. Der Mensch als Landschaft, das Gesicht als Landschaft muss für uns bedeuten, dass es ist, wie es ist. Ein passiver, wortloser Ausdruck eines tieferen Inhaltes. Die Oberfläche, die Abbildung des Gesehenen ergreift den tieferen Inhalt, der durch die Abbildung wahr wird oder die Wahrheit selbst sein muss, unabhängig davon, wie der Künstler ihn abbildet.

Das heißt nicht zwingend die Unfehlbarkeit des Künstlers. Wenn auch die als fast unmöglich eingestufte Namensgebung entfällt, kann die Abbildung den Künstler immer noch fehlleiten. Autoren der Volksstücke treten nach Rilke oft in die gleiche Falle: „Der flüchtige Beobachter

⁵ Zur Beziehung von Gestalt und Welt gibt Punkt II im Rahmen einer Besprechung der Kunst Arnold Böcklins Anhaltspunkte

[...] nimmt die Gestalt einfach wie er sie schaut – nicht wie sie ist.“ (KA4: 27) Es stellt sich die Frage, ob die Möglichkeit dieser Art Irrtums auch bei wortlosen Kunstgattungen besteht.

Trotzdem: „Wunderliche Beziehungen ergeben sich da. [...] M]anchmal scheint der Mensch aus der Landschaft, ein andres Mal die Landschaft aus dem Menschen hervorzugehen, und dann wieder haben sie sich ebenbürtig und geschwisterlich vertragen.“ (KA4: 312) Eine Beschreibung, die auch auf Cézannes Bilder zutreffen könnte, wo Farbe neben Farbe die Form ergibt, ohne Konturen.

Der folgende Satz über die Annäherung zwischen dem Menschen und der Natur beinhaltet zwei Aussagen: 1) „Die Natur scheint sich für Augenblicke zu nähern, indem sie sogar den Städten einen Schein von Landschaft giebt [...]“ (KA4: 312), wie etwa die in der Einleitung erwähnte Hintergrundfunktion der Stadt im Band „Larenopfer“. 2) „[...] U]nd mit Centauren, Seefrauen und Meergreisen aus Böcklinschem Blute nähert sich die Menschheit der Natur“ (KA4: 312), also mit Wesen, die auch in ihrer Statur etwas von ihrem Tierischen zeigen, oder ihr Leben in einer direkten Beziehung zur Natur, fern von der Zivilisation führen.

Böcklin ist also im Stande, den Menschen so zu sehen, wie Rilke es für wünschenswert hält: in seiner Wahrhaftigkeit, als Ausläufer der ihm fremden, mit seinem Bewusstsein nicht greifbaren Natur. „[I]mmer aber kommt es auf dieses Verhältnis an, nicht zuletzt in der Dichtung, die gerade dann am meisten von der Seele zu sagen weiß, wenn sie Landschaft giebt, und die verzweifeln müßte, das Tiefste von ihm zu sagen, stünde der Mensch in jenem uferlosen und leeren Raume, in welchen ihn Goya gerne versetzt hat.“ (KA4: 312) Genau diese Isoliertheit und Verbundenheit wird in den Punkten III–VII der Schrift „Notizen zur Melodie der Dinge“ behandelt (KA4: 103–104). Der Mensch muss isoliert werden, um bestimmt werden zu können, sein Wesen sei allerdings nicht aus ihm selbst heraus zu erkennen, nur als Teil der Welt, die ihn konstituiert.

II

Die Beziehung des dargestellten Menschen zur Landschaft erfährt in den ersten Sätzen des zweiten Teiles einen neuen Deutungsaspekt: Der Mensch kann allein und in der Landschaft stehen, er kann aber auch vor der Landschaft stehen. Wenn wir uns also auf den Menschen konzentrieren, ist es immer noch nicht notwendig, ihn der Landschaft vollkommen zu entfremden. Am Wesentlichen ändert das aber nicht: im Teil das Ganze sehen, im Hervorgehobenen den Hintergrund. „Der Mensch war die Hauptsache, das eigentliche Thema der Kunst und man schmückte ihn, [...] mit Bruchstücken jener Natur, die man als Ganzes zu schauen noch nicht fähig war.“ (KA4: 312) Und es bedarf erneut andere, kindliche Menschen, um hinter das – ob im Sinne Rilkes oder im alltäglichen Sinne verstanden – ‚Ding‘ zu schauen. Es ist schlussendlich unwichtig, ob der Weg von der Landschaft über den Menschen zur Landschaft führt, oder ob wir die erste Phase überspringen. Hauptsache ist die Erkenntnis der Beziehung, die Verortung des Menschen in der Welt. „Er war kleiner geworden: nichtmehr der Mittelpunkt der Welt; er war größer geworden: denn man schaute ihn mit denselben Augen an wie die Natur, er galt nicht mehr als ein Baum, aber er galt viel, weil der Baum viel galt.“ (KA4: 313) Der gleiche Baum, mit dem es sich weiterhin nicht lohnt, allein zu bleiben.

„Liegt nicht vielleicht darin das Geheimnis und die Hoheit Rembrandts, daß er Menschen wie Landschaften sah und malte?“ (KA4: 313) Wie kann ein Mensch als eine Landschaft

gesehen werden? Es bieten sich zwei Lösungen an. 1) Die Gleichsetzung muss wortwörtlich genommen werden. Rilke nimmt Bezug auf Rembrandts biblische Darstellungen, konkret auf das „Hundertguldenblatt“, und hebt hervor, dass Rembrandt „auf Bäume verzichtet, um die Menschen wie Bäume und Büsche zu gebrauchen“ (KA4: 313). Man könnte sagen, die Menschen sind kompositorische Elemente und Subjekte zugleich, bedeuten also gleichzeitig Struktur und Sujet des Bildes.⁶ Es eröffnet sich auch eine andere Interpretationsrichtung, entlang deren die recht banal erscheinende Metapher von Runges „Morgen“ nur wenige Schritte entfernt ist, nämlich die Äquivalenz von Menschen und Natur, worauf wir im III. Punkt näher eingehen werden. 2) Den Menschen als Landschaft zu sehen (wie auch in Punkt I), heißt ihn zu sehen, wie und was er ist. Das Gesicht als Landschaft ist ein durch seine eigene innere Geschichte bestimmtes Zeichen.

Begeben wir uns – das Risiko, dass wir uns auf dünnes Eis verirren, in Kauf genommen – auf einen kurzen Exkurs entlang der Frage, was denn für Rilke der entscheidende Unterschied zwischen den Sichtweisen Rembrandts und Goyas sein könnte. Bei Goya könne man wegen der Unbestimmtheit des Hintergrundes das Wesentliche nicht erkennen (s. oben Zitat aus KA4: 312). Die von Goya dargestellten Gesichter werden gar nicht erwähnt, bezüglich Rembrandts Portraits⁷ passiert jedoch das Gegenteil: Der Hintergrund, oder die Landschaft, scheint nicht beachtet zu werden, es wird sogar geradeheraus verkündet: „Wir kennen nicht viele Landschaften von Rembrandt, und doch war er Landschaftler, der größte vielleicht, den es je gegeben hat [...]. Er konnte Porträts malen, weil er in die Gesichter tief hineinsah wie in Länder mit weitem Horizont und hohem, wolkigem, bewegtem Himmel.“ (KA4: 313) Ohne Hintergrund muss das Gesicht zum Träger der Bedeutung werden. Dieser kann dann als Landschaft gesehen werden. Und wenn Rilke als Gegenbeispiel Goya nennt, liegt die Schlussfolgerung auf der Hand, dass bei dessen Portraits die Gesichter für Rilke eben keine Bedeutungsträger sind.

Einen externen Anhaltspunkt bieten die Aussagen über Goya in Georg Simmels Essay „Über die Karikatur“: „Das Furchtbare der eigentlichen Karikatur, wie sie bei [...] Goya auftritt, ist gerade die Härte und Unversöhnlichkeit, mit der das Übermaß des Einzelzuges die Einheit des Ichs durchbricht [...].“ (Simmel 1917) Goya ergreift also nach Simmel die darzustellende Persönlichkeit bei einer bezeichnenden Eigenschaft, folglich werden die Menschen nicht so dargestellt, wie sie in ihrer Ganzheit sind.

Simmels Studie kann – wenn auch nur mittelbar – durch einen weiteren Gedanken mit Rilkes Überlegungen in Verbindung gebracht werden: „Eine wirklich allseitige Übertreibung wäre keine Karikatur. Denn auch wo sie etwa darin besteht, dass die Körperlichkeit eines Menschen unter Wahrung aller Proportionen ins Riesenhafte vergrößert wird, so wirkt sie als Karikatur erst dann, wenn dabei seine seelische Persönlichkeit als in den gewöhnlichen Maßen verbleibend empfunden wird.“ (Simmel 1917). Hieraus folgt, dass zwischen Körper und Seele nicht zwingend ein unmittelbares Verhältnis besteht, sie können voneinander entfremdet werden. Dies führt zu weiteren Fragen über die Gültigkeit einer Physiognomie und kann sogar als Antwort auf unsere Frage nach der Unfehlbarkeit der Darstellungen mittels der bildenden

⁶ Es würde zwar zu weit führen, doch soll kurz angedeutet werden, dass dieser Gedanke auch auf die abstrakte / konkrete Kunst, genauer auf Stilrichtungen, die sich mit Strukturen befassen, bezogen werden kann.

⁷ Ich möchte hervorheben, dass wir uns nicht selbst widersprechen, wenn wir uns strikt nur auf Rembrandts Portraits beziehen und somit die anhand des „Hundertguldenblattes“ formulierten Überlegungen unberührt lassen.

Kunst gedeutet werden. Wenn nämlich das Äußere vom Inneren abweichend dargestellt werden kann, sind Darstellungen nicht unfehlbar, wobei es nicht sicher ist, dass sie keinen Wahrheitsgehalt haben.

Nach der Beschäftigung mit Rembrandt wendet sich Rilke dem im ersten Teil bereits kurz erwähnten Böcklin zu. Die Portraits von Böcklin und Rembrandt zeugen von einer ähnlichen Auffassung. Das Gesicht erscheint bei Böcklin ebenfalls als Landschaft, doch wie Rilke bemerkt, scheut sich Böcklin vor Gesichtern, da „er nur wenige Menschen in jener landschaftlichen Art zu schauen vermochte“ (KA4: 313). Dies hat nun auch seinen Grund: „Der Mensch war für ihn, den der unermeßliche Reichtum der Natur verwöhnt hatte, eine Beschränkung, eine Enge, ein Einzelfall [...]“ (KA4: 314)

Böcklins Sehen hat – wenn man so will – sogar das des Künstlers übertagt. Da der Mensch „eine Beschränkung“ war, „ein Einzelfall“, blieb statt seiner Darstellung die der ‚Gestalt‘, die eine allgemeinere Bedeutung trägt, als ‚der Mensch‘. Man kann leicht schließen, dass Böcklin nach Rilke etwas Wesentliches greift. Diesbezüglich ist äußerst aufschlussreich, was Hanns Floerke in seiner Böcklin-Monografie über dessen Landschaften sagt: „Böcklins Landschaft ist weder mehr Kulisse oder Prospekt, noch Landschaft mit figürlicher Staffage; sie ist entweder (wo die Figuren fehlen) etwas ganz Selbständiges, aus der eigenen Stimmungsskala heraus Beseeltes, in sich Ruhendes, oder eine Interpretation menschlicher Empfindungen, oder endlich ein Resonanzboden für anthropomorphisierte Naturvorgänge.“ (Floerke 1927) Bei Böcklin ist die Landschaft mehr, als was sie ist. Doch während nach Floerke Böcklin die Landschaft als Allegorie der menschlichen Seele sieht, bewegt sich Rilke genau in die andere Richtung. Die für Böcklin viel zu enge menschliche Seele ist ein Krümel der Landschaft. Deswegen bedient sich Böcklin der wesentlich weniger partikularisierten ‚Gestalt‘, sogar – kurz eine nicht strikte Trennung zwischen „Natur“ und „Landschaft“ zulassend – der Natur viel näheren Lebensformen, wie Kentaurern, Meerjungfrauen, etc.

Der angenommene Schlüssel zu Böcklins Kunst wird für Rilke zum Ausgangspunkt eines recht fraglichen, doch zur Stützung einer bestimmten Feststellung wichtigen Gedankenganges: „Auch in die Landschaften des Anselm Feuerbach und des Puvis de Chavannes [...] traten nur stille zeitlose Gestalten ein, die aus der Tiefe der Bilder kamen und gleichsam jenseits eines Spiegels lebten.“ (KA4: 314)

Die aus der Landschaft gerade hervorgehenden, sich jenseits des Spiegels befindenden Gestalten stehen im Offenen; eben dies bedeutet ihre Verortung jenseits des Spiegels: das Fehlen eines Selbstbewusstseins und einer Selbstreflexion. Es ist verlockend, einen Schritt weiter zu gehen und Manfred Engels Analyse der Vierten Elegie auf die obige Aussage zu beziehen: Für Engel würde Rilke eine Beschreibung eines präreflexiven, dem Bruch zwischen Subjekt und Objekt vorangehenden Zustandes anstreben (Engel 1996b: 642–643). Auf jeden Fall erhalten wir eine Erklärung der Zeitlosigkeit der Gestalten, da sie ihres Vergehens aufgrund des fehlenden Selbstbewusstseins auch nicht gewahr werden können.

Anderen lag es nahe, ihre Wege und Wiesen mit schreitenden und weidenden Tieren zu beleben; mit Kühen, deren breite Trägheit massig und ruhig in der Fläche des Bildes stand, mit Schafen, die auf ihren wolligen Rücken das Licht der Abendhimmel durch die Dämmerung trugen [...]. Und da kam unversehens mit den Herden der Hirte in die Bilder hinein, der erste Mensch in der ungeheuren Einsamkeit. Still wie ein Baum steht er bei Millet [...]. (KA4: 314)

Die Abfolge von Landschaft, Gestalt, Weidetieren und zuletzt dem Hirten als ersten Menschen ist chronologisch wohl nicht nachweisbar. Dies ist jedoch die einzige Stelle im Text, wo die angedeutete Seinshierarchie in konkreter Form erscheint, obwohl diese nicht zu Ende geführt wird, gar geführt werden kann, da Rilke z. B. die Figur des Engels erst später ausarbeiten wird.

Millets Hirt erinnert Rilke im Gegensatz zu Rembrandts Christus nicht nur wegen seiner Haltung an einen Baum. „Er rührt sich nicht; wie ein Blinder steht er unter den Schafen, wie ein Ding [...] Er hat kein eigenes, besonderes Leben. Sein Leben ist das jener Ebene und jenes Himmels und jener Tiere, die ihn umgeben. Er hat keine Erinnerung, denn seine Eindrücke sind Regen und Wind und Mittag und Sonnenuntergang, und er muß sie nicht behalten, weil sie immer wiederkommen.“ (KA4: 314–315) Sein Dasein kann also nicht nur von dem der Natur nicht getrennt werden, es folgt sogar dessen Zyklizität und ist in dieser Beziehung vom menschlichen Dasein vollkommen unterschiedlich.

„Ähnlich wie die Sprache nichts mehr mit den Dingen gemein hat, welche sie nennt, so haben die Gebärden der meisten Menschen, die in den Städten leben, ihre Beziehung zur Erde verloren [...]“ (KA4: 315). Die anfangs bereits angesprochene Sprachkrise ist also ein Zustand, welcher sich erst mit der Zeit eingestellt hat. Der Stadtmensch verliert seine „Beziehung zur Erde“ ebenfalls mit der Zeit. Die als Auftakt formulierte Fremdheit der Natur ist also ebenfalls ein Zustand, welcher sich ganz einfach mit der Zeit einstellt. Das Sichlösen des Menschen von der Natur,⁸ das Erlangen des Begriffes kann auf den ersten Blick als Fortschritt gedeutet werden, doch scheint Rilke in dieser Frage nicht Stellung beziehen zu wollen.

Es steht immerhin fest, dass die Beziehung des Menschen zu seiner Umgebung und seine Daseinsform von der Zeit abhängt und sich auch in seinen Gebärden manifestiert. Wir knüpfen erneut an die Physiognomik an. Der Mensch trägt nicht nur im Gesicht etwas von seinem Wesen, das von seiner Umgebung nicht gänzlich gelöst werden kann (wenn es sich ihr auch entfremden kann), sondern auch in seinen Gebärden. Die Bewegung als Zeichen der Daseinsform erscheint erneut in der Achten Elegie (KA2: 225; 61–65).⁹

Der Stadtmensch, der also aus seiner ursprünglichen Umgebung hinausgetreten ist, passt sich in seinen Gebärden der neuen Umgebung nicht an, nicht aber, weil er etwas von den Gebärden seiner ehemaligen Lebensform bewahrt hätte. Seine Gebärden „hängen in der Luft“ (KA4: 315), da er selbst „mit nichts im Einklang steht“ (KA4: 315), und somit das exakte Gegenteil von Millets Bauern darstellt, dessen Bewegungen „immer auf dem kürzesten Wege auf die Erde zugehen“ (KA4: 315):

[...] als hätte man nur Städte gebaut, um die Natur und ihre erhabene Gleichgültigkeit (welche wir Schönheit nennen) nicht zu sehen und sich mit der scheinbaren Natur des Häusermeeres zu trösten, die von Menschen gemacht ist und wie mit großen Spiegeln sich selbst und den Menschen immerfort wiederholt. (KA4: 315–316)

⁸ Siehe das Zitat in der Einleitung aus KA4: 211–212.

⁹ Das Bild entstammt Kassners umstrittenem „Zahl und Gesicht“ (SW3: 205). In der Einleitung bemüht sich der Physiognomiker in einer Diskussion mit dem Biologen, die Identität von Morphologie und Physiognomik aufzuweisen. Seine Beispiele sind Vogel und Fledermaus. Demnach würde der Vogel Eier legen, weil ihn ein Embryo im Leib beim Fliegen stören würde. Die gerade Linie des Fluges im Gegensatz zum exaltierten Flug der Fledermaus spiegelt sich auch in der Linie des Eies: „Sieht man es dem Fluge der Fledermaus nicht an, dass sie keine Eier legt? Ich möchte sagen, in ihrem etwas zitternden, schwankenden, gespenstischen Fluge fehlt die reine Linie und Balance des Eies [...]“ (Kassner SW3: 205).

Das städtische Dasein wird also vom Fehlen einer Auseinandersetzung mit der Natur bestimmt. Aus dem Dasein hinter dem Spiegel und dem Bruch zwischen Subjekt und Objekt folgt die Notwendigkeit des Spiegels zur Selbsterkennung. Die Stadt wird somit zum Naturersatz.

Den nicht unbedingt scharfen Unterschied zwischen Stadt und Landschaft versucht Rilke mit dem Beispiel der Spaziergänge Millets und Rousseaus zu belegen. „Das Geschlossene des Waldes“ habe Millet „immer noch zu sehr an die Enge der Stadt erinnert, weil die hohen Bäume auf ihn leicht wie hohe Mauern wirkten“ (KA4: 316). Rilke scheint erneut sich selbst zu widersprechen. Anfänglich galt gerade das Alleinsein mit Bäumen (und nicht mit einem Baum) als das Gefährlichste, die Preisgabe an das Fremde. Die Enge des Waldes wirkt genau wie die Stadt (obwohl dem Wald der Naturstatus nur schwer aberkannt werden kann). Der Wald hat noch eine weitere Ähnlichkeit mit der Stadt: Er verdeckt die Landschaft.

Die Essenz von Millets Bildern verortet Rilke im Himmel und in der Ebene, also in der Weite. Dies scheint eine Vorbereitung zur Analyse der Wirkung des Moors und der Ebene auf die Maler in Worpsswede zu sein. „Die Elemente seiner [Millets] Kunst, welche man, im Hinblick auf seine Gestalten, Einsamkeit und Gebärde nennen könnte, sind eigentlich nicht diese figürlichen, sondern die entsprechenden landschaftlichen Werte. Der Einsamkeit entspricht die Ebene, der Gebärde der Himmel, vor dem sie sich vollzieht.“ (KA4: 316) Dies ist selbstverständlich keine allgemeingültige Feststellung und somit kein festes Verhältnis von Zeichen und Bedeutung, was zu einer Art Übersetzbarkeit der Natur, zumindest aber der Landschaft führen würde (s. Punkt III). „Seine Figuren sind groß durch das, was sie umgibt, und durch die Linie, welche sie von ihrer Umgebung trennt“ (KA4: 316). Himmel und Ebene stehen bei Millet, wie bei Böcklin, mit den dargestellten „Figuren“ in Verhältnis. Es mag vielleicht übertrieben sein, sich erneut in Begriffsbestimmungen zu verwickeln, aber es fällt auf, dass Rilke hier zwei Mal ‚Figur‘ statt ‚Gestalt‘ verwendet, und zwar nicht nur in Bezug auf Millet. Das Wesentliche ist jedoch, dass die Figur erneut vom Hintergrund oder von der Landschaft bedingt wird und dass scheinbar bestimmte Gestalten zu bestimmten Landschaften passen.

Diese Harmonie wird durch das Beispiel von Segantinis Kuh dargestellt.¹⁰ Das Motiv, welches anhand der Konturen in Millets Bildern erwähnt wird, ist bei den meisten Kuhdarstellungen Segantinis anzutreffen: Die Rückenlinie der Kuh trennt sich durch charakteristische Konturen vom Himmel oder den in der Weite aufscheinenden Gebirgen. Und um einen Schritt weiterzugehen, reimt sich die Rückenlinie der Kuh nicht selten vollkommen auf die Linie der Bergspitzen.

„Dieser Maler ist mit Millet verwandter als man glaubt. Er ist kein Maler des Gebirges. Die Berge sind ihm nur die Stufen zu neuen Ebenen, über welchen ein Himmel, groß wie der Himmel Millets, aber lichtvoller, tiefer, farbiger sich erhebt.“ (KA4: 316) Die Landschaft scheint also ebenfalls eine hierarchische Gliederung aufzuweisen, und zwar nach ihrer Breite. Der Enge der Wälder und der Städte kann die Breite der Ebene entgegengehalten werden, und es scheint, als ob das Bindeglied zwischen Ebene und Himmel die Berge, andernorts die Baumkronen wären. Rilke verwendet in zwei frühen Erzählungen das gleiche Bild und die gleiche Formulierung: die vom Wind bewegten Baumkronen „scheuern den Himmel blank“ („Und doch in den Tod“ KA3: 53, bzw. „Sonntag“ KA3: 76). Der vor dem Himmel stehende, einsame Baum wird im Eröffnungsgedicht des „Buches der Bilder“ gar zum Maß des Ganzen erhoben:

¹⁰ Rilke beruft sich auf ein Gemälde der Berliner Galerie, welches nicht identifiziert werden konnte.

Mit deinen Augen, welche müde kaum
von der verbrauchten Schwelle sich befreien,
hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum
und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein.
Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß
und wie ein Wort, das noch im Schweigen reift.
Und wie dein Wille ihren Sinn begreift,
lassen sie deine Augen zärtlich los... (KA1: 257)

Der Baum, das vor den Hintergrund, den Himmel, gestellte Objekt, wird vom Betrachter, dem Subjekt, durch seinen Blick hervorgehoben und kann somit in sich selbst betrachtet werden. Es erscheint der Begriff, das heranreifende Wort, das gemeinsam mit dem Betrachter die Welt erschafft, welche nicht wegen ihres Inhaltes und ihrer Größe, sondern durch den Betrachter und das Betrachtete, also durch das somit entstehende Verstehen ganz wird und durch die Abstraktion, welche das ausgereifte Wort ermöglicht, zuletzt nicht mehr notwendig ist.

Es bleibt der blanke Himmel. Das von Segantini (und mit aller Wahrscheinlichkeit auch von Rilke) erwünschte Ziel. Der fern der Zivilisation, in Einklang mit der Natur lebende Segantini ist „diesem Himmel nachgegangen sein ganzes Leben lang und als er ihn gefunden hatte, starb er“ (KA4: 316). Segantini erfährt in einer Berghütte sterbend fast schon eine Verherrlichung:

Er starb, beinahe 3000 Meter hoch, wo keine Menschen mehr wohnen, und in stiller, blinder Größe stand die Natur um seinen schweren Tod. Sie hat auch von ihm nicht gewußt. Aber als er in das unermessliche Leuchten jener unberührten Welt die Mutter mit dem Kinde malte, da war er dem menschlichen Leben ebenso nah wie dem anderen, dem erhabenen Leben der Natur, das ihn umgab. (KA4: 318)

Während seiner Arbeit an der Worpswede-Monografie (Januar–Mai 1902) schreibt Rilke eine Rezension über die Segantini-Monografie von Franz Servaes und einen Bericht über die Segantini-Ausstellung anlässlich der Wiedereröffnung der Bremer Kunsthalle (März 1902; KA4: 252–254). Kurz: Segantini ist in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, war einsam, verließ seine Heimat, zieht in die Berge, wo er seine Aufmerksamkeit den täglichen Aufgaben der Bauern und schweigenden Hirten widmet, die im Einklang mit der Natur leben. Er hebt einige Momente aus den großen Mysterien des Lebens heraus, wie Geburt und Tod, und stirbt dann nah am Himmel (KA4: 253). Nach den bisherigen Ausführungen Rilkes zu urteilen, eine perfekte Künstlerbiografie. Wenn wir die Berge gegen das Moor austauschen, werden wir auf ähnliche Biografien in der Worpswede-Monografie stoßen.

Eine der wichtigsten Feststellungen der Rezension ist aber folgende: „Es genügt, ein Stück Alpenwiese aufmerksam ins Auge zu fassen, um von ihm, dem Menschen und dem Künstler vieles zu wissen.“ (KA4: 254) Einige Wochen später schreibt Rilke über Thomas Manns „Buddenbrooks“ und stellt Folgendes fest: „Es ist etwas von der Technik Segantinis hier in das andere Gebiet übertragen: die gründliche und gleichwertige Behandlung jeder Stelle, die Durcharbeitung des Materials, welche alles wichtig und wesentlich erscheinen läßt [...]“. (KA4: 256)

Es stellt sich die Frage, ob Rilke die bis zu Simonides zurückreichende Tradition des ‚ut pictura poesis‘ kennt. In seinen Schriften behandelt er Quellen recht wortkarg. Eine untypisch

konkrete Erwähnung ist aber die von Lessings „Laokoon“ (KA4: 19), allerdings mit überraschendem Inhalt. Es seien nur einige Richtungen der Malerei mit der Dichtung in Einklang zu bringen, die Landschaftsmalerei jedoch nicht. Der „Farbensalat“ von Ludwig von Hoffmann wird geradezu auf Lessing verweisend missbilligt, da dieser nur mittels Farben wirken will, obwohl, wie Rilke meint, nach Lessing der Malerei gerade die Darstellung des Gegenständlichen zukommt. Später zeigt sich Rilke in der Frage offener. Im September 1896 schreibt er eine Kritik über einen Band der Dichterin und Malerin Hermine von Preuschen (SW5: 308–313), und einige Wochen später vergleicht er Bodo Wildbergs Gedichte mit Hans Thomas Bildern (SW5: 315), um in einer nächsten Rezension auch Ludwig von Hofmann zu verzeihen: Die Verwendung der Farben in Martin Boelitz „Frühlenz“ ähnele ihrer Verwendung in Hoffmanns Bildern (SW5: 316).

Die festgestellte Verwandtschaft zwischen Thomas Mann und Segantini reimt sich auf einen der früheren Sätze der Einleitung: Im Teil erscheint das Ganze, was aber nur bei einer gewissenhaften Darstellung möglich ist, wodurch eine Wechselwirkung entsteht, in der alles mit allem zusammenhängt.

III

„In den deutschen Romantikern war eine große Liebe zur Natur. Aber sie liebten sie ähnlich wie der Held einer Turgeneff'schen Novelle jenes Mädchen liebte, von dem er sagt: ‚Sofja gefiel mir besonders, wenn ich saß und ihr den Rücken zuwendete, das heißt, wenn ich ihrer gedachte, wenn ich sie im Geiste vor mir sah, besonders des Abends, auf der Terrasse‘. (KA4: 317) Das Zitat entstammt Turgenieffs „Der Hamlet des Schtschigrowschen Kreises“, dessen Antiheld Rilkes Antiheld aus „Das Ereignis“ (April 1896, KA3: 57–63) ähnelt. Beide erwarten etwas anderes vom Leben, als das, was sie bekommen, können auch günstige Umstände nicht ausnutzen, finden keinen Sinn im Leben und stehen so weit wie möglich entfernt von dem späteren Ausruf „Hiersein ist Herrlich!“ (KA2: 221). Ein satirischer Gegenpunkt dieses Typs ist „Ein Charakter“ (Februar 1896., KA3: 42–46), der ein Bilderbuchleben führt, die Erwartungen seines Umfeldes erfüllt, ohne aber zu merken, wie leer und bedeutungslos sein perfektes Leben ist.

Was ihnen allen fehlt, ist die Auseinandersetzung mit sich selbst und ihrer Umgebung. Nach Monika Fick ist zu vermuten, dass Rilke mit Ricarda Huch Buch „Die Romantik“ vertraut war. Hierin versucht Huch, die Beziehung zwischen Bewusstem und Unbewusstem anhand der Naturauffassung von Novalis zu klären und bildet zugleich einen Gegenpol zu Freuds Theorie des Unbewussten (Fick 1993: 22–24), der auch Rilke kritisch gegenüberstand (Fiedler 2013). Nach Huch/Novalis sei das Unbewusste, das Nicht-ich mit der Natur gleichzusetzen. Dieses Nicht-ich befinde sich jedoch innerhalb des Ich. „[D]adurch spricht Ricarda Huch die fundamentale Einheit von Innenwelt und Außenwelt aus“ (Fick 1993: 23).

Das ist es also, womit sich die Romantiker laut Rilke nicht auseinandersetzen, allerdings mit einer besonderen Ausnahme: Philipp Otto Runge, wofür dessen Bild „Morgen“ den Beweis liefere:

Das große Wunder des Sonnenaufgangs ist so nicht wieder gemalt worden. Das wachsende Licht, das still und strahlend zu den Sternen steigt und unten auf der Erde das Kohlfeld, noch ganz vollgesogen mit der starken tauigen Tiefe der Nacht, in welchem ein kleines nacktes Kind – der Morgen – liegt. (KA4: 317)

Es stellt sich die Frage: Was sieht Rilke, was wir nicht sehen, bzw. sieht er nicht, was alle anderen sehen? So oder so, das Bild sei „ein Markstein“ (KA4: 317). Rilke zitiert Runge nach Richard Muther (KA4: 915): „Es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit. Doch unsere Künstler greifen wieder zur Historie und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst [...] nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? Der vielleicht noch höher sein wird als die vorigen?“ (KA4: 317) Rilke könnte seinen Satz über die Natur als das Ursprüngliche bei Runge bestätigt sehen. Inwieweit dies sein Urteil über Runges „Morgen“ beeinflusst hat, sei dahingestellt. Rilke steht der Landschaftsbewegung der Mitte des 19. Jahrhunderts jedenfalls kritischer gegenüber. Einerseits befürwortet er die selbstständige Wegfindung der jüngeren Generation außerhalb der Akademie, andererseits sieht er die Bestrebungen als etwas verspätet an, als eine Nachahmung der viel früheren Bewegung in Fontainebleau, gar als Modeerscheinung, die auch solche mit sich reißt, „denen die Akademie eigentlich nicht zu enge war“ (KA4: 318).

Der Ertrag des Prozesses ist noch nicht abzusehen, doch ist Rilke zuversichtlich. Alle, die damals in die Natur hinausgingen, haben etwas gelernt, ob sie nun geblieben oder in die Stadt zurückgekehrt sind. „[E]inige sind berühmt geworden, viele untergegangen und es wachsen neue heran, die richten werden.“ (KA4: 318) Das Motto der Worpswede-Monografie beginnt mit dem Satz: „Dieses Buch vermeidet es zu richten.“ (KA4: 306) Nicht zu richten wird schon früh ein grundsätzlicher Zug von Rilkes kritischem Schaffen. Wie er 1898 im „Florenzer Tagebuch“ programmatisch verkündet: „Solange Kritik nicht Kunst neben den anderen Künsten ist, bleibt sie kleinlich, einseitig, ungerecht und unwürdig“ (Rilke 1942: 59). Diejenigen, die richten werden, erwähnt er also wahrscheinlich nicht als Zeichen seiner Hochachtung. Es darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, dass in der Worpswede-Monografie Rilke sich selbst nicht konsequent an diese Devise hält. Besonders in Bezug auf die Studie über Fritz Overbeck wird seine Parteilosigkeit angezweifelt (Nierhoff 2003: 174).

Das Motto wird mit einem Zitat aus Jens Peter Jacobsens „Niels Lyhne“ abgeschlossen: „Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit; nein; aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da du ihn am tiefsten liebtest“ (KA4: 306) Jacobsen wird in der Studie über Otto Modersohn erneut erwähnt, und zwar im Zusammenhang mit der Sprachkrise. Die Belanglosigkeit der Alltagssprache versuchen Künstler wie Dante, Shakespeare oder Jacobsen mit dem Schaffen einer eigenen Sprache zu übersteigen. Wohin man sich für das Schaffen einer eigenen Sprache wenden muss, ist für Rilke eindeutig: zur Natur (KA4: 349).¹¹

Rilke verweist in Bezug auf Jacobsen auf Delacroix: „La nature est pour nous un dictionnaire, nous y cherchons des mots.“ (KA4: 349) Es stellt sich erneut die Frage, ob die Natur zu übersetzen sei. Wie können wir Gewissheit in etwas finden, was sich stets ändert? Wahrscheinlich, indem wir hinter das Gesicht der Natur schauen, was wir aber dort sehen, ist ungewiss. Rilke weist auf einen weiteren Widerspruch hin: Wie können wir uns der Natur zuwenden, wenn sie doch so fremd ist? Rilke gibt nicht nach, und stützt sich gerade auf diese Fremdheit, die es ermöglicht, die Natur schöpferisch zu betrachten, was er mit den vielleicht

¹¹ Siehe hierzu die Verweise auf die „Notizen zur Melodie der Dinge“ (KA4: 103–113) in der Einleitung.

schönsten zwei Sätzen des Buches beschreibt: „Gleiches mit Gleichem zu sagen ist kein Fortschritt. Eisen an Eisen geschlagen giebt nur ein Geräusch, keinen Funken.“ (KA4: 350)¹²

Trotz aller Schwierigkeiten, die Natur zu erkennen, spricht ihr Rilke doch eine Gesetzmäßigkeit zu: „Die Landschaft ist bestimmt, sie ist ohne Zufall, und ein jedes fallende Blatt erfüllt, indem es fällt, eines der größten Gesetze des Weltalls.“ (KA4: 319) Wir sind also unterwegs zu etwas, was erneut zu einem scheinbaren Widerspruch führt, doch behauptet Rilke nirgends, dass die Natur ziellos sei, sie ist lediglich willenlos. Als solche kann sie kein Subjekt sein, da sie aber einer Erfüllung entgegensteuert, wird sie von etwas bewegt, von dem wir mit einer gewissen Kühnheit annehmen können, dass es wahrscheinlich mit der als endgültig annehmbaren Wahrheit identisch ist, aus der wir unsere Wörter nehmen müssten.

„Die Welt ist weit“ (KA4: 319), zitiert Rilke Constable. In ihr können alle jungen Maler einen Platz finden und sich in die Ordnung der sich nach Gesetzmäßigkeiten ändernden Natur fügen. „Junge Menschen aber schließen nicht gerne die Augen, zumal wenn sie Maler sind: sie wenden sich an die Natur und, indem sie sie suchen, suchen sie sich.“ (KA4: 319)

Es ist interessant zu sehen, wie auf jede Generation eine andere Seite der Natur erziehend und fördernd wirkt [...]. Unsere Seele ist eine andere als die unserer Väter; wir können noch die Schlösser und Schluchten verstehen, bei deren Anblick sie wuchsen, aber wir kommen nicht weiter dabei. (KA4: 319)

Was braucht aber die heutige Generation? Ebene und Himmel, also die Weite. Nicht lange vor seinem Aufenthalt in Worpswede unternimmt Rilke 1899 und 1900 die Russlandreisen mit Lou Andreas-Salomé. Die nachhaltigen Eindrücke bezeichnet er auch in älteren Jahren als bestimmend (Lehmann 2003: 98). Rilke beginnt sich mit der Ikonenmalerei zu beschäftigen, deren Perspektive, die von der abendländischen abweicht, seine Dingkonzeption beeinflusst (Endreva 2004: 54–56) und die sich auch auf sein Konzept des Hintergrunds auswirkt.¹³ Die russische Landschaft, die Ebene, nimmt eine feste Stelle in Rilkes Schaffen ein. In einer der literarischen Aufarbeitungen der Reisen, den „Geschichten vom lieben Gott“ wird an mehreren Stellen auf die Ebene verwiesen. Eine der interessantesten Stellen ist jedoch ein Gespräch des fiktiven Erzählers mit einem Freund, im Zuge dessen festgestellt wird, dass das flache und breite, fast unendlich wirkende russische Land unmittelbar an Gott grenze (KA3: 364). Die Maler in Worpswede verdanken der Ebene „was sie geworden sind und noch viel mehr: ihrer Unererschöpflichkeit und Größe danken sie, daß sie immer noch werden“ (KA4: 320).

Die Wortwahl ist von besonderer Bedeutung. Die Essenz des „Werdens“ ist das sich stets formende Sein, die Veränderung, die der Betrachter sowohl in der Natur als auch in der Landschaft („Landschaft-werden“; „Von der Landschaft“, KA4: 212) entdecken oder orten kann, was auch auf Gott und die Beziehung zwischen Gott und Mensch zutrifft („>werdende[r] Gott“, Fick 1993: 193). Die erste gemeinsame Bezeichnung der im Buch besprochenen fünf Maler ist „werdende“ (KA4: 306).

¹² Vgl. hierzu auch Ritter (1964: 185), der betont, dass es Rilke gerade auf ein Aufzeigen des Fremden mittels der Landschaftsbilder ankommt.

¹³ Vgl. den auf Goldgrund gemalten Menschen (Notizen zur Melodie der Dinge, Punkt III, KA4: 103).

Ausblick und Fragestellungen

Die Lektüren der Worpsswede-Einleitung und der verwandten frühen Schriften lassen also folgende Schlüsse zu: Die gemeinsame Sprache ist unvollkommen, ihre Wörter sind nicht im Einklang mit ihren Bedeutungen. Deshalb können sie die Wirklichkeit nicht ausdrücken. Für eine Deutung der Welt muss man sich also auf das Sehen verlassen, welches jedoch ebenfalls der Sprache und damit Begriffen unterworfen ist. Daher läuft man Gefahr, ein falsches Bild vermittelt zu bekommen. Es ist notwendig, eine dem Begriff vorausgehende Sichtweise zu bewahren, wozu unter den Erwachsenen die Künstler fähig sind. Hierdurch sehen diese die Welt als etwas Offenes und können Zusammenhänge entdecken und bestimmen. „[D]er Künstler hebt die Dinge, die er seiner Darstellung wählt, aus den vielen zufälligen konventionellen Beziehungen heraus, vereinsamt sie und stellt die Einsamen in einen einfachen, reinen Verkehr.“ („Aufzeichnungen über Kunst“, KA4: 91)

Der aus der Landschaft hervorgehende Mensch steht in den Gemälden wie das aus dem Hintergrund hervorgehende Ding. Hieraus folgt die Erkenntnis, „[d]aß er unter die Dinge gestellt ist wie ein Ding, unendlich allein und daß alle Gemeinsamkeit aus Dingen und Menschen sich zurückgezogen hat in die gemeinsame Tiefe, aus der die Wurzeln alles Wachsenden trinken“ („Von der Landschaft“, KA4: 212–213). Der Bezugspunkt der Relationszusammenhänge ist der Mensch. Er kann Landschaft sein, da er eine eigene, innere Geschichte hat, welche sich in seinem Gesicht spiegelt. So gesehen ist jeder Mensch ein Zeichen. Ähnlich dem Ding wird der Mensch vom Künstler aus dem Hintergrund hervorgehoben. Es bleibt offen, ob das Ding mangels einer inneren Geschichte zwar kein Gesicht, aber doch Zeichen sein kann. Was sicher zu sein scheint, ist dass das Ding der Dinggedichte als eine Momentaufnahme des künstlerischen Blickes angesehen werden kann.

Die als Ausgangspunkt durchgeführte Lektüre fordert eine weitere Auseinandersetzung mit Rilkes Quellen und seiner Poetik. Weitere Anregungen unter anderen durch Ralph Waldo Emerson, Jens Peter Jacobsen, Rudolf Kassner, Fritz Mauthner und auch Untersuchungen zur Weiterwirkung der im Vorwort skizzierten Ästhetik im Spätwerk könnten eine genauere Positionierung des hier behandelten Aspektes von Rilkes Schaffen ermöglichen.

Literatur

Primärliteratur

Rilke, Rainer Maria (1942): Tagebücher aus der Frühzeit. Leipzig: Insel.

Rilke, Rainer Maria (1975): Sämtliche Werke. Frankfurt a. M.: Insel.

Rilke, Rainer Maria (1996): Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel.

Weitere Primärliteratur

Kassner, Rudolf (1969–1991): Sämtliche Werke. Pfullingen: Neske.

Wachinger, Burkhard (Hg.)(2006): Deutsche Lyrik des späten Mittelalters. Frankfurt a. M.: Insel.

Fachliteratur

- Büssgen, Antje (2013): Bildende Kunst. In: Engel, Manfred (Hg.): Rilke Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 130–150.
- Endreva, Maria (2014): Die Kunstauffassung in Rilkes kunstkritischen Schriften. Dissertation. https://www.academia.edu/30014049/Die_Kunstauffassung_in_Rilkes_kunstkritischen_Schriften (letzter Zugriff: 22.05.2021).
- Engel, Manfred (1996a): Zu Rilkes Lyrik und ihrer Kommentierung. In: Rilke, Rainer Maria: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Bd. 1. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel, S. 589–601.
- Engel, Manfred (1996b): Duineser Elegien. In: Rilke, Rainer Maria: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Bd. 4. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel, S. 591–702.
- Engel, Manfred (Hg.)(2013): Rilke Handbuch. Stuttgart: Metzler.
- Feger, Hans (Hg.)(2012): Handbuch Literatur und Philosophie. Stuttgart: Metzler.
- Fick, Monika (1993): Sinnenwelt und Weltseele. Tübingen: Niemeyer.
- Fiedler, Theodor (2013): Psychoanalyse. In: Engel, Manfred (Hg.): Rilke Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 165–174.
- Floerke, Hans (1927): Böcklin und das Wesen der Kunst. München: Müller. <https://www.projekt-gutenberg.org/floerkeh/boecklin/chap001.html> (letzter Zugriff: 24.04.2021).
- Grimm, Jacob & Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB (letzter Zugriff: 30.07.2020).
- Heidegger, Martin (2000): Die Frage nach der Technik. In: Heidegger, Martin: Gesamtausgabe. Band 7: Vorträge und Aufsätze. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, S. 5–36.
- Heinz, Jutta (2013): Die frühen Gedichtsammlungen. In: Engel, Manfred (Hg.): Rilke Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 182–209.
- Herzogenrath, Wulf/Kreul, Andreas (Hg.)(2003): Rilke. Worpswede. Bremen: H. M. Hauschild.
- King, Martina (2012): Sprachkrise. In: Feger, Hans (Hg.): Handbuch Literatur und Philosophie. Stuttgart: Metzler, S. 159–177.
- Lehmann, Jürgen/Engel, Manfred (Hg.)(2013): Rilke Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 98–112.
- Nierhoff, Barbara (2003): Fritz Overbeck. In: Herzogenrath, Wulf/Kreul, Andreas (Hg.): Rilke. Worpswede. Bremen: H.M. Hauschild, S. 174–183.
- Rad, Gerhard von (1960): Theologie des Alten Testaments. Band II: Die Theologie der prophetischen Überlieferungen Israels. München: Chr. Kaiser.
- Ritter, Joachim (1964): Subjektivität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1917): Über die Karikatur. In: Der Tag, Nr. 105, 27. Februar 1917, Ausgabe A, Morgenausgabe, Illustrierter Teil, Nr. 48, Berlin. <https://socio.ch/sim/verschiedenes/1917/karikatur.htm> (letzter Zugriff: 28.02.2021).

,Unterhaltsame Fabeln‘. Sprachliche Insinuationen von Wirklichkeit in Texten der Wiener Gruppe

Lehel Sata (Debrecen)

„was aber das mit der bedeutung der worte damals betrifft, so hab ich das, wenn überhaupt, so damals so verstanden: wenn ich sage: ich möchte etwas zum essen, dann sagt das fräulein: bitte ja der herr, und es bitte gibt fleischlaberln, da sage ich bäte. brängen sä. und dann rennt sie und muss mirs bringen. und wenn da einer sagt, die bedeutung eines worts sei sein gebrauch in der sprache, so ist das lieb von ihm, und sicherlich auch gut gemeint! wir andern aber ergänzen schallend: die worte mitsamt ihrem gebrauch sind untrennbar mit politischer und sozialer organisation verbunden, *sind* diese organisation, sind jenes a priori über dessen existenz die blödmänner ihre nerven verbraucht haben, sind eigentlich nur dazu da, damit die dümmere leute an die wirklichkeit glauben wie früher an das jenseits, wie an das jenseits damit die dümmere leute ordentlich arbeiten, damit sie einander ähnlicher werden und braver, damit die gesellschaft unter kommando der poliere*) und mit martialischem ho-ruck die wirklichkeit an ihrer nabelschnur hervorhieven kann aus einigen milliarden von schafsköpfen die uns heute demokratisch den onkel zeus ersetzen müssen, dass die spirituelle geburt ihre realität erlebe und die realität ihre spirituelle geburt ...

*) parlieren“
(Oswald Wiener)

1. „Postfaktisch“ = „nach den Tatsachen“?

Eine Paraphrase des Begriffs „postfaktisch“ in der Nachfolge von Wittgenstein könnte folgenderweise aussehen: Sind Tatsachen nicht real existierende Dinge, sondern diese betreffende sprachliche Aussagen, deren Wahrheitswert auf dem referentiell-empirischen Bezug auf diese realen Dinge basiert, so ergibt sich die Schlussfolgerung, dass Tatsachen wahre Sachverhalte bzw. Propositionen sind. Absolviert man Wittgensteins Deduktionsschritte (besonders Tr 1, 1.1, 2, 2.01, 2.04, 2.05, 2.06) in dem *Tractatus* (Wittgenstein 1963)¹ in einem Rückwärtsgang, ergibt sich folgendes Schema: Ist die Welt die Gesamtheit der Wirklichkeit, die Wirklichkeit die Gesamtheit der Tatsachen im Sinne von bestehenden (d.h. wahren) Sachverhalten, steht am Ende dieses rein formalistischen Gedankenexperiments die zwingende Erkenntnis, dass „postfaktisch“ nicht lediglich eine Preisgabe der bindenden Kraft der Tatsachen, sondern sogar einen Zustand oder eine Stufe „nach der ‚Welt‘“ bedeutet. Setzt man dann „postfaktisch“ mit „nach der Welt“ gleich, worin hat der Begriff oder die Vorstellung „Post-Welt“ seinen bzw. ihren empirischen Objektbezug?

Zurecht weist Joël Ben-Yehoshua darauf hin, dass der Begriff „postfaktisch“ nicht „zeitlich verstanden werden kann [...], da es niemals ein ‚faktisches Zeitalter‘ gegeben hat“ (Ben-Yehoshua 2019: 3), vielmehr signalisiert der Begriff, dass die Autorität eines „herkömmlich legitimierten Wissens“ (ebd.) und Wahrheit in Frage gestellt wird, was mit dem Verlust der

¹ Im Fließtext wird aus dem Werk unter der Sigle (Tr, Satznummer) zitiert.

Konsensfähigkeit dieses angeblichen Wissens einhergeht. Dementsprechend wäre es verfrüht, die ‚Post-Welt‘ im Sinne eines (totalen) Verschwindens zu postulieren. Vielmehr bietet sich anhand der oben entfalteten Logik der Begriff ‚Fakten-Schwund‘ an, will man in die Deutung des Postfaktischen einen graduellen Aspekt einbringen und die Diagnose vom sogenannten postfaktischen Zeitalter bzw. von der postfaktischen Gesellschaft als Ausdruck eines erhöhten Bewusstseins einer immer akuter werdenden Krise interpretieren. Der Autoritätsschwund von wissenschaftlichen Tatsachen führt zur Dezentrierung und Zersplitterung einer „allgemein akzeptierten diskursiven Ordnung“ (Weixler et al. 2021: 4) und fördert die Herausbildung von alternativen Fakten, somit von alternativen ‚Welten‘.

Das oben skizzierte Gedankenexperiment darf und soll darüber nicht hinwegtäuschen, dass es sich hier um zwei unterschiedliche „Welt“-Begriffe, einen philosophisch-spekulativen und einen politologischen, handelt. Sie lassen sich zwar durch ihren diskursiven Charakter und daraus folgend in ihrer Funktion als „Gestalter der Wirklichkeit“ (Drügh et al. 2012: 466) mittels sprachlicher Aussagen miteinander verbinden, jedoch werden sie zugleich durch eine grundlegende Differenz getrennt. Wittgensteins Bestimmung ist eine radikal-sprachlogische: hier bildet die Grenze des Denkbaren die Sprache selbst. Wittgensteins Argumentation folgend kann die ‚Welt‘ mit der ‚Tatsache‘ identifiziert werden, denn die „Welt“ ist die „Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte“ (Tr, 2.04), „das Bestehen von Sachverhalten“ (Tr., 2.0) ist die „Tatsache“. Versieht man nun in diesem Syllogismus den Begriff „Tatsache“ mit dem Präfix „post-“, lässt sich „postfaktisch“ als „Post-Welt“ im Sinne von „Nicht-Sein“ interpretieren. Die politologische Bestimmung des Postfaktischen betont dagegen die Fragwürdigkeit, die historisch-gesellschaftliche Bedingtheit und die Subjektivität der sprachlichen Aussagen über die Welt. Durch den Umstand, dass beim Bezug zur bzw. auf die Wirklichkeit in beiden Fällen die Sprache konstitutiv ist, bleibt der Konnex zwischen den beiden „Post-Welten“ bestehen.

Die Relevanz dieser kleinen einleitenden Sprachakrobatik besteht für die folgenden Überlegungen darin, dass das komplexe und oft widersprüchliche Verhältnis zwischen einer angeblich faktischen Welt und deren Abbildung durch Sprache, aber grundsätzlich die Frage der Realität als ein zentrales Thema in beiden hier zu untersuchenden Romanen aus dem Umfeld der Wiener Gruppe verhandelt wird. Die sprachliche Bedingtheit der Welterfahrung und der Sprachgebrauch erscheinen den Vertretern dieser neoavantgardistischen Gruppierung als Korsett, das es durch verschiedene literarisch-ästhetische Verfahren zu überwinden gilt.

2. Die Wiener Gruppe und das „Postfaktische“

Als Ausgangspunkt für das Nachdenken über potenzielle Verbindungen zwischen Ansichten der Wiener Gruppe und dem Diskurs über das Postfaktische soll die folgende Erklärung des österreichischen Autors Daniel Kehlmann dienen:

Als ich in Wien Germanistik studiert habe, galt die Wiener Gruppe als das Allergrößte und das Allerinteressanteste, aber mich hat das nie so gefesselt. Mich haben Borges oder Perutz mehr gefesselt, die eine geschlossene, nachvollziehbare syntaktische Struktur haben, die auch vordergründig **Ereignisse der realen Welt erzählen**, aber wenn man genauer liest, merkt man plötzlich, das ist gar nicht so.²

² <https://www.deutschlandfunk.de/daniel-kehlmann-hemmungslos-subjektiv-100.html>

Zieht man im Umkehrschluss die Konsequenzen aus dieser Bewertung, so ergeben sich zwei Erkenntnisse für die Wiener Gruppe. Die Ebene der Form betreffend würde es heißen, ihre Sätze und Texte seien wegen der zerstörten Syntax nicht nachvollziehbar. Die Ebene des Inhalts betreffend müsste man schlussfolgern, dass die erzählten Ereignisse mit der realen Welt nichts zu tun hätten. Jedoch gilt für die Wiener Gruppe – wie übrigens für sämtliche Erscheinungsformen der künstlerischen Avantgarde –, dass sie sich primär durch ihren Bezug zur historischen (soziologischen, kulturellen, politischen usw.) Wirklichkeit und durch ihr Verhältnis zur Tradition definiert. Versucht man in dieser Hinsicht die Grundhaltung der Wiener Gruppe in einige Stichworte zu fassen, schiebt sich anhand der Selbstzeugnisse und der Forschungsliteratur als erstes die Bestrebung, „das banale zum eigentlichen“ bzw. „alles mögliche für literatur“ zu erklären, in den Vordergrund. Diese Bestrebung wird flankiert von einer bewussten „distanzierung von der umwelt durch indifferenz“ (Rühm 1967: 13) bei gleichzeitigem Beharren auf der „Unabhängigkeit des individuellen Verstehens“ (Wiener 1998a: 18). Schließlich fügt sich noch die Fokussierung auf die neuen Erkenntnismöglichkeiten, die die Beobachtung des eigenen Ichs, des Sprachgebrauchs und des Funktionierens und Wirkens der Sprache bieten, in die Grundhaltung der Gruppe ein.

Gerhard Rühms und Oswald Wieners hier zitierte Bemerkungen zeigen auf den ersten Blick widersprüchliche Einstellungen. Einerseits dient die faktische Welt als Primärquelle für die literarischen Arbeiten der Gruppe, so ist sie anscheinend nicht so weltabgewandt eingestellt, wie dies z. B. im Kehlmann-Zitat suggeriert wird. In dieser Hinwendung zur Welt bzw. zur gesellschaftlichen Realität spiegelt sich das bekannte Desiderat der historischen Avantgarde wider, die Grenze zwischen Kunst und Leben aufzuheben. Literarische Fiktion führt direkt in die Lebensrealität, sie wird zur Lebensrealität, wie auch im Gegenzug die Lebensrealität literarisiert werden soll.

Andererseits – und das scheint die Kehrseite der Medaille zu sein – weist die von Wiener postulierte solipsistische Indifferenz auf einen Bereich, auf eine Realität im Subjekt hin, der unantastbar bleiben sollte. Einen zentralen Kontext für diese Auffassung bildet die Auseinandersetzung der Gruppe – hier besonders vertreten durch die Person Oswald Wieners – mit dem von Wittgenstein vertretenen sprachphilosophischen/logischen Realismus, welcher die „Frage nach der Natur der Realität“ als „Frage der Analyse des Wortes ‚real‘“ (Abel 1993: 125) – d. h. als „Sprachkritik“ (Tr, 4.0031) auffasst. Wittgenstein betont im Vorwort zum *Tractatus*, er wolle

dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssen wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt). Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein. (Tr, Vorwort)

Der solipsistische Individualismus und die sprachskeptische ‚Indifferenz‘ behaupten die Existenz eines Seinsbereichs jenseits der Sprache, einer (eigenen) ‚Welt‘ jenseits der Sprache. Diese zu artikulieren, kann nur in einem subversiven und selbstbezüglichen Sprach- und Sprechmodus erfolgen, der „einen anderen Realismus an die Stelle der Mimesis“ (Simon 2018: 419) setzt und die referentielle Funktion der Sprache gegen diese selbst ausspielt. Die Texte,

die auf diese Weise entstehen, können als Paradebeispiele für das Phänomen gesehen werden, welches von Ralf Simon als „Prosa“ (Simon 2018: 419)³ bezeichnet wird. Die in diesen Texten erfolgende Dekonstruktion von herkömmlichen, sich am Prinzip der Mimesis orientierenden literarischen Formen und die exzessiv betriebene sprachliche Selbstreferenz (vgl. Simon 2018: 428) entfalten auch ein starkes sprachkritisches Potential.

Synthetisierend lässt sich feststellen, dass die konsequente und radikale Sprach- und Kulturkritik, das Festhalten an einem „gemäßigten solipsismus als ein[em] erkenntnistheoretischen individualismus“ (Wiener 1987: 58), „ein fiktionalisierendes Spiel mit der Grenze zwischen ästhetischer und wirklichkeitsbezogener Einstellung“ (Backes 2001: 133) als künstlerisches Verfahren einige zentrale Aspekte darstellen, die die Wiener Gruppe und deren Mitglieder zu einem möglichen – zwar bereits zum Teil historischen, jedoch immer noch aktuellen – Referenzpunkt im Nachdenken über das Postfaktische machen. Die Texte können als Modelle und Konstrukte gelesen werden, die gerade ihren Simulacrum-Charakter ausstellen, um auf diese Weise die Mechanismen aufzuzeigen, die das Ersetzen des Wissens über die Realität durch referenzlose (oder lediglich selbstreferentielle) mediale Zeichensysteme möglich machen.

Die Künstler der Wiener Gruppe können als Kritiker dessen betrachtet werden, was man heute „das Postfaktische“ nennt. Durch „experimente“ und „irritationen, die normalerweise beim lesen ausgeklammert werden“, sollen „banale automatismen und die unbewußte integrative arbeit [d]es verstehens“ (Wiener 1987: 53) offengelegt werden. Durch die Enthüllung der Tatsache, dass „wirklichkeit [...] insinuation der sprache“ und „die wirklichkeit [...] <wiederspiegelung> der sprache“ (Wiener 2014: CXXXVIII)⁴ sei, soll eine neue „„realistische« funktion“ der Kunst herausgekehrt werden; „der leser wird aus dem »inhalt« des stückes herausgerissen.“ (Wiener 1987: 54) Michael Backes hebt Folgendes hervor: „Die WG nimmt den ästhetischen Angriff der Surrealisten auf die Wirklichkeit auf und forciert eine »Krise des Bewußtseins allgemeinsten Art« (Breton) unter Einbeziehung aller verfügbaren Stilmittel.“ (Backes 2001: 133) Das Aufzeigen der „Arbitrarität der Realitätskonstruktion“ (ebd.: 147) ist ein zentrales Bestreben der Wiener Gruppe. Eine mögliche Strategie dieser Form von Realitätskonstruktion bzw. Realitätsdestruktion ist das, was Oswald Wiener auch „De-Identifikation“ im „Umgang mit den ‚Fakten‘“ (Wiener 1998a: 7)⁵ nennt.

Ein maßgeblicher Anteil an diesem Konzept der Sprachkritik der Gruppe ist – wie bereits angedeutet – der Philosophie Wittgensteins zu verdanken. In der Literatur der Wiener Gruppe – so eine These dieses Beitrags – findet eine Synthese eines philosophisch und eines poetisch verstandenen Realismus (z. B. bei Wiener) statt. Die Synthese manifestiert sich in der poetisch-metaphorischen Lesart der philosophischen Texte Wittgensteins: „da wir uns gewöhnt hatten, alles gedruckte als dichtung zu lesen, vergrößerte zweifellos unsere empfänglichkeit gerade für dieses buch [d. i. *Tractatus*].“ (Wiener 1987: 49) In diesem Zusammenhang spielt Wieners Essay mit dem Titel *Wittgensteins Einfluss auf die Wiener Gruppe* eine zentrale Rolle, so muss er aus diesem Grund etwas ausführlicher kommentiert werden.

Rückblickend situiert Wiener den Einfluss der beiden zentralen Werke Wittgensteins – des *Tractatus* und der *Philosophischen Untersuchungen* – im Kontext des in den 1950er Jahren

³ „Prosa“ in diesem Sinn habe „keine mimetische Handlungsform“ (Simon 2014: 126) und „stellt Welt als Selbstdarstellung des Subjekts dar.“ (ebd.).

⁴ Aus Wieners Roman wird des Weiteren unter der Sigle (vvm, Seitenzahl) zitiert.

⁵ Zum Komplex „De-Identifikation“ vgl. auch Backes 2001: Kap. 2.

hochaktuellen *linguistic turn*. Äußerungen, wie „begreifen von *Sprache* schien ein neuer königsweg zum begreifen des naturganzen“ oder „ich selber wollte jedenfalls schriftsteller werden [...], weil *Sprache* die nabe aller einsicht und allen umgangs schien“ (Wiener 1987: 46) lassen sich in einem Analogieschluss mit Klaus Stierstorfers Definition des *linguistic turn* verknüpfen. Demnach charakterisiert diese Tendenz

eine grundlegende Skepsis gegenüber der Vorstellung, Sprache sei ein transparentes Medium zur Erfassung und Kommunikation von Wirklichkeit. Diese Sicht wird durch die Auffassung von Sprache als unhintergehbare Bedingung des Denkens ersetzt. Danach ist alle menschliche Erkenntnis durch Sprache strukturiert [...]. (Stierstorfer 2004: 386)

Für Wiener – und somit stellvertretend für die ganze Wiener Gruppe – bedeutete eine zentrale Herausforderung die Diagnose der „völlige[n] determination des geisteslebens durch die sprachlichen mechanismen“ (Wiener 1987: 47). Dass „Wirklichkeit jenseits von Sprache [...] nicht existent oder zumindest unerreichbar“ (Stierstorfer 2004: 386) sei – um Klaus Stierstorfers Definition des *linguistic turn* zu zitieren – wird auch für Wiener zu einer Einschränkung, die durch den konventionellen Charakter der Sprache weiter potenziert wird. Dieser Einschränkung sei nur mit Hilfe experimenteller Methoden beizukommen. Ist man auf diese Weise gezwungen, die Sprache „als einen teil der außenwelt“ wahrzunehmen, „auf dessen eigensetzlichkeit man seine »inhalte« projizieren muss“ (Wiener 1987: 48), fühlt man sich gefangen genommen „in einer doppelten welt – eine gefühlte, gewusste, »richtige«, und eine andere »ähnliche«, zwingende, fragmentarische aber überlegene, die nur in der Sprache erschien“ (ebd.: 49). Wiener findet keine befriedigenden „theorien des sprachverstehens“ (ebd.) für die Lösung dieses Dilemmas, außerdem lehnt er bekanntlich den Behaviorismus ab und nimmt auch der Sprachwissenschaft gegenüber eine skeptische Position ein, weil sie – so Massimo Salgaro – „keine überzeugenden Antworten auf die Frage [liefert], wie sich sprachliche und außersprachliche Elemente verknüpfen lassen“ (Salgaro 2010: 238). Für Wiener hat Wittgensteins *Tractatus* den Status einer „auratischen entdeckung“ (Wiener 1987: 49), was aber eine kritische Auseinandersetzung mit dem „beeinflussenden, fördernden“ und zugleich „hindernden“ (ebd.) Werk auf keinen Fall ausschließt. Der größte Dissens zwischen dem sich als „dichter und künstler in einer metaphysischen welt von erlebnis und ausdrück“ (ebd.: 50) verstehenden Wiener und dem „logischen Rationalisten“ (Vossenkuhl 2003: 116 ff.) Wittgenstein scheint darin zu bestehen, dass Wiener den Autor des *Tractatus* als einen Behavioristen ansieht, der „gerade in bezug auf sprache und denken »inhaltliche« »vorstellungen« als ganz unwesentlich zu übergehen schien“ (Wiener 1987: 50). Höchstwahrscheinlich war es Wittgensteins These von der Wahrheitsfunktion des Elementarsatzes, die Wieners Kritik ausgelöst hatte. Die Wahrheitsfunktion bedeutet die „Möglichkeiten des Bestehens oder Nichtbestehens der Sachverhalte“ (Tr, 4.3) im „logischen Raum“, also dessen, was „der Fall“, d. h., die die „Welt“ konstituierende „Tatsache“, ist (vgl. Tr, 1.1, 1.2, 2, 4.1–4.4). Wittgenstein scheint – so Wiener – „im *Tractatus* eine untersuchung der postulierten isomorphen abbildung der sprachteile auf die »tatsachen« und »sachverhalte« der »welt« ohne jeden bezug auf mentale oder physiologische vorgänge für möglich zu halten“ (Wiener 1987: 52). Gerade aus diesen Auseinandersetzungen erwuchs das Interesse der Wiener Gruppe für das Funktionieren des Verstehens, für die Möglichkeiten der Beeinflussung der Rezeption, allgemein für „psychotechnik“ (ebd.: 53). Der als poetisches Sprachkunstwerk rezipierte und eine philosophische Grundhaltung vermittelnde *Tractatus* (vgl.

ebd.: 49) eröffnet neue Einsichten „in das funktionieren der sprache und in die natur der zeichen“ (ebd.) und animiert zur Ausarbeitung neuer experimenteller Techniken.

„[A]rithmetische und kombinatorische methoden [...], um möglichst auch noch unbewußte sinnintentionen auszuschließen“ (ebd.: 53) – obwohl die Gruppe sich der Tatsache bewusst ist, dass „ein verstehen nicht verhindert werden kann“ (ebd.: 52) – werden flankiert von einem verstärkten „interesse an formalen zusammenhängen“ (ebd.: 53) und auch an der *écriture automatique* der Surrealisten (vgl. ebd.). An dieser Stelle taucht im Essay der Begriff „realismus“ bzw. „realistisch“ in einer besonderen Ausprägung auf, die gleichzeitig eine grundsätzliche Zielsetzung der historischen Avantgarden evoziert, nämlich „die Wechselwirkungen zwischen Kunst und Leben zu intensivieren, ästhetische Potenziale in die Lebenspraxis zu überführen“ (Keith 2007: 369).

Der Begriff „Realismus“ bezieht sich im Vokabular der Wiener Gruppe auf die Lebensrealität des Rezipienten, der für gewisse unbewusste Denkmechanismen und sprachliche Konventionen sensibilisiert werden soll, um die diskursive Macht dieser Wirkkräfte zu erkennen. Wiener spricht von einem „direkten zeicheneingriff in angeborene oder gewohnte reaktionsweisen“ bzw. von „einer direkteren auswirkung von kunst auf das leben der leser/zuschauer durch demonstrationen oder verschleierungen der beteiligten verstehensmechanismen“ (Wiener 1987: 53). Durch „experimente“ (ebd.) und „irritationen, die normalerweise beim lesen ausgeklammert werden“ (ebd.: 54), sollen „banale automatismen und die unbewußte integrative arbeit seines verstehens“ (ebd.: 53) offengelegt werden. Die Funktionalisierung der anderen Sinnesorgane u. a. durch Manipulationen mit der Materialität, Leserlichkeit und Medialität der Schrift verleiht dem Kunstwerk die bereits erwähnte „»realistische« funktion“ (ebd.: 54).

In der letzten Phase des Bestehens der Gruppe, ab 1958, fokussieren die Mitglieder auf den Wittgenstein der 1953 posthum erschienenen *Philosophischen Untersuchungen*. Trotz der Revision mehrerer im *Tractatus* postulierter Auffassungen gibt es weiterhin zentrale Ansichten, mit denen sich die Wiener Gruppe – hier vertreten durch Oswald Wiener – nicht identifizieren kann. Die zentrale Diskrepanz ist höchstwahrscheinlich auf das im Paragraphen 43 formulierte Axiom und dessen Konsequenzen zurückzuführen. Die These, dass „[d]ie Bedeutung eines Wortes [...] sein Gebrauch in der Sprache“ sei, stellt nach Wilhelm Vossenkuhl eine Radikalisierung der „Sprachlichkeit des Denkens und Erkennens“ dar, weil sie einerseits die „Abhängigkeit der Wirklichkeit und des Denkens vom Gebrauch der Sprache“ erklärt und daraus folgend das Vorhandensein eines „außersprachliche[n] Grundmuster[s] des Denkens und der Wirklichkeit“ (sämtliche Zitate: Vossenkuhl 2003: 145) in Frage stellt. In Wieners Formulierung heißt es: „der sprachgebrauch scheint die einzige »objektive realität« zu sein“ (Wiener 1987: 56). Im Gegensatz dazu besteht Wiener auf der Existenz von außersprachlichen Bereichen, die er „dynamische innere modelle der wirklichkeit“ (ebd.: 55) oder „»mentale« und physiologische repräsentationen ohne speziellen bezug auf *Sprache*“ (ebd.: 56) nennt. Diese seien „nicht notwendigerweise modelle irgendeiner äußeren objektiven wirklichkeit“ (ebd.).

3. Generatoren des ‚Postfaktischen‘: vom ‚bio-adapter‘ zur ‚großen rechenmaschine‘

Im Folgenden soll auf zwei Beispiele näher eingegangen werden, um mögliche Verbindungslinien zwischen der Wiener Gruppe und dem heutigen Diskurs über das Postfaktische aufzeigen zu können. Das erste Beispiel ist Oswald Wieners ironisches Konzept des ‚bio-adapters‘ in *verbesserung von mitteleuropa, roman* (1969). Anhand dieses Prosatextes soll die literarische Darstellung der Phasen der Auflösung der menschlichen Realitätswahrnehmung in einer – wie es im Roman heißt – ‚unterhaltsamen... fabel‘ (vvm, CLXXV) verfolgt werden:

der adapter legt sich [...] zwischen den ungenügenden kosmos und den unbefriedigten menschen. er schliesst diesen hermetisch von der herkömmlichen umwelt ab und greift nur in den ersten stadien der adaption auf zu diesem zweck gespeicherte eigene informationen und auf solche seines inhalts zurück. der mensch genießt dabei zunächst eine aufbereitete, therapeutisch angereicherte wahrnehmung ausgewählter aspekte des erinnerten kosmos.“ (vvm, CLXXVI)

Das zweite Beispiel ist Konrad Bayers Roman *der kopf des vitus bering* (1970). Anhand dieses Werkes soll der künstlerische Umgang mit der Realität bzw. mit ‚faktischen‘ Zeichensystemen/Medien, konkret mit historischem, wissenschaftlichem, philosophischem Quellenmaterial, untersucht werden. Das mosaikartige Textgewebe insinuiert das Vorhandensein einer Biografie, die sich aber als ein Netzwerk von Prätexten, Diskursen und (historischen) Figuren enthüllt. Die Referenz dieser Pseudo-Biografie liegt lediglich im Möglichkeitsraum der literarischen Erzählung.

Die beiden Texte liegen zeitlich nach der Auflösung der zwischen 1954 und 1964 bestehenden Wiener Gruppe, doch Wiener arbeitete an seinem Roman bereits seit Ende 1962 (vgl. Rühm 1967: 34). Im Spiegel der Forschungsliteratur soll im Auge behalten werden, dass der Roman als Gattung, die experimentell dekonstruiert werden soll, erst in der Spätphase des Bestehens der Gruppe in den Fokus der Autoren rückt. Wie es bei Philipp Schönthaler heißt:

Nach den radikalen Reduktionsverfahren, die sämtliche Gattungen, seien sie prosaischer, lyrischer oder dramatischer Natur, auf ihre minimalen Bestandteile und Funktionsweisen verkürzen, lassen sich in der späteren Phase erneut die Bestrebungen nach der Großform des Romans konstatieren, wie sie beispielsweise Konrad Bayer in *der kopf des vitus bering* und *der sechste sinn* und Oswald Wiener in *die verbesserung von mitteleuropa* vornehmen.“ (Schönthaler 2011: 38)

Auch Gerhard Rühm berichtet darüber, dass Konrad Bayer seinen Kollegen Oswald Wiener, der sich um 1960 „in einem stadium allgemeiner skepsis“ (Rühm 1967: 34) befand, „zur fortsetzung seines ende 1962 begonnenen romans die verbesserung von mitteleuropa“ (ebd.) animierte. Nach der Auflösung der Gruppe 1964 hatte „wiener [...] seinen job bei olivetti und arbeitete an seinem roman“ (ebd.). Nach seiner Rückkehr aus Berlin 1963 erzählt Bayer „von dem erst kürzlich gegründeten gerhardt verlag, der [...] sich für seinen roman, der in arbeit war und den kopf des vitus bering interessiere. daraus sollte aber noch nichts werden“ (ebd.: 33). Doch bald kommt es zu einem Erfolg: Im selben Jahr „fuhr bayer zur tagung der <gruppe 47> [1963 in Saulgau, L. S.]. dort lernte er ledig-rowohlts kennen, der ihm einen vertrag für den roman (<der sechste sinn>) gab. walter, damals noch in olten, übernahm den <vitus bering> [...]. das eis schien gebrochen“ (ebd.: 34). 1964 zieht sich Bayer „ins schloss hagenberg in niederösterreich zurück, um an seinem roman [der sechste sinn; L.S.] weiterzuarbeiten“ (ebd.: 36), doch der bleibt unvollendet, weil Bayer einen Monat nach seinem Treffen mit Rühm bei der

Frankfurter Buchmesse im Oktober 1964 Selbstmord begeht. Zum geistigen Hintergrund, in dem die Texte der Gruppe geschaffen wurden, soll Oswald Wiener zitiert werden: „von anfang an war für einige von uns die Sprache das »fremde«, das instrument, die maschine. aus annäherungen an diese problematik entstanden »der stein der weisen«, »der sechste sinn« und »die verbesserung von mitteleuropa«“ (Wiener 1987: 58 f.).

Bei der Untersuchung der Werke muss man ebenfalls berücksichtigen, dass – so Thomas Eder – der Roman *die verbesserung von mitteleuropa, roman* eine Wende im Denken Wieners markiert. Diese manifestiert sich in einer schrittweise erfolgenden Abwendung vom Konzept der „Determinierung des Denkens durch Sprache“ (Eder 2014: 209) und in der allmählichen Hinwendung zur Naturwissenschaft und zur Kybernetik zwecks der Erforschung des Funktioniens des menschlichen Verstehens. Doch Anmerkungen, wie z. B. „es ist die sprache das wirkliche, das reale, das einzige, das greifbare, das vorhandene, der masstab ist die kommunikation“ (vvm, CLVI f.) deuten darauf hin, dass das sprachdeterministische Konzept bei Wiener weiterhin wirksam bleibt und die Auseinandersetzung mit dem Problem der Wirklichkeitskonstitution determiniert. Thomas Raab liest den Roman als Zeugnis „gegen die naturwissenschaftliche Weltsicht, die faktische Macht der Wissenschaften“ (zitiert nach: Eder 2014: 208). Dieselben Wurzeln lassen sich auch in Bayers Roman identifizieren, dessen Konstruktion einem Prinzip André Bretons zu folgen scheint, welches Bayer im Vorwort zu der Rundfunksendung *der kopf des vitus bering* zitiert: „die wirklichkeit ist nicht die summe der fakten, sie ist die summe der möglichkeiten“ (Janetzki 1987: 39).

3.1. die verbesserung von mitteleuropa, roman

Die nachfolgenden Überlegungen konzentrieren sich auf Wieners Ideen, die im *appendix A* des Romans entworfen werden. Zunächst sollen die beiden Menschenbilder – das eine vor, das andere nach dem Interagieren mit dem „adapter“ – miteinander konfrontiert werden.

Der traditionelle Mensch wird als ein Mängelwesen⁶ und als Protagonist einer Verlustgeschichte präsentiert, die von Prozessen der Entfremdung von der Welt und von sich selbst gekennzeichnet wird. Die „anthropologische kritik“ (vvm, CLXXV) zielt sowohl auf biologische als auch philosophische Konstituenten des Menschen, so z. B. wenn „sprache, logik, denkkraft, sinnesorgane, werkzeug“ (vvm, CLXXV) als „miserable“ (ebd.) ‚Ausrüstung‘ diskreditiert und der natürliche Mensch insgesamt zu einem „preisgegebene[n], nervös aktivierte[n] und miserabel ausgerüstete[n] [...] schleimklumpen“ (ebd.) degradiert wird. Der Mensch außerhalb des Adapters befindet sich in einer existentiellen Notlage, wird von „lebensangst und todesfurcht“ (ebd.) geplagt und in eine „symbolische singularität“ (ebd.) gezwungen. In der Regel positiv konnotierte Eigenschaften wie Individualität, Bewusstsein und Entscheidungsfreiheit werden durch ironische Brechung dekonstruiert und gegenüber einer als Bedrohung ausgemalten „objektwelt“ (ebd.) für defizitär erklärt. Dieses Beschreibungsmodell erinnert an Alfred Anders‘ Konzept vom „antiquierten“ Menschen, mit dem Unterschied, dass bei Anders die „promethei-

⁶ Zum Ursprung dieser Theorie vom Menschen als instinktarmem Mängelwesen vgl.: Gehlen, Arnold: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Berlin: Junker und Dünnhaupt 1940. Dort führt Gehlen den Begriff „Mängelwesen“ ein und begründet damit die Notwendigkeit der Kultur für das Überleben der Menschheit.

sche Scham“⁷ des Menschen nicht aus einem Minderwertigkeitsgefühl gegenüber seiner natürlichen Umwelt, sondern aus dem Bewusstsein seiner Unvollkommenheit angesichts der rasanten technischen Entwicklung entsteht, mit der er weder emotional noch kognitiv mithalten kann. Als eine Konsequenz dieser ‚Scham‘ nennt Anders den „Versuch, uns in gerät-artige Wesen zu verwandeln“ (Anders 1992: 47) und als „eine zweite Stufe in der Geschichte der Verdinglichung des Menschen [...] diejenige, auf der der Mensch die Überlegenheit der Dinge anerkennt, sich mit diesen gleichschaltet“ (ebd.: 30).

Auch in Wieners Roman wird der bio-adapter als „leicht überlegener partner“ (vvm, CLXXVIII) bezeichnet. Die „bio-einheit“ mit dem Apparat setzt die „liquidation des homo sapiens“ (vvm, CLXXV)⁸ voraus, welche graduell und für den herkömmlichen Menschen unauffällig erfolgen soll. Die traditionelle Perzeption wird durch eine „aufbereitete, therapeutisch angereicherte wahrnehmung“ (vvm, CLXXVI) ersetzt. Außerdem wird durch den „abbau“ (vvm, CLXXXII) bzw. die „heraus-präparierung des nervensystems“ (vvm, CLXXXI) ein „ausschließlich aus bewusstsein“ (vvm, CLXXXII) bestehender „inkorporierter“ (vvm, CLXXVI) und „inserierter mensch“ (vvm, CLXXVIII; CLXXIX), ein sogenanntes „bio-modul“ (z. B. vvm, CLXXVIII) produziert, das „hermetisch von der herkömmlichen umwelt“ (vvm, CLXXVI) abgekapselt ist. Der Adapter soll auch bewirken, dass – um einen Begriff Heideggers aufzugreifen – die Existenzialien wie Sorge, Angst, Todesbewusstsein aus dem Leben des Menschen verbannt werden und dieser sich zu einer „souveränen einheit“ (vvm, CLXXV) entwickelt, die über dem Kosmos „rangiert“ (ebd.). Die Auflösung der kommunikativen Isolation wird durch ein weiteres Simulacrum konterkariert und vergessen gemacht, nämlich durch eine „konversation“ (vvm, CLXXVI), welche sich als ein „spiel-ähnlicher dialog mit einer wohlwollenden instanz“ (ebd.) manifestiert und auf der „simulation eines kommunikations-schildes“ (ebd.) basiert. Auf diese Weise bietet sich der „bio-adapter [...] als leicht überlegener partner [...] und mitmensch“ (vvm, CLXXVIII) an und verdrängt unbemerkt die realen Dialogpartner. Während die „überanstrengung der sinne“ (vvm, CLXXV) lediglich in eine epistemologische Sackgasse führt, erfolgt im Zustand der Einheit mit dem „bio-adapter“ eine „erweiterung (verbesserung) des bewusstseins“ (vvm, CLXXXI). Aus der Beschreibung der „zweite[n] adaptions-stufe“ (vvm, CLXXXI) geht hervor, dass die Kolonisierung des herkömmlichen menschlichen Körpers sowohl die Biologie und Anatomie als auch die Psyche und Kognition betrifft und nicht lediglich eine prothesenhafte⁹ Kompensation angenommener Mängelersei-

⁷ „Die Tatsache der täglich wachsenden *A-synchronisiertheit des Menschen mit seiner Produktwelt*, die Tatsache des von Tag zu Tag breiter werdenden Abstandes, nennen wir ‚*das prometheische Gefälle*‘. (Anders 1992: 16; Hervorh. im Orig.). Hier bietet sich außerdem ein Zitat von Hans Blumenberg an, dessen Schluss auch als eine Paraphrase des „Postfaktischen“ im Sinne eines verzerrten Zugangs zur Wirklichkeit interpretiert werden kann: „Der Mangel des Menschen an spezifischen Dispositionen zu reaktivem Verhalten gegenüber der Wirklichkeit, seine Instinktarmut also, ist der Ausgangspunkt für die anthropologische Zentralfrage, wie dieses Wesen trotz seiner biologischen Indisposition zu existieren vermag. Die Antwort lässt sich auf die Formel bringen: indem es sich nicht unmittelbar mit dieser Wirklichkeit einlässt. Der menschliche Zugang zur Wirklichkeit ist indirekt, umständlich, verzögert, selektiv, und vor allem ‚metaphorisch‘“. (Blumenberg 2001: 415)

⁸ Auch Baudrillard spricht bezüglich der Simulakra von der „Liquidierung aller Referentiale“ bzw. von der „Substituierung des Realen durch Zeichen des Realen“, bei der man sich einer „programmatische[n], fehlerlose[n] Signalmaschinerie“ bedient, „die sämtliche Zeichen des Realen und Peripetien (durch Kurzschließen) erzeugt“ (Vgl. Baudrillard 1978: 9).

⁹ Marshall McLuhan geht bekanntlich in seiner Medientheorie von der Prämisse eines defizitären menschlichen Körpers aus und konzipiert Medien als „extension of men“, die als Prothesen diese Mängel ausgleichen und die Performanz des menschlichen Körpers optimieren sollen.

nungen anvisiert, sondern eine vollkommene Substitution jeglicher Körperteile und -funktionen zum Ziel hat.¹⁰ Die „kontinuierlich vervollständigte integration“ (vvm, CLXXIX) zwischen Mensch und Adapter soll zu einem Zustand führen, welcher – in Anlehnung an den gegenwärtigen Theoretiker des Simulacrums, Jean Baudrillard – als eine Art „Hyperrealität“¹¹ beschrieben werden kann, in der die Unterscheidung zwischen Original und Kopie, Vorbild und Abbild unmöglich bzw. obsolet geworden ist. „Auch bezieht sich die Simulation nicht mehr auf ein Territorium, ein referentielles Wesen oder auf eine Substanz. Vielmehr bedient sie sich verschiedener Modelle zur Generierung eines Realen ohne Ursprung oder Realität, d.h. eines Hyperrealen.“ (Baudrillard 1978: 7) In Wieners Universum soll die maschinell hergestellte Hyperrealität verschleiert werden, indem sich die „überzeugung einer restlosen Wiedereinsetzung in den status quo ante“ (vvm, CLXXIX) in der Wahrnehmung des ‚Post-Menschen‘ einstellt.

Wenn man als zweiten Schritt die Welt- bzw. die Realitätserfassung vor und nach dem Adapter untersucht, ergeben sich auch auf diesem Gebiet radikale Unterschiede. Die von der herkömmlichen Wahrnehmung „vorgefundene umwelt“ (vvm, CLXXV) und der sich als „unge-nügend“ (vvm, CLXXVI) erweisende Kosmos wird nach der adaptiven Transformation zu einem „erinnerten kosmos“ (ebd.). Die „veraltete sog. natürliche umwelt“ (vvm, CLXXV) verliert nach der „trockenlegung des kosmos“ (ebd.) ihren referentiellen Status als „äussere nachrichtenquelle“ (vvm, CLXXVI). Insgesamt wird die Außenwelt als „sender und empfänger lebenswichtiger nachrichten (nahrung und unterhaltung, stoff- und geistwechsel“ (vvm, CLXXV) ausgeklammert, stattdessen erfolgt lediglich die „wahrnehmung ausgewählter aspekte des erinnerten kosmos“ (vvm, CLXXVI). Der Mensch als „bio-modul [...] stösst [...] auf eine umwelt“ (vvm, CLXXX), die seinen manipulierten Bedürfnissen „im höchsten grade förderlich ist“ (ebd.). Schließlich wird sein rekonfiguriertes „bewusstsein zum selbst der umwelt“ (vvm, CLXXXII). Während in der Prä-Adapter-Phase die Realität lediglich durch „zuhilfenahme kränklicher begriffe“ (vvm, CLXXV), „immer verbal apperzipiert“ (ebd.) und „im verlauf der progressiven verbalisierung überhaupt erst ‚wahrgenommen‘“ (ebd.) werden konnte, betört die Post-Adapter-Phase mit einer „immer umfassendere[n] sinnliche[n] und intellektuelle[n] genussfähigkeit“ (vvm, CLXXVI) und verspricht eine „belehrung über die verbalhypothetische natur der wirklichkeit“ (vvm, CLXXIX). Stand die faktische Welt noch als kol-

¹⁰ Bei Anders finden sich u.a. solche Formulierungen wie „Desertion ins Lager der Geräte“ (Anders 1992: 30), „physische Gleichschaltung mit den Geräten“ (ebd.: 35), die sich angesichts der Unterlegenheit des biologischen Menschen der Technik gegenüber als einzige Auswege anbieten.

¹¹ Vgl. dazu: Laut Baudrillard haben die Medien „in ihrer aktuellen Form [...] keine Abbildfunktion mehr [...], sondern bringen das, was wir jeweils real nennen können, allererst hervor. [...] Maschinen schaffen heute Sachverhalte, oder: Welt ist, was uns Medien als eine solche zeigen. Es wäre daher verfehlt, einfach vom Verschwinden der Realität zu sprechen, denn gleichzeitig, als dieses Verschwinden selbst, ereignet sich deren »künstliche Wiederauferstehung in verschiedenen Zeichensystemen«. [...] Das Reale als Simulation ist die »völlig inventarisierte, in den Spielarten des Realen künstlich wiederhergestellte Welt.«“ (Windgätter 2004: 140 f.) Die Analogie zu Wieners Beschreibung des „bio-adapters“ liegt auf der Hand. Auch das zweite Kriterium der Simulation bei Baudrillard weist verblüffende Parallelen zu Wieners Konzept der stufenweisen Eroberung und Ersetzung des menschlichen Körpers durch den Adapter auf. Baudrillard behauptet, dass die Simulation „als Supplementierungsprozess funktioniert: erst ergänzend, dann ersetzend [...]“ (ebd.: 141). Vgl. außerdem: „Im Bereich des Hyperrealen implodiert die Unterscheidung zwischen Simulation und Realität. Das Künstliche und Reale verschwimmen ineinander. Es steht nichts Ursprüngliches oder Reales mehr hinter dem Zeichen. Somit liefert die Repräsentation durch Zeichen keine Ersatzwirklichkeit oder Verweiswirklichkeit mehr, sondern entwickelt eine eigene - eine Hyperrealität.“

(<http://www.javajim.de/theorietank/eculture/hyperrealitaet.html>; letzter Zugriff: 14.05.2022)

lektiver Erfahrungsraum „,allen‘ gemeinsam“ (vvm, CLXXV) zur Verfügung, wird sie durch den „bio-adapter“ auf der Basis künstlich erzeugter Bedürfnisse „individualisiert“ (ebd.). Die Zielsetzung ist, die zur „vexierbildhafte[n] umgebung“ (vvm, CLXXV), zu einer „erfundene[n], gleichwohl erlittene[n], ihn [= den Menschen, L. S.] blindwütig mit nachrichten befüllende[n] objektwelt“ (ebd.) deklarierten und als „bedrohlich empfunden“ (ebd.) Wirklichkeit entlang des „kriterium[s] der glückhaftigkeit“ (vvm, CLXXVI) „auf den status einer unterhaltsamen ... fabel“ (vvm, CLXXV) zu reduzieren und die Wahrnehmung „auf ein sozusagen als handgreiflich empfundenes weltbild“ (vvm, CLXXX) abzustimmen. Das Ergebnis ist – um noch einmal Baudrillard zu zitieren – eine „in den Spielarten des Realen künstlich wiederhergestellte Welt“ (Baudrillard 1978: 19). Dass die auf diese Weise abgelöste Prä-Welt oder „,normale‘ welt“ (vvm, CLXXXIII) auch nicht die Welt des ‚Faktischen‘ gewesen war, wird gegen Ende des fragmentarisch gebliebenen *appendix A* bekräftigt, wenn die wahrgenommene herkömmliche Welt als Resultat von subjektiv-stochastischen, (sprach-)normativen und praxeologischen Faktoren postuliert wird: „früher [waren] die gestalten der sinnlichen wahrnehmung blasse produkte bedingter reflexe einer überlegenen versuchsanordnung, gespenster der menschlichen zufallssinne [...], spitzenzeugnisse des sozialen prozesses, ausgeburten der sprache“. (vvm, CLXXXIII)

Ein möglicher Einwand gegen einen direkten Analogieschluss zwischen Wieners Konzept und dem vielfältigen Phänomen, welches der Begriff „postfaktisch“ kennzeichnen sollte, könnte sich darauf beziehen, dass der vom bio-adapter inkorporierte Mensch als passives Opfer einer Kolonisierungsmaschinerie erscheint, während ihm im Prozess des Entwurfes von postfaktischen Alternativwelten eine aktive Rolle zukommt. Die ‚postfaktische‘ Realität scheint in Wieners Roman von einer mimikryartig agierenden Maschine produziert zu werden. Aus politikwissenschaftlicher Sicht ist gerade der die Tatsachen und Fakten ignorierende, beschönigende, leugnende bzw. sie selektiv oder emotionsorientiert aussortierende Mensch der Produzent dieser Art von Realität. Über dieses „ethisch-rechtliche problem“ (vvm, CLXXVII) wird auch im *appendix A* reflektiert, mit dem Ergebnis, dass „die beschickung des adapters“ (ebd.) entweder auf „freiwilliger basis“ (ebd.) oder sogar durch Einsatz von „staatlichen machtmittel[n] zum besten der bürger“ (ebd.)¹² erfolgen kann. Auf diese Weise wird zumindest ein Rest von autonomer Entscheidungsfällung beibehalten.

Aus der Perspektive des Diskurses über die Praktiken der postfaktischen Realitätsdistorsion scheint Wieners „systembeschreibung“ (vvm, CLXXV; CLXXVII) aus der Sicht des Prozesses und dessen Ergebnisses relevant, unabhängig davon, ob diese außenbedingt (Einwirkung durch einen Apparat) oder innenbedingt (Bewusstseinsprozesse) stattfinden. Dass Wiener mehrmals das Glücksgefühl, das Heimisch-Werden in einer von Störfaktoren bereinigten Welt als Endziel des „bio-adapter“-Experiments formuliert, lassen sich trotz des ironischen Untertons Parallelen zu aktuellen Etikettierungen des Postfaktischen als „gefühlte Wahrheit“ (Ben-Yehoshua 2019: 11), „Gefühl als neue Realität“ (ebd.: 2) nicht überhören.

Überhaupt liefert Wieners Beschreibung des „bio-adapters“ eine Fülle von Metaphern und Paraphrasen dessen, was man heutzutage unter dem Stichwort „postfaktisch“ zusammenfasst. Die funktionale Ausrichtung des ‚bio-modul-Menschen‘ darauf, „die welt zu ersetzen“, sie „in

¹² Hier bietet sich als Beispiel die Tragödie von 9/11 und die daraus resultierenden Maßnahmen an, die in die Privatsphäre der Menschen eingreifen.

eigene regie zu übernehmen“ (vmm, CLXXV) reimt sich mit dem Ergebnis des anfangs durchgeführten Gedankenexperiments, welches das „Postfaktische“ mit „Post-Welt“ bzw. „nach der Welt“ identifizieren ließ. Weitere Ausdrücke wie „konverter“ (vmm, CLXXV), „neugruppiert[e]“ (vmm, CLXXVI) und „transkodifiziert[e]“ (vmm, CLXXVI) Welt, „aufbereitete [...] wahrnehmung“ (vmm, CLXXVI) als Resultat eines Verfahrens, in dem „ausgewählte portionen“ von einem „hypothetischen all“ „durchkombiniert wieder“ (vmm, CLXXVI) als reale Welt angeboten werden, stehen in enger Analogie mit den manipulativen Verfahren in unserem Zeitalter des Postfaktischen. Auch Wieners Maschine geht selektiv um, denn es „wird auf vermittlung «objektiven wissens» durch den bio-adapter verzichtet; er stellt als gesprächsstoff zur verfügung, was der patient an kenntnissen über das jeweilige sachgebiet angehäuft hat“ (vmm, CLXXVIII): „stets sind ja, was der adaptierte sieht, anblicke, und nicht etwa «dinge». nach hinreichender neigung seines kopfes z. b. sieht er das bild seiner beine, und nicht etwa «diese selbst».“ (vmm, CLXXX) Analog verlaufen auch Prozesse der Anpassung der Realität an subjektive Bedürfnisse und Weltanschauungen: „seine umwelt «liest ihm die wünsche von den augen ab»: [...] er weiss sich schöner, tüchtiger, klüger, begehrenswerter, begehrter, gesünder“ (vmm, CLXXIX). Indem „die Bedeutung von Tatsachen stark abnimmt; unabhängig von Wahrheitsgehalt oder Realität“¹³, entsteht ein maßgeschneidertes Abbild der Realität. Dies findet ihre Entsprechung in Formulierungen wie der bereits zitierten über das „handgreiflich empfundene weltbild“ (vmm, CLXXX) oder in der von der „kooperative[n] umwelt“ (vmm, CLXXXII). Das totale Verschwinden einer objektiven Referenzwelt tritt in dem Moment ein, als „das bewusstsein [...] schließlich die natur selbst [verdrängt]“ (vmm, CLXXXIII).

Abschließend soll noch auf ein Statement Wieners zum eigenen Roman eingegangen werden, welches in Bezug auf das Postfaktische bedeutsam ist:

wenn der leser einen gewinn aus der lektüre meines buches ziehen kann, so wird das, hoffe ich, ein gefühl davon sein, dass er sich mit aller kraft gegen den beweis, gegen die kontinuierität und die kontingenz, gegen die formulierung, gegen alles richtige, unabwendbare, natürliche und evidente richten muss, wenn er eine entfaltung seines selbst – und sei es auch nur für kurze zeit – erleben will. möge er bedenken, welcher kraft, welchen formats es bedarf, gegen eine im großen und ganzen abgerundete, stimmige, einhellige welt aufzustehen, wie sie uns in jedem augenblick an den kopf geworfen wird [...]. (appendix C; vmm, CXCI)

Zwei Formen oder Hypostasen des Postfaktischen werden hier gegenübergestellt: eine stimmige, zusammenpassende, apodiktische Realität erweist sich als ein verdächtiges, Konstrukt, dem lediglich im Modus des Subjektiven („entfaltung seines selbst“) zu begegnen sei. Eine faktische Wahrheit scheint hier nicht möglich, oder genauer: ein Zugang zu ihr scheint von aufbereiteten und in ihrer Abgestimmtheit zweifelhaften Trugbildern der Wirklichkeit verstellt zu sein. Das hier angesprochene „selbst“ und seine solipsistischen – ebenfalls als „postfaktisch“ zu bezeichnenden – Bewusstseinsinhalte erweisen sich als die einzige kongeniale Instanz, welche man der Ungewissheit einer faktischen Realität entgegenstellen kann. Unter diesen Voraussetzungen sei sowohl Thomas Raab als auch Thomas Eder zuzustimmen, dass Wieners Roman „als Argument ‚gegen die wissenschaftliche Weltsicht, die faktische Macht der Wissenschaften‘ gelesen werden“ (Eder 2014: 208) kann. Raab, und in Anlehnung an ihn auch Eder stellen fest, dass „der ‚Aufwand, dem immer schlüssigeren naturwissenschaftlichen Weltbild ein ebenso schlüssiges »nicht-mechanistisches« mächtig gegenüberzustellen‘ [...], im Zeitver-

¹³ <https://www.duden.de/rechtschreibung/postfaktisch> (letzter Zugriff: 12.05.2022)

lauf unüberwindbar groß wird“ (ebd.). Dafür spricht auch Wieners Schlussbemerkung im *appendix A*, nach der die „entwicklung des bio-adapters“ von der „geisteskraft“, der „selbständigkeit“ und vom „ungenügen“ (vmm, CLXXXIII) des Subjekts gegenüber den bestehenden Verhältnissen abhängt. „wo die das bewusstsein ausmachenden sozialen strukturen überstark sind, da kann auch der adapter nur eine ‚normale‘ welt erzeugen [...].“ (ebd.)

Formulierungen, nach denen der Adapter zu „einer vollständigen lösung aller welt-probleme“ (vmm, CLXXV) beitragen werde, aber auch die metaphorischen Paraphrasen des Apparates als „glücks-anzug“ oder „servo-narziss“ (vmm, CLXXV) nebst dem Gesamtduktus des Textes verweisen – wie bereits erwähnt – auf einen unverkennbaren ironischen Unterton der Ausführungen. Somit wird die Ironie, die Persiflage als Gegenmittel angeboten, welches sowohl der sprachlich-medial determinierten als auch der axiomatischen und widerspruchsfreien wissenschaftlichen (vgl. Eder 2014: 211) Realitätskonstitution einen Zerrspiegel vorhält, im Fall Wieners geleitet vom „Bedürfnis, ‚den Individualismus zu beweisen‘“ (Wiener 1998b: 27).

3.2. „der kopf des vitus bering“

Anlass zu Auseinandersetzungen und zu Widerspruch seitens der Wiener Gruppe bietet auch die realistische Bedeutungstheorie¹⁴ des frühen Wittgenstein. „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit“ (Tr, 4.01), heißt es im *Tractatus*, d. h. ein Bild der Welt im Sinne von Bild der bestehenden Sachverhalte, d. h. der „Verkettung von Gegenständen“ (Tr, 2.03). Es gibt jedoch „beispiele für sätze, die nicht bilder von »sachverhalten« sind“ – heißt es im Gegenzug bei Wiener: „sprachwelt und »welt« decken sich nicht.“ (Wiener 1987: 58) Konrad Bayers Roman *der kopf des vitus bering* liefert ein anschauliches Exempel für diese Position.

In den folgenden Überlegungen zum Text soll es in erster Linie darum gehen, die Unterschiede in den Realitätskonzeptionen Wittgensteins und der Wiener Gruppe, im ‚poetischen‘ Umgang mit Prätexten zu behandeln, zu denen auch der *Tractatus* und die *PhU* gehören, und schließlich potentielle Parallelen zum anfangs erläuterten Verständnis des Postfaktischen aufzuzeigen. Als Ausgangspunkt für die Erläuterungen soll das folgende Zitat dienen:

STEIGERUNG des IDEALEN SINNES

der kaiser, von gottes stellvertreter auf dem planeten erde mit öl gesalbt, hatte die wichtige aufgabe, ordnung zu halten. ende des jahrhunderts erliess der zar die verordnung zur allgemeinen strassenbeleuchtung. und gott sprach: es werde licht! vitus bering sass mit vorliebe in einem der vier wirtshäuser, die der windrose in petersburg entsprachen. man verschloss die tür und der wirt bewachte den schlüssel. da hielt sich der zar tag und nacht bereit, sein land auch persönlich zu verteidigen. dann warf der eine ein stück geld in eine gewisse entfernung. der andere hatte zu versuchen, seine münze der des gegners möglichst nah zu werfen. der könig konnte sich sowohl vorwärts als auch rückwärts bewegen. der könig zog auf ein feld. lange vorher nahm gott ein stück lehm und knetete den menschen, der ebenso aussieht, wie gott. der mensch kann sich sowohl vorwärts als auch rückwärts bewegen.

¹⁴ Vgl. das folgende Zitat: „Welche Schwierigkeiten treten mit einer solchen Konzeption auf? Einfache sprachliche Ausdrücke haben somit nur dann eine Bedeutung, wenn sie ein Element der Wirklichkeit bezeichnen. Was aber ist dann mit leeren Namen, also Namen für nichtexistierende Objekte wie „Sherlock Holmes“, „Pegasus“, „Zeus“ etc. Allgemein kann man sagen, dass das Problem der realistischen Bedeutungstheorien darin besteht, dass wir über vieles sprechen können, das nicht real ist und auch nicht als eine Menge von realen Objekten betrachtet werden kann. Vielmehr scheint hier wieder die Intuition stark zu werden, dass wir doch oft bloß über unsere Vorstellungswelt sprechen und dass auch einfache Zeichen die Rolle übernehmen können, Nicht-Existierendes klar vor Augen zu führen.“ (Newen 2017: 31)

vitus bering galt als ein ungesprächiger, verschlossener mensch. kein wunder, dass mit beharrlichkeit immer wieder gerüchte laut wurden, die seine person betrafen.
menschen frass man bei jeder gelegenheit: beim hausbau, beim stapellauf eines bootes, um die abreise des höflings zu feiern, bei der mannbarkeitsfeier eines köngissohnes und so fort. (Bayer 2014: 5)¹⁵

Bereits nach einer flüchtigen Lektüre wird man der Tatsache gewahr, dass sich der Romantext wie ein Amalgam von Textsplittern unterschiedlicher Herkunft präsentiert und auf diese Weise einer Erwartungshaltung entgegenläuft, welche allgemeinen Vorstellungen über eine literarische (Auto-)Biografie entspringen. Die diversen offensichtlichen und weniger offensichtlichen intertextuellen Anspielungen werden auf der architextuellen Ebene von einer ironisierenden Handhabung von Genrekonventionen umrahmt. Statt einer „kausalen“ Narration sieht sich der Leser mit einer „konfigurierenden“ konfrontiert, die „eine komplexe Menge von [disparaten; L. S.] Ereignissen insgesamt zu einer bedeutungsstiftenden Gesamtgestalt“ (Martínez 2021: 19) zusammenführt. Lediglich an einem Punkt scheint Bayers Roman von Matías Martínez' Schema der konfigurativen Erzählung abzuweichen. Hier heißt es:

Solche konfigurativen Geschehenserklärungen besitzen eine hoch suggestive Überzeugungskraft, weil sie die Diversität zwischen Einzelereignissen überspielen und so kognitive Dissonanzen vermeiden, weil sie unübersichtliche kausale Gemengelagen stark vereinfachen und nicht zuletzt, weil sie ein eigentlich kontingentes Geschehen an vorbereitete kulturelle Grundüberzeugungen anschließen. (ebd.: 20)

Bereits die zitierte Eröffnung des Romans zeugt davon, dass die Herstellung von Dissonanzen, von unübersichtlichen Kausalitäten und einer kontingenten Diegese zu den Strukturmerkmalen des Romans gehören. Auch die durch die einzelnen Sätze evozierten kulturellen und historischen Hintergründe agieren weder konsistenz- noch kohärenzstiftend.

Martínez zitiert in seinem Aufsatz über die Wahrheitsfähigkeit des „spezifischen narrativen Wissens“ (Weixler et al. 2021: 3) den Theoretiker der „Metahistory“, Hayden White, der das Erkennen der spezifischen Erzählform eines Textes als das Verstehen dessen begreift, was nichts anderes ist als „meaning produced by the discourse. This comprehension is nothing other than the recognition of the form of the narrative.“¹⁶ Zu diesen formalen Beschaffenheiten des Textes des *vitus-bering*-Romans gehört die Montagetechnik, die in den Arbeiten der Wiener Gruppe eine zentrale Rolle spielt. Gerhard Rühm formulierte es so, dass ein besonderes „spannungsverhältnis [zwischen, L. S.] benachbarte[n] sätze[n]“ entstehen kann, wenn man „ganze sätze [...] als fertige bestandteile zueinander in neue, poetische beziehung“ setzt. Die Wirkung, die auf diese Weise entsteht, nennt Rühm „zusammenhangs-verfremdung“ (sämtliche Zitate: Rühm 1967: 22). Im „Index“ gibt es u. a. ein Zitat aus einer sibirischen Schamanengeschichte, in der es heißt: „die geister schneiden ihm – so wähnt er [der schamane] – den kopf ab, stellen diesen auf ein wandbrett, so dass er die ganze folgende zerschneidung seines körpers mit ansehen kann.“ (kvb, 79). In diesem Sinne kann man nicht nur die Herstellung, sondern auch die Rezeption des Romans als ein Nachvollziehen der Zerschneidung und der neuartigen Zusammenfügung sowohl des Text-Körpers als auch der von diesem getragenen Biografie Berings auffassen.

¹⁵ Aus dem Bayers Roman wird des Weiteren im Fließtext unter der Sigle (kvb, Seitenzahl) zitiert.

¹⁶ Hayden Whites *The Question of Narrative in Contemporary Historical Theory* wurde zitiert nach: Martínez 2021: 19.

Die auch als metanarrative Äußerung zu lesende Bemerkung über die „beharrlichen gerüchte“ (vgl. kvb, 5) signalisiert bereits am Anfang die Unzuverlässigkeit bzw. den fiktionalen Charakter einer literarischen Narration, die als eine Art „Metabiografie“ zu lesen ist. Im Roman wird der „Akzent von der Darstellung einer Lebensgeschichte auf die Metaebene der biografischen Rekonstruktion und Darstellung verlagert[t]: Sie beleuchte[t] die Möglichkeiten und Grenzen des Versuchs, das Leben einer historischen Person literarisch darzustellen.“ (Nünning 2000: 19) Mithilfe des von Julijana Nadj ausgearbeiteten Instrumentariums kann man den Roman als „fiktionale Metabiografie“ bezeichnen. Denn *der kopf des vitus bering* spielt „sowohl mit den Darstellungsschemata und den Gattungskonventionen als auch mit den Rezeptionserwartungen, die an nicht-fiktionale Biografien gestellt werden.“ (Nadj 2006: 39)¹⁷ Die Inszenierung der Kohärenzlosigkeit des narrativen Gewebes deutet jenseits vom Topos des Konstruktcharakters jeder – auch der nicht-fiktionalen – Narration auch auf die Intention des Erzählers/des Autors, anhand dieser Technik Irritationsmomente einzusetzen.

Der fehlende Zusammenhang wirkt aber nicht nur entfremdend, sondern verleiht dem Text etwas Imaginäres, Phantastisches – in der Sekundärliteratur wird sogar von Halluzination, von einem halluzinatorischen Charakter gesprochen. Ernst Fischer und Georg Jäger charakterisieren den Roman als „eine Forschungsreise in unerschlossene Bewußteinsräume“ (Fischer/Jäger 1989: 653), in dem die traditionelle Gattung des Reiseromans/der Reiseliteratur experimentell dekonstruiert wird. Einen zentralen Motivkreis bilden Motive des Abschneidens des Kopfes, der Zerstückelung des Körpers, außerdem wird – nicht selten in einer ziemlich abstoßenden, ekelhaften Weise – mehrmals auf Krankheiten, auf Todesrituale, auf den Verfall des Körpers und auf die schamanistische Literatur Bezug genommen. Fischer und Jäger zufolge symbolisiert das Abschneiden des Kopfes die Befreiung von Autoritäten, von Hierarchien und zwingenden Ordnungen, die im Staat, in der Gesellschaft, aber auch in der Sprache vorherrschen. Außerdem können durch das Abschneiden des Kopfes eine „Erweiterung des Bewusstseins“ und die „Gewinnung spiritueller Fähigkeiten“ (ebd.: 654) erreicht werden.

Die auf diese Weise zusammengeführten Diskurse und intertextuellen Elemente sind „Fragmente unterschiedlicher Kulturstufen, Erfahrungsbereichen und Bewusstseinschichten“ (ebd.: 657). Der Leser wird dazu angeregt „reflektierend und phantasierend Beziehungen“ (ebd.) zu knüpfen und seine eigene Version der Biografie des Vitus Bering zu entwerfen. Diese „schockartige[n] raum-zeitliche[n] Schnitte“ und „Stilbrüche“ (ebd.: 658) begründen ein sogenanntes Netz von Verweisen und Assoziationen, dessen Zweck u. a. in der „Bewusstseinsmanipulation“ (ebd.) des Lesers gesehen wird. Oswald Wiener formulierte dies so, dass diese ‚Manipulation‘ durch einen „direkten zeicheneingriff in angeborene oder gewohnte reaktionsweisen“ (Wiener 1987: 53) erfolgen sollte. Ebenfalls bemerkte Wiener an einer anderen Stelle: „Das Schreiben ist nicht ein Mittel künstlerischer ‚Darstellung‘ gewesen, sondern ein Instrument zur Untersuchung von Denkvorgängen [...]“ (Fischer/Jäger 1989: 629) In seinem Nachwort zur 2014er Ausgabe des Romans stellt Günther Eisenhuber fest, dass der Text „keine Biografie ist“ und dass „keine Geschichte, etwa eine Lebensgeschichte, etwa die des Seefahrers und Entdeckers Vitus Bering (1681-1741), erzählt wird“ (Eisenhuber 2014: 95).

¹⁷ Auf die von Nadj isolierten sechs dominanten Funktionen der fiktionalen Metabiografie (metanarrative, poetologische, intertextuelle, metahistorische, revisionistische, kognitive) kann in dieser Studie nicht einzeln eingegangen werden.

Aus der Perspektive eines in den Kontext der Wittgensteinschen Philosophie gestellten Begriffs des Postfaktischen ist eine weitere Bemerkung Eisenhubers von Bedeutung. Hinsichtlich der Textgestalt und des Erzählgestus hebt er den zwar oft betonten, jedoch „unterschätzten“ Einfluss Wittgensteins auf Bayers Roman, bei gleichzeitiger Warnung vor zu pauschalen, schlagwortorientierten Erschließungsversuchen dieser geistig-methodischen Verwandtschaft hervor (vgl. ebd.: 94 f.). Eisenhuber fragt auch nach den Gründen, warum der „den Namen einer historischen Persönlichkeit“ tragende Text „weitere Erzählungen aus der Biografie seiner Hauptfigur [...] verweigert“ (ebd.: 96). Auf Grund von Selbstzeugnissen Bayers kommt er auf das Ergebnis, dass die Figur des Vitus Bering als Inzitant funktionalisiert wird, um neue Beziehungen – zwischen Figuren und Texten – herzustellen. Dies erfolgt mithilfe eines methodischen Verfahrens, welches „Denkgewohnheiten aufbricht, Wahrnehmungsmuster stört, Erwartungen [...] enttäuscht [...], überhaupt alle Ordnungssysteme, die unser Denken und Handeln bestimmen, in ihrem Gültigkeitsanspruch infrage stellt“ (ebd.: 98). Auch bei Bayer selbst taucht die Metapher des narrativ hergestellten Netzwerks auf: „die wahl der figur vitus bering (ist) nur als standort zu werten, von dem aus beziehung hergestellt werden, wie der fischer ein netz wirft, in der hoffnung, etwas zu fangen.“ (Bayer 1985: 168; vgl. auch Eisenhuber 2014: 97)

Wenn man dem *Tractatus* folgend die Dinge als die „einfache“ (Tr, 2.02), „nicht zusammengesetzte“ „Substanz der Welt“ (Tr, 2.021), den Sachverhalt als „Verbindung von Gegenständen (Sachen, Dingen.)“ (Tr, 2.01), die Tatsache als „das Bestehen von Sachverhalten“ (Tr, 2), die Welt als „die Gesamtheit der Tatsachen“ (Tr, 1.1), schließlich die Wirklichkeit als das „Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten“ (Tr, 2.06) auffasst, tut sich wiederum das Bild eines Netzwerkes auf, in dem mit den Variationsmöglichkeiten von Sachverhalten experimentiert wird.

Wittgensteins Wirklichkeitsbegriff enthält auch die Möglichkeit des Nichtbestehens von Sachverhalten. Es handelt sich um den sogenannten „logischen Raum“,¹⁸ der nicht nur aktuelle, bestehende Sachverhalte, sondern auch logisch mögliche, aber nicht bestehende Sachverhalte beinhaltet. Dieser Raum – bezogen auf den Roman, kann man von einem ‚poetischen Sprachraum‘ sprechen – enthält alle möglichen Verbindungen, die die Dinge miteinander eingehen können. Auch Wilhelm Vossenkuhl weist auf Ähnliches hin:

Wittgensteins Begriff der Wirklichkeit ist kein epistemischer, sondern ein logischer. Er versteht Wirklichkeit nicht wie Kant als die Summe des begrifflich möglichen Wissens von der Welt. Wittgensteins logischer Begriff der Wirklichkeit dient nicht der Bestimmung von möglichem Wissen. Er dient vielmehr der Bestimmung des Raumes, in dem dieses Wissen möglich ist. [...] Die Bedingungen des möglichen Wissens bestimmen zwar auch die möglichen Gegenstände des Wissens, aber nicht die unmöglichen. Eben dies tut der logische Begriff der Wirklichkeit. Er setzt das voraus, was unwirklich ist. Das Unwirkliche, logisch Unmögliche, bildet die Grenze des Wirklichen. (Vossenkuhl 2003: 117)

Der Roman ist nicht nur ein Beispiel für eine – aus der „Doppelung von tatsächlicher Referenz und ihrer simultanen Suspendierung“ (Backes/Jäger/Jahraus 2001: 17) – konstruierte Fiktion, sondern auch ein experimentelles Spiel mit der „Struktur des Sachverhaltes“, d. h., mit der „Art und Weise, wie die Gegenstände im Sachverhalt zusammenhängen“ (Tr, 2.032). Unterstützt wird dieser Sachverhalt damit, dass der Roman eine Erweiterung eines früheren Textes von

¹⁸ „Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt.“ (Tr, 1.13)

Bayer mit dem Titel *der schwarze prinz* ist, auf dessen Titelseite – so die Anmerkung Rühms in der Ausgabe von Bayers sämtlicher Werke – u. a. folgende Stichworte notiert wurden:

„vitus bering / von konrad bayer gefunden / expedition“ (umrahmt:) „summarische erzählung!! / andere geschichte, viele biographische daten zu einer person verarbeiten / gesammelt von konrad bayer“ (ein hinweis auf die montage-technik!) „verschiedene personen rücksichtslos einsetzen auch nennen, zusammen geben sie eine abfolgende handlung einer nichtexistierenden person / bayer's kleine weltgeschichte / die große rechenmaschine / der kopf des vitus bering.“ (Bayer 1985: 355)

Der Text des *vitus bering* stellt eine aktuelle Form von möglichen Verknüpfungen von Figuren, Texten und Diskursen dar, aber nicht die einzig mögliche. Im Vorwort zum Roman hebt auch der Autor die Offenheit und Mehrdeutigkeit, die Widersprüchlichkeit des historischen Stoffes hervor (vgl. ebd.: 168) Die Erzählung kann einmal als Bestätigung des bereits zitierten *Tractatus*-Satzes gelesen werden, „Alles, was wir sehen, könnte auch anders sein. Alles, was wir überhaupt beschreiben können, könnte auch anders sein“ (Tr, 5.634), andererseits als Antwort auf Wittgensteins Skeptizismus hinsichtlich der Relevanz einer privaten Wirklichkeit. Denn wie Peter Handke feststellt:

[...] so glückte es jedoch Konrad Bayer in seinen späteren Arbeiten, die entpersönlichten Texte gleichsam wieder persönlich zu machen, als Arbeiten eben von Konrad Bayer, indem er die vorgegebenen Sätze dazu verwendete, sich selber darin spiegeln zu lassen und so mit den Sätzen anderer eine Geschichte über sich selber zu erzählen. Er hatte wohl erkannt, dass er keine neue Sprache zu erfinden brauchte, um sein Bewusstsein zu beschreiben, sondern dass schon eine fertige Sprache vorhanden war, aus der er sich gewissermaßen sein Bewusstsein aussuchen konnte. Das Bewusstsein bestand aus der Sprache: er brauchte die Sätze nur zu suchen, sie waren schon vorgeformt, eine Erfindung war nicht mehr vonnöten. (Handke 2015: 13 f.)¹⁹

Die vorgeformten Sätze, von denen Handke spricht, hat Bayer in den zahlreichen Quellentexten (vor)gefunden, die er im zweiten Teil des Romans, im sogenannten *Index* aufführt. In diesem, fast die Hälfte des Romans ausmachenden Teil werden verschiedene Lexikonartikel und Exzerpte und Zitate anderer Herkunft zu Vitus Bering, aber auch zu Themen aufgelistet, die im Roman als zentrale Motive erscheinen: Epilepsie, Schamanismus, Krankheiten, kabbalistische Rituale der Zerschneidung und Verzehr von menschlichen Körpern.

Zieht man dann den Wittgenstein der *PhU* als Vergleichsfolie heran, kann man den *vitus bering* als einen ‚sprachlichen Raum‘ definieren, der zugleich die Grenzen des Wirklichen bildet. Jenseits dieser Grenzen befinden sich das Unwirkliche und Unsagbare. „Es gibt kein außersprachliches Grundmuster des Denkens und der Wirklichkeit mehr. [...] Auch die Wirklichkeit gibt es nur im sprachlichen Raum.“ (Vossenkuhl 2003: 145) Im sprachlichen Möglichkeitsraum des Romans entwirft Bayer „ein mosaik aus fakten“, die sowohl André Bretons *Maxime* – „die wirklichkeit ist nicht die summe der fakten, sie ist die summe der möglichkeiten“ (Bayer 1985: 168) – als auch Wittgensteins These – „Die Logik handelt von jeder Möglichkeit“ (Tr, 2.0121) – in höchstem Maße genügen kann.

¹⁹ Handkes Fazit steht mit einer Bemerkung Wieners im Einklang, der für die Vertreter der Wiener Gruppe feststellt: „Es schien [...], als sei in gewissen ‚Romanen‘ und Gedichten, in den Lebensläufen ungewöhnlicher Menschen, und in Werken, die man zu den Kuriosa zählt, mehr über unsere Probleme zu erfahren gewesen als bei den doch recht einfältigen Revolutionären, die die Rechte von Wahrheiten und Mehrheiten zu den ihren machen [...].“ (Wiener 1998a: 17)

Als Schlussbemerkung zu den beiden untersuchten Romanen bleibt hervorzuheben, dass es in beiden Fällen die Maschine bzw. das Maschinelle – Wieners futuristische Maschine bzw. Bayers ‚Rechenmaschine‘ – sind, wodurch eine ‚postfaktische‘ ‚Realität‘ produziert wird. Wie Michael Backes, Georg Jäger und Oliver Jahraus bemerken, sei der in Wieners *verbesserung von mitteleuropa, roman* zu lesende Wahlspruch „weg mit den symbolen!“ (vvm, XXVII) als das Programm und die Methode der Gruppe zu lesen, mit dem Ziel, durch „eine vielschichtige Destruktion der realitätskonstituierenden Symbolsysteme“ eine Attacke gegen die „kulturelle Wirklichkeitskonstruktion“ (sämtliche Zitate: Backes/Jäger/Jahraus 2001: 15) zu führen. Sie heben außerdem hervor, dass dieser Angriff „im Namen der einzelnen »tatsache«, des »augenblicks«, der »empfindung« und alles dessen [erfolgt; L. S.], was sie [= die kulturelle Wirklichkeitskonstruktion; L.S.] in seiner unverständlichen Eigenart zerstört, indem sie es zeichenhaft verfügbar macht.“ (ebd.) Sowohl die maschinell induzierte Verinnerlichung einer postfaktischen Wirklichkeit durch den bio-adaptor als auch die aus Textstücken zusammenmontierte ‚Sprachwelt‘ einer postfaktischen Biografie sind als Facetten der von der Wiener Gruppe praktizierten „De-Identifikation von Wirklichkeit“ (Wiener 1998a: 7) anzusehen. In „semiotischer Hinsicht“ – so Backes, Jäger und Jahraus – wird diese De-Identifikation „als Realitäts(de-)konstruktion expliziert, die selbst modelliert, worauf sie als bestehende Wirklichkeit referiert.“ (Backes/Jäger/Jahraus 2001: 16) Zu den Methoden der „Realitäts-De-Identifikationen“ (ebd.) gehören u. a. die „experimentelle Forcierung der Irritationen“, „implizite Subversionen“ und „elaborierte Fiktionalisierungen“ (ebd.). Diese experimentelle und verfremdete Form von Fiktion hebt „die Entscheidbarkeit zwischen wörtlichem und figurativem Zutreffen“ (ebd.: 16 f.) auf, blockiert „jedwede identifizierende Bezugnahme auf einen vorgegebenen Kontext“ (ebd.: 17), „spaltet das aktualisierte Symbolsystem von jedem vorgängig existierenden Denotat ab und destabilisiert es durch willkürlichen Symbolgebrauch“ (ebd.). Diese Verfahren zeigen deutliche Analogien und Parallelen zu den allgemeinen Merkmalen einer „Prosa“, die von Ralf Simon im Gegenzug zu den Begriffen „Form, Mimesis und Gattungspoetik“ (Simon 2018: 419) umrissen werden. Extreme sprachliche Verdichtung und Selbstbezüglichkeit, das Zurückdrängen der „narrativen Kardinalfunktionen“ (ebd.: 421), das „Wechselspiel von Desemantisierung und Hypersemantisierung“ (ebd.: 420), die Plurifokalität und die Tendenz zum Enzyklopädischen (vgl. ebd.: 417)²⁰ – um lediglich einige Elemente dieses Prosa-Paradigmas zu nennen – sind nicht nur Literarizitätsmerkmale einer Prosa der Formlosigkeit²¹, sondern auch ästhetische Verfahren, auf welche sich die beiden untersuchten Texte aus dem Umfeld der Wiener Gruppe gründen. Die beiden Romane lassen sich ebenfalls als die „Darstellung einer opaken und unauslotbaren Dichte, die zwar im Subjekt eingeschlossen ist, dort aber quasi eine autonome Wirklichkeit ausbildet“ (Simon 2018: 418), lesen. Die Gemeinsamkeit zwischen der Sprachauffassung der Wiener Gruppe und dem Konzept Wittgensteins besteht darin, dass die literarische Darstellung zwangsläufig im Medium der Sprache erfolgt: „Die Grenzen meiner Sprache

²⁰ Hierzu gehören auch die lexikonartige bzw. dem Prinzip der Liste folgende Struktur der *verbesserung von mitteleuropa, roman*, als auch das bereits erwähnte „Index“ im *kopf des vitus bering*.

²¹ Simon leitet das Konzept der „Prosa“ durch eine kritische Auseinandersetzung mit einem ästhetischen Formbegriff ab, auf den sich besonders traditionelle Poetiken gründen. Von diesen würden Formen bzw. Formgebung als „mimetische Verdichtung von Handlungssinn“ (Simon 2014: 125) verstanden, was von der Prosa unterlaufen werde. Formlosigkeit bedeutet: „Vor der Form und nach der Form liegt eine genuine Verdichtung, einerseits als gebende Matrix für die Formen, andererseits als Reflexionsmedium der Formen und als ihr eigentlicher Erfüllungsgegenstand (Telos). Ich nenne dies: Prosa.“ (ebd.: 126)

bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ (Tr, 5.6) Andererseits geht es den Autoren der Wiener Gruppe darum, die bei Wittgenstein durch die welterfüllende Logik (vgl. Tr, 5.61) begründete stimmige, passende Welt zu subvertieren, ihre Grenzen auszuloten und sich ‚sprachunabhängige‘ Freiräume zu sichern. Diese Prosaform stellt „Welt als Selbstdarstellung des Subjekts“ (Simon 2014: 126) dar, so scheint es das ‚Gegenrezept‘ zu Wittgenstein zu sein, welches ermöglicht, eine Welt jenseits von Sprache zu etablieren. Diese Welt wäre dann vielleicht das wirklich ‚Postfaktische‘ für Wiener und Bayer.

Literatur

Primärtexte

- Bayer, Konrad (1985): Sämtliche Werke. Hg. v. Gerhard Rühm. Band 2: Prosa. Konkrete Texte. Wien: ÖBV–Klett-Cotta.
- Bayer, Konrad (2014): *der kopf des vitus bering*. Salzburg; Wien: Jung und Jung.
- Handke, Peter (2015): *Tage und Werke. Begleitschreiben*. Berlin: Suhrkamp.
- Wiener, Oswald (2014): *die verbesserung von mitteleuropa*, roman. 2. Aufl. Hg. v. Thoma Eder. SalzburgWien: Jung und Jung.

Forschungsliteratur

- Abel, Günter (1993): *Interpretationswelten. Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Anders, Alfred (1992): *Die Antiquirtheit des Menschen. Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. 7., unveränd. Aufl.* München: Beck.
- Backes, Michael (2001): *Experimentelle Semiotik in Literaturavantgarden. Über die Wiener Gruppe mit Bezug auf die Konkrete Poesie*. München: Fink.
- Backes, Michael/Jäger, Georg/Jahraus, Oliver (2001): *Einführung in den Problembereich und Leitlinien der Argumentation*. In: Jahraus, Oliver: *Die Aktion des Wiener Aktionismus. Subversion der Kultur und Dispositionierung des Bewusstseins*. München: Fink, S. 13–22.
- Baudrillard, Jean (1978): *Die Präzession der Simulakra*. In: Ders.: *Agonie des Realen*. Berlin: Merve, S. 7–45.
- Ben-Yehoshua, Joël (2019): *Postfaktizität. Zur Genese und Rezeption eines politischen Begriffs*. <https://www.uni-marburg.de/de/fb03/politikwissenschaft/fachgebiete/politische-theorie-und-ideengeschichte/portal-ideengeschichte-1/studium/postfaktizitaetbenyehoshua.pdf> (letzter Zugriff: 12.05.2022).
- Blumenberg, Hans (2001): *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik (1971)*. In: Ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Hg. v. Anselm Haverkamp. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 406–431.
- Drügh, Heinz et al. (Hg.) (2012): *Germanistik. Sprachwissenschaft – Literaturwissenschaft – Schlüsselkompetenzen*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Eder, Thomas (2014): *Nachwort*. In: Wiener: *die verbesserung von mitteleuropa*, S. 207–218.
- Eisenhuber, Günther (2014): *Nachwort*. In: Bayer: *der kopf des vitus bering*, S. 81–103.
- Fischer, Ernst/Jäger, Georg (1989): *Von der Wiener Gruppe zum Wiener Aktionismus – Problemfelder zur Erforschung der Wiener Avantgarde zwischen 1950 und 1970*. In: Zeman,

- Herbert (Hg.): Die österreichische Literatur. Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880–1980). Teil 1. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, S. 617–683.
- Gehlen, Arnold (1940): Der Mensch Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Berlin: Junker und Dünhaupt.
- Janetzki, Ulrich (1987): „es gibt nichts was zu erreichen wäre ausser dem tod.“ Über Konrad Bayer. In: Bormann, Alexander von (Hg.): Sehnsuchtsangst. Zur österreichischen Literatur der Gegenwart. Colloquium an der Universität von Amsterdam. Amsterdam: Rodopi, [= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 21], S. 31–42.
- Keith, Thomas (2007): Dada in Zürich und Berlin. Experimente mit Lauten, Buchstaben und dem Publikum (1916–1920). In: Heukenkamp, Ursula/Geist, Peter (Hg.): Deutschsprachige Lyriker des 20. Jahrhunderts. Berlin: Schmidt, S. 368–383.
- Martínez, Matías (2021): Können Erzählungen lügen? In: Weixler, Antonius et al.: Postfaktisches Erzählen? Post-Truth – Fake News – Narration. In: Dies. (Hg.): Postfaktisches Erzählen? Post-Truth – Fake News – Narration. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 13–22.
- Nadj, Julijana (2006): Die fiktionale Metabiographie. Gattungsgedächtnis und Gattungskritik in einem neuen Genre der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier: WVT.
- Newen, Albert (2017): Sprachphilosophie. In: Nida-Rümelin, Julian/Spiegel, Irina/Tiedemann, Markus (Hg.): Handbuch Philosophie und Ethik. Band II: Disziplinen und Themen. 2., durchges. Aufl., Paderborn: Schöningh, S. 29–36.
- Nünning, Ansgar (2000): Von der fiktionalen Biographie zur biographischen Metafiktion. Prolegomena zu einer Theorie, Typologie und Funktionsgeschichte eines hybriden Genres. In: Zimmermann, Christian von (Hg.): Fakten und Fiktionen: Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Tübingen: Narr, S. 15–36.
- Rühm, Gerhard (1967): Vorwort. In: Ders. (Hg.): Die Wiener Gruppe. Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Wiener. Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen. Erw. Neuausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 7–36.
- Salgaro, Massimo (2010): Oswald Wiener. Literatur als Experiment. In: Calzoni, Raul/Salgaro, Massimo (Hg.): „Ein in der Phantasie durchgeführtes Experiment“. Literatur und Wissenschaft nach Neunzehnhundert. Göttingen: V & R Unipress, S. 237–261.
- Schönthaler, Philipp (2011): Am Nullpunkt der Gattungen. Friedrich Achleitners quadratroman. In: Modern Austrian Literature, Vol. 44, No. 1/2, S. 37–55.
- Simon, Ralf (2014): Vorüberlegungen zu einer Theorie der Prosa. In: Avanesian, Armen/Howe, Jan Niklas (Hg.): Poetik. Historische Narrative und aktuelle Positionen. Berlin: Kadmos, S. 124–144.
- Simon, Ralf (2018): III.2.5. Theorie der Prosa. In: Ders. (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft. Poetik und Poetizität. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 415–429.
- Stierstorfer, Klaus (2004): Linguistic turn. In: Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon. Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 3., akt. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 386–387.
- Vossenkuhl, Wilhelm (2003): Ludwig Wittgenstein. 2. durchges. Aufl. München: C. H. Beck.
- Weixler, Antonius et al. (2021): Postfaktisches Erzählen? Post-Truth–Fake News–Narration. In: Dies. (Hg.): Postfaktisches Erzählen? Post-Truth – Fake News – Narration. Berlin/ Boston: De Gruyter, S. 1–9.

- Wiener, Oswald (1987): Wittgensteins Einfluss auf die »Wiener Gruppe«. In: Walter Buchebner Literaturprojekt: Die Wiener Gruppe. Wien/Köln: Böhlau, S. 46–59.
- Wiener, Oswald (1998a): Einiges über Konrad Bayer. In: Ders.: Literarische Aufsätze. Wien: Löcker, S. 7–20.
- Wiener, Oswald (1998b): Bemerkungen zu einigen Tendenzen der ‚Wiener Gruppe‘. In: Feitz, Wolfgang/Matt, Gerald (Hg.): Die Wiener Gruppe. Wien: Kunsthalle Wien, S. 20–28.
- Windgätter, Christoph (2004): Jean Baudrillard – Wie nicht simulieren oder: Gibt es ein Jenseits der Medien. In: Lagaay, Alice/Lauer, David (Hg.): Medientheorien. Eine philosophische Einführung. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 129–148.
- Wittgenstein, Ludwig (1963): Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Internetquellen

<https://www.deutschlandfunk.de/daniel-kehlmann-hemmungslos-subjektiv-100.html>

(letzter Zugriff: 26.04.2022).

<http://www.javajim.de/theorietank/eculture/hyperrealitaet.html> (letzter Zugriff: 14.05.2022).

<https://www.duden.de/rechtschreibung/postfaktisch> (letzter Zugriff: 12.05.2022).

„Welche Heimat?“
Transitorische Positionen und Figurationen von Gastlichkeit in
der Literatur der Ungarndeutschen:
Robert Beckers „Losezeitlose“ und
Robert Baloghs „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“

Erika Hammer (Pécs)

Erinnerungen und diskursive Ordnungen. Einleitung

Die Literatur ist ein zentrales Medium der Erinnerung, literarische Texte können einen aktiven Beitrag zur kulturellen Erinnerungsbildung und Identitätsstiftung leisten. Die Entstehung literarischer Texte ist in diskursive Praxen eingebettet und ist auf vorhandene soziale Konstruktionen, auf einen „transgenerationellen Pakt“ mit der Nachwelt angewiesen (Assmann, A. 1996: 102). Eine solche diskursive Praxis ist, dass die sogenannte ungarndeutsche Literatur die Sprache und die Traditionen der Ungarndeutschen zu bewahren habe. Dieser Imperativ gibt einen Deutungsrahmen ab,¹ in dem die Traditionen und ihr Ort, das Dorf, als Heimat konzipiert werden. Und selbst wenn es um den Verlust dieser Heimat geht, sind diese Topoi doch als Bezugsgrößen allgegenwärtig. Sie dominieren somit auch die Erinnerungsnarrative der Minderheit.

Eine besonders wichtige Rolle spielt die Erinnerung und ihre Repräsentation in der Literatur bei sog. Erinnerungsminderheiten, die sich in einer Pluralität von Erinnerungsversionen behaupten müssen. Diese Minderheiten, nationale oder ethnische Minderheiten zum Beispiel, sind ein Exempel dafür, dass in keiner Gesellschaft von homogenen Erinnerungen die Rede sein kann, sondern vielmehr von pluralen Gedächtnisgruppen gesprochen werden muss. Die Koexistenz von divergenten Erinnerungsgemeinschaften kann zu einer Konkurrenz verschiedener Erinnerungsversionen, ja sogar zu Erinnerungskonflikten führen (vgl. Neumann 2005). Die Literatur der Ungarndeutschen ist in vielen ihrer Facetten eine Erinnerungsliteratur.² Sie ist in der Koexistenz verschiedener Erinnerungsnarrativen der Mehrheitsgesellschaft als Gegenerinnerung zu verstehen, die im öffentlichen Diskurs unterrepräsentiert und marginalisiert ist. Die Pluralität von Vergangenheitsversionen ist aber selbst in der In-Group festzustellen, was jedoch wegen der Verinnerlichung des Deutungsrahmens im öffentlichen Diskurs der Ungarndeutschen oft ignoriert wird.

¹ Ein zentraler Punkt dieses Denkens ist Normativität. Es werden objektive Kriterien erhoben und als allgemein verbindlich verstanden. Aus einer subjektiv irrationalen Haltung wird eine objektiv rationale Einstellung als übergeordnete Instanz, die in diesem Imperativ fassbar wird. (Vgl. Bausinger 1980, 2002)

Der traditionelle Deutungsrahmen, der Konsens, der auch in der literaturwissenschaftlichen Annäherung vorherrschend ist, wurde (vor allem) von Eszter Proszts mehrfach hinterfragt. Proszts liefert in zahlreichen Arbeiten auch argumentativ die Gründe für die Aufkündigung dieses Konsenses. Vgl. z. B. Proszts (2009: 302).

² Diese Position wird im Lehrbuch für ungarndeutsche Literatur sichtbar. Vgl. Bechtel/Szendi (2014).

Die diskursive Form der Erinnerungsnarrative der ungarndeutschen Minderheit besteht in den meisten Fällen in einem teleologischen Muster, das als eine Art *creatio ex nihilo* (vgl. Propsz 2007: 180) verstanden (Einsiedlung, Schaffung einer Existenz aus dem Nichts) und als Aufstiegsgeschichte dargestellt wird, um den Prozess in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Zwangsarbeit, Vertreibung, Enteignung, Internierung, Sprachverlust, Auflösung der Gemeinschaft u. ä. m.) als Verfallsgeschichte zu repräsentieren. Bei der Betrachtung der Wende und der Nachwendezeit fächern sich die Deutungen auf. Manche sind euphorisch eingestellt und sprechen sogar von einer zweiten Landnahme³ der Minderheit in Ungarn, andere wiederum, und das macht das Groß der ungarndeutschen Literatur aus, beklagen den irreversiblen Sprachverlust und die weitgehende Auflösung der Gemeinschaft.

Erkannt werden kann ein dominantes Erinnerungsnarrativ, das sowohl von der breiteren Öffentlichkeit als auch von der Gruppe selbst bemüht wird. Markante Pfeiler dieses Diskurses sind die Artikulation der Doppelidentität der Ungarndeutschen und die Auffassung, dass – trotz des gebrochenen Verhältnisses zu Ungarn – Ungarn als die Heimat der Gruppe betrachtet wird.⁴ Diese Deutungsmodelle sind auch in der Literatur anzutreffen. Die Literatur der Ungarndeutschen bestätigt einerseits häufig dieses Muster, andererseits liefert sie Bilder, die in der außerliterarischen Wirklichkeit dazu genutzt werden, diese Idee zu repräsentieren. Sucht man nach weiteren Denkmodellen, die für Erinnerungsnarrative konstitutiv sind, kommen weitere Topoi in den Blick. Die diskursive Form der Verbundenheit mit Ungarn und die Idee der Entwicklung der Gruppe artikuliert sich häufig durch die Metaphorik der Wurzel,⁵ des Baumes,⁶ oder durch das Hausmotiv, die sowohl für die Gründung als auch für den Verlust der Existenz exemplarisch zu verstehen sind. Sehr gut zu fassen ist dieses Narrativ bei Stefan Raile in der Kurzgeschichte „Der Maulbeerbaum“ (Bechtel/Szendi 2014) in dem es darum geht, dass die Ahnen des Erzählers bei der Ansiedlung einen Baum gepflanzt haben, der wächst und gedeiht, den Hof schmückt und mehreren Generationen als Spielplatz dient oder Schatten bietet. Nach der Vertreibung verdorrt aber der Baum, er muss gefällt werden, es bleibt nur ein Stumpf als Erinnerung und als Mahnmal erhalten, ein Leben ist und bleibt aber vernichtet.⁷ Diese Baummetaphorik und

³ Vgl. Franz Siebertz Rede im Parlament am 16. November 2007. Vgl. Márkus 2009: 74, oder www.heimatmuseum.hu.

⁴ Hier könnten zahlreiche Texte aufgelistet werden, in denen Ungarn als Heimat, als das Vaterland konzipiert wird. Exemplarisch für die Anfänge der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur ist die Anthologie „Tiefe Wurzeln“, die mit dem Gedicht „Ich nahm die Feder“ von Engelbert Rittinger beginnt und mit einem Prosatext von Ludwig Fischer „Ungarn, unser Heimatland“ endet. In beiden Texten, die den Band wie ein Rahmen umspannen, ist diese Einstellung anzutreffen. Die historische Forschung bestätigt ebenso die Doppelidentität und die zwar ambivalente, doch enge Verbindung der Gruppe zu Ungarn. Vgl. z. B. Sewann 2012: 399ff.

⁵ Mehrere Gedichte sprechen von Verwurzelung und Entwurzelung im Zusammenhang mit der Geschichte der Ungarndeutschen. Von der Dominanz dieses diskursiven Musters legt auch die Betitelung von Anthologien der ungarndeutschen Literatur ein beredtes Zeugnis ab. Sie sind mit Hilfe von Topoi der Baummetaphorik konzipiert worden: „Tiefe Wurzeln“, „Jahresringe“, „Zweiglein“.

⁶ Erwähnen könnte man hier verschiedene Bäume, die in der Literatur der Ungarndeutschen eine zentrale Rolle spielen (Kirschbaum, Linde, etc.) Für das Erscheinen dieses Motivs in der außerliterarischen Wirklichkeit vgl. das kürzlich, am 19. Januar 2022 eingeweihte Vertreibungsdenkmal in Bonyhád, das u.a. einen entwurzelten, halb verdorrten Baum darstellt.

⁷ Als Gründungsurkunde der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur gilt die Anthologie „Tiefe Wurzeln“, in dem diese Metaphorik bereits erscheint, um all das auszudrücken, „was die Autoren auszusagen haben“. Denn es ginge im Band um „Heimat“, „Früchte“ und den „tiefen Wurzeln“ (S. 3). Auch die Gestaltung des Covers geschah in Verbindung mit dieser Idee. Wie es im Vorwort heißt, wollte man mit den „einander vor Wind und Wetter schützende[n] Baustämme[n]“ den eigentlichen Inhalt des Bandes abbilden (S. 4). Für eine ähnliche Auffassung steht bei Erika Àts „Die Linde“. *Sie ist Zeuge für die Geschichte und viele Geschichten eines*

die dadurch erscheinenden Topoi sind in der ungarndeutschen Literatur markante Teile einer Konstruktion von Sicherheit, Statik, Besitz, Harmonie oder Innigkeit als angestammte Themenfelder, die meistens im Konzept von Heimat artikuliert werden. Versteht man diese literarische Strategie, in der es um die Imagination von ‚Heimat‘, als „Suchbewegung nach Sicherheit“ (Seifert 2011/2012: 199) geht, geraten gerade Figurationen von Unsicherheit⁸ als Gegenbilder in den Blick.

Hält man sich diese Tatsachen vor Augen, überraschen Texte, die den traditionellen und weitgehend etablierten diskursiven Rahmen demontieren, umso mehr. Leitendes Interesse dieser Studie ist zu zeigen, wie die ausgewählten Texte vollkommen divergente, vom dominanten Muster abweichende narrative Modelle und Figurationen bedienen.⁹ Im Fokus der Untersuchung sollen zwei Texte stehen. Es wird um das Essay „Losezeitlose“ von Robert Becker und um die Erzählung „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“ von Robert Balogh gehen. Der Text von Balogh erschien ungarisch und liegt in einer deutschen Übersetzung vor. Ob beide Texte zur sogenannten ‚ungarndeutschen Literatur‘ gehören, wird hier nicht diskutiert.¹⁰ Eine Gemeinsamkeit der beiden Texte ist auf jeden Fall, dass sie auf die Geschichte der Ungarndeutschen fokussieren. Beide thematisieren darüber hinaus die Begegnung mit einer „anderssprachliche[n] und -kulturelle[n] Herkunft“,¹¹ und es sind in ihnen kulturelle Überlagerungen festzumachen. Beide gehen auf das Problemfeld Identität und Alterität, Eingrenzung und Ausgrenzung bzw. auf Grenzüberschreitung ein.¹² Beide Texte sind ästhetisch interessant, sie sensibilisieren nicht nur für Fragen der ungarndeutschen Minderheit, sondern stellen Stereotype, eingeschliffene Wahrnehmungsschemata gerade auch durch ihr ästhetisches Potential, durch die Erzeugung von Unsicherheit in Frage. Für beide gilt somit, dass sie kulturelle Alterität auch als poetische Alterität ins Spiel bringen.¹³ Die ausgewählten Texte gehorchen nicht dem eingangs genannten Imperativ, der simplifizierenden Reduktion von Inhalten, Problemen, Diskursen, die in einem Großteil der ungarndeutschen Literatur praktiziert wird.

Wie gezeigt werden soll, ist gerade das ästhetische Potential der Texte so beschaffen, dass es die herkömmlichen und etablierten narrativen Schemata hinterfragt. Beckers Text wider-

Dorfes seit der Ankunft der Deutschen mit der Barke bis in die Gegenwart. Auch dieser Baum scheint zu sterben, wird aber nicht gefällt, und erwacht im kommenden Jahr zu neuem Leben (TW 114–128).

⁸ Unter Figurationen von Unsicherheit versteht man gesellschaftlich bzw. gruppenspezifisch variable Größen, die auf Kulturtechniken reflektieren, mit denen Gruppen auf das Schwinden von Sicherheit reagieren und dieses Schwinden diskursivieren. Vgl. Piddat (2014), Bosch (2015).

⁹ Es geht hier um die Untersuchung von Prosa. Figurationen von Unsicherheit werden an konkreten Texten exemplifiziert und sollen nicht als allgemeingültig, als Positionen dieser Autoren verstanden werden. Gerade für Becker weist z. B. Propszts in der Lyrik unterschiedliche Positionierungen nach. Vgl. Propszts (2015).

¹⁰ Die Begriffe ‚ungarndeutsche Literatur‘, ‚Minderheitenliteratur‘, ‚interkulturelle Literatur‘ sind selbst diskursive Begriffe, Konstruktionen. Die Forschung reflektiert diese Modelle, vertritt dabei aber unterschiedliche Positionen. Vgl. Pável (2006), Bechtel, Bechtel/Szendi (2014), Márkus (2009), Propszts (2009), Balogh (1999), Lénárt (2015). Zumeist wird allerdings die Ansicht vertreten, dass die deutsche Sprache für diese Literatur konstitutiv ist. Ich teile die Position von Propszts und plädiere für die Mehrsprachigkeit dieser Literatur.

¹¹ Mecklenburg 2008: 473. Mecklenburg verortet Minderheitenliteraturen in interliterarischen Kommunikationsräumen, was auch für die Literatur der Ungarndeutschen geltend gemacht werden kann. Wichtig für meinen Zusammenhang ist des Weiteren, dass auch Mecklenburg darauf verweist, dass auch „jede Minderheit in weitere Minderheiten zerfällt“ (vgl. ebd. 474) und demnach nicht als Einheit konzipiert werden kann, was jedoch die herrschenden Erinnerungsnarrative der Ungarndeutschen zu realisieren versuchen.

¹² Vgl. ebd.

¹³ Vgl. ebd. 474. Mecklenburg setzt sich in diesem Band vehement für die poetische Alterität als ein Zeichen der Literarizität ein. Auch für regionale oder Minderheitenliteraturen gelte demnach die Forderung der Poetizität der Sprache und der Darstellung. Für die hier diskutierten Texte kann diese Forderung geltend gemacht werden.

spricht bereits durch die Form des Essays und der prekären Zeitstruktur dem diskursiven Rahmen der Verwurzelung. Die Erzählung von Balogh unterminiert durch ihre Multiperspektivität und einzigartige Wiederholungsstruktur, durch eine Figuration des ständigen Umkippens jedes Bleiben und Sicherheit. Beide Texte inszenieren statt Ankunft, Verwurzelung und Selbstbehauptung vielmehr Bewegung und statt Festigkeit und Bestimmtheit eher Unsicherheit. Inszeniert wird dies in beiden Texten – so meine These – durch Figurationen von Gastlichkeit. Interessant erscheint die Figur des Gastes in beiden Texten in mehrfacher Hinsicht. Es geht mit dieser Figur darum, dass Festigkeit unmöglich wird, da der Ort des Gastes einen Zwischenbereich markiert (vgl. Stoellger 2016: 426). Der Gast stellt darüber hinaus als Schwellenexistenz (vgl. Friedrich/Parr 2009: 15) von vornherein die Frage nach dem Fremden, der dem Heimischen nicht ganz angegliedert werden kann. Der Gast kontrastiert Verwurzelung und Gewissheit, aber auch jede bleibende Ordnung. Figurationen von Gastlichkeit verhindern die Herausbildung von den ‚stabilitas loci‘ wie Heim und Heimat (vgl. Stoellger 2016: 401), und hinterfragen als Figurationen von Unsicherheit gerade die „Suchbewegung nach Sicherheit“ (Seifert 2007: 199), also das Konzept von Heimat. Diese Charakteristika werden im Folgenden auf zwei Ebenen exemplifiziert: zum einen werden durch die Textanalysen Figurationen von Gastlichkeit und damit Ordnungsbrüche reflektiert. Zum anderen soll es durch diese Figur auch um narrative Modelle gehen, die das Etablierte hinterfragen, neue Deutungen und damit diskursive Formen vorschlagen. Gezeigt werden soll, dass beide Texte durch die Figuration von Gastlichkeit einen liminalen Übergangszustand gestalten, und diesen als alternatives Modell an die Annäherung der Geschichte der Ungarndeutschen darstellen.

Statt Heim das Unheimliche: „Losezeitlose“

Das Zuhause des Gastes ist die Bewegung, das Unstete und Zeitweilige, was in den Texten auch durch die narrative Ordnung zur Schau gestellt wird. So steht der Gast für das Unheimliche, Ungeheuerliche und ist als Störung, als potenzielle Beunruhigung zu verstehen. Der Mensch wird als jemand konzipiert, der keine Handlungsmacht besitzt. Der Gast nimmt schon mit seiner puren Anwesenheit eine bestimmte Rolle ein, nämlich die dessen, der Dinge hinterfragt (vgl. Previšić 2011: 12). Diese Eigenschaft bewirkt, dass alles mit anderen Augen gesehen werden kann und muss. Es geht mit dem Gast um einen Perspektivenwechsel, eine mögliche andere Bedeutung und Deutung und damit um ein hybrides Oszillieren. Mit Überschreitung von Grenzen, mit dem Eintritt in die Schwellensituation geschieht dieser Ruck, wodurch die Offenheit des Fragens eintritt. Der Gast ist somit als eine Praxis zu verstehen, die Dinge in Frage stellt. Damit dient sie einer Öffnung gegenüber dem Neuen und Fremden.

Für beide hier zur Diskussion stehenden Texte gilt, dass sie Narrative in Frage stellen und den etablierten Erinnerungsdiskurs im Zusammenhang mit den Ungarndeutschen kritisch verhandeln, indem sie zwei Zäsuren der Geschichte der Ungarndeutschen thematisieren: die Ansiedlung (Becker) und die Vertreibung und ihre Folgen bis in die Gegenwart (Balogh). Fragt man nach der ästhetischen Repräsentationsstrategie Beckers, kommt die Form des Essays bzw. das Bemühen des Traumes, aber auch die Zeit in den Blick. Bereits der Titel „Losezeitlose“ reflektiert auf die Problematisierung von Zeit und Zeitlichkeit als Ordnungsmodell, und entbindet den Text aus dem teleologischen Muster. Der Text inszeniert durch die Verquickung ver-

schiedener Zeitebenen eine Art bizarre Zeitlosigkeit und nicht zuletzt auch eine narrative Struktur, in der die Elemente nur lose miteinander verknüpft sind. Auch die Figuren sind nur lose an Zeit und Raum gebunden. Die Erzählstruktur des Nicht-Verbundenseins erscheint in einem Verfahren essayistischen Erzählens, dem Modus einer prüfenden Gedankenbewegung. Der Text entspringt, wie essayistisches Schreiben im Allgemeinen, aus einer „produktiven Resignation“ (Müller-Funk 1995: 11) und ist begleitet vom „Mut zur Unsicherheit, Vorläufigkeit, Verzicht auf feste Identitäten und auf die Vorstellung sich zu besitzen“ (ebd. 13). Im Gegensatz zum Vorhandenen, Festen wird die Er-Fahrung stark gemacht. Betont wird, was sich überraschend ergibt (vgl. ebd.). Ferner wird eine kritische, selbstbezügliche Schreibhaltung eingenommen (vgl. ebd. 16). Die Form des Essays stellt einen (selbst)reflexiven Prozess einer Wahrnehmungsfigur dar, eine Bewegung des Fragens und Denkens, der nicht abgeschlossen ist und kein endgültiges, bleibendes Ergebnis vorweisen kann. Im Konzept des Essays gibt es keinen dauerhaft gesicherten Zustand, da das Essay formalästhetisch als eine Suche, als eine Bewegung, als ein Gedankengang exponiert wird. Der thematischen Konstante des Unterwegsseins entspricht mithin die gewählte Ausdrucksform. Der Text erscheint wie ein reflektierender Monolog, der sich in der Form des Essays manifestiert.

Das schreibende Ich möchte die „honig-klebrige Masse an Erinnerungen“¹⁴ anzapfen (E 43), weiß aber nicht, wie dies möglich wäre. Bereits dieser Zug zeigt, dass der Text sich nicht in vorhandene narrative Modelle einfügen will bzw. kann, sich vielmehr dem Unbekannten ausliefert. Das Ich maßt sich nicht an, im Besitz einer Formel, eines sprachlichen, narrativen Zugangs zu sein, also Handlungsmacht zu besitzen. Die suchende Bewegung des Erzählers bezieht sich bereits auf die Sprache und artikuliert sich darin, dass das Ausdrucksmittel nicht selbstverständlich zur Verfügung steht, da das Ich sich in einem Zwischenraum dreier Sprachen befindet. Die ersten Überlegungen gelten somit dem Medium, der Sprache, in der über die Deutschen in Ungarn gesprochen werden soll. Wie wir erfahren, ist es für das Ich nicht selbstverständlich, in welcher Sprache die Erinnerungen abgerufen werden können oder sollen. Es gibt verschiedene Alternativen, Ungarisch, die Mundart und Hochdeutsch. Und die Entscheidung fällt dann auf die deutsche Sprache. Bei der Wahl des Idioms wird bereits das Indiz der Entfremdung angesprochen und damit eine Art Distanz zum Prozess der Erinnerung und ihrer Darstellung benannt. Zugespitzt wird die Problematik dadurch, dass der Zugang sowohl zum Ausdrucksmedium als auch zu den Erinnerungen versperrt ist.

Konzipiert wird der Text explizit als Rückwärtsbewegung (E 43). Die Schritte haben aber keine feste Bahn, man kann sich nicht schnell fortbewegen. Zur Sprache kommen hier Charakteristika des Erinnerungsprozesses, die grundsätzliche Unverfügbarkeit von Erinnerungen. Das Ich beherrscht den Prozess des Abzapfens nicht, er ist ihm vielmehr ausgeliefert, den Erinnerungen gegenüber machtlos. Schon aus diesem Grund kann hier keine teleologische, zusammenhängende, chronologische Ordnung entstehen. Der Erzähler setzt zwar mit dem „Fluss“ (E 43) deutlich einen Anfang, wobei dieser Fluss auf die Donau anspielt und damit auf einen Erinnerungsort bzw. auf die Einwanderung der Deutschen nach Ungarn. Durch diesen ersten Schritt kommt dann aber alles zum Fließen. Zeiten und Räume sind verschwommen, sie werden

¹⁴ Becker, Róbert: Losezeitlose. In: *Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie*, Schuth, Lambrecht, Becker (Hg.), VUdAK 2005. Dieser Text wird im folgenden unter der Sigle E und Seitenzahl in Klammer im laufenden Text zitiert.

ineinander geblendet, es kann keine eindeutige Rückwärtsbewegung mehr festgemacht werden. Vielmehr bewegen sich miteinander lose verknüpfte Bilder vor unseren Augen, die berufen sind, Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verbinden. Der Text nimmt die Ordnung des Traumes auf, und man kann das ganze Essay als einen Alptraum verstehen. Dass es hier um einen Traum geht, wird auch explizit angesprochen. Ästhetisch interessant ist jedoch vielmehr der Tatbestand, dass das Textverfahren einem traumhaften Erzählen, einer Art Traumimimesis entspricht.

Dieses traumanaloge Erzählen bedeutet die Suspendierung von Zeit, Raum und Logik. Es lässt eine Dynamisierung und nicht zuletzt Verzerrungsmechanismen in den Blick geraten. Es geht um Überblendungen und Verdichtungen, und nicht zuletzt um anamorphotische Umgestaltungen. Wie die Zeiten und Orte können auch die Personen nicht identifiziert werden, eine entstellte Wirklichkeit wird sichtbar (vgl. Steinhoff 2008). Da es keine Zusammenhänge und Identifikationen, keinerlei Festlegungen gibt, da konventionelle Verknüpfungen liquidiert sind, wird auch Sinnstiftung problematisch. Diese Art des Ausdrucks ist der Ort für Zufälle und Kontingenzen. Das Geläufige vorhandene Register und bekannte Ordnungen werden außer Kraft gesetzt.

Es geht also thematisch-motivisch um Bewegung, wofür ästhetisch die Form des Essays, und ein traumanaloges Erzählen stehen. Beide konfrontieren uns mit dem Fremden, das auch auf der thematischen Ebene erscheint. Auch der Traum verweist aber auf das Fremde, auf eine andere, parallele Ordnung, und alternative Ordnungsmuster im Allgemeinen. Mit dem Motiv der Reise und der Bewegung, der Prekarisierung von Zeit, mit dem Traum tritt ständig das Außer-Ordentliche, das Fremde in die gewohnte Ordnung hinein. Der Traum als markante Erscheinungsform des absolut Fremden (vgl. Waldenfels 2007) ist hier auch als das Ungesicherte zu lesen, das nicht ermessen werden kann.

Die Ansiedlung der deutschen „abenteuerlustige[n] Tagelöhner“ (E 43), worauf der Anfang des Textes anspielt, endet bei Becker keineswegs in einer endgültigen Ankunft oder damit, dass man eine Bleibe findet oder gar Wurzel schlagen kann. Vielmehr werden die Wahrnehmungsfigur und der Großvater als sprachlose Fremde unter Fremden und im ewigen Unterwegssein auf dem Pferdewagen gezeigt (E 44). Die Ahnen bleiben zwar an der „Scholle haften“ (E 43), ihre Ankunft wird aber als kontingenter Akt dargestellt, sie werden „ans Land gespült“ (E 43). Es gibt keine heroischen Anfänge. Es sind eher Gestrandete, die im Text anvisiert werden. Statt eines festen Wohnsitzes, Beständigkeit und des Festen und Bleibenden habhaft werden, sind sie „zwischen, Irrwegen, Hohlwegen, Fluren und Flüssen“ (E 43) unterwegs. Die Ahnen, die Wir-Gruppe wird nicht mit den Verwurzelten, sondern mit den „Umherstreunenden“ (E 44) verglichen. Es gibt keine Beheimatung, keine Inklusion, es geht hier nur um das Bleiben. Dieses ist aber verbunden mit einer unauflöselichen Fremdheit, die mit der Figuration von Gastlichkeit dargestellt wird. Die Ansiedlungsgeschichte der Ungarndeutschen wird rekapituliert, die Ahnen, die in „Generationenferne“ „hier“ (E 43) ankamen, sind Fremde, sie sind Gäste, die aber keine Gastfreundschaft erleben. Ihrem Gaststatus widersprechen sie wiederum, indem sie bleiben. „Gäste, die bleiben, kann man nicht mögen“ (E 43), heißt es, und diese Abweisung, eine Art Spannung, bestimmt das ganze Dasein der Wir-Gruppe. Der Gast wird, wenn er nicht mehr geht, zum Gegner (vgl. Fountoulakis/Previšić 2011: 37). Wenn die Gäste etwas machen, treibt ihre Bewegung Sand in die Augen ihrer Nachbarn. Sie sind Störelemente, Sand im Getriebe. Sie werden verhöhnt (vgl. E 44), die Umgebung ist ihnen gegenüber feindlich gesinnt.

Auch das ist der Grund, warum die ihnen anhaftende elementare Fremdheit nicht aufgelöst werden kann.

Der Ort des Gastes ist das Dazwischen (vgl. Stoellger 2016: 426). Statt durch Heimat, Festigkeit und bleibenden Verhältnissen ist die Situation der Gruppe durch Fragilität gekennzeichnet. Es gibt keine Ankunft, die einer Beheimatung gleichkäme, vielmehr wird hier ein bleibendes Unterwegssein dargestellt. Man sitzt auf dem Wagen, ist in der Zeit, im Raum aber auch im Reflexions- und Erzählprozess unterwegs. Der Text inszeniert dieses Unterwegssein als eine Bewegung zwischen Zeiten, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und nicht zuletzt als ein Dazwischen zwischen verschiedenen Bewusstseinssebenen, wie zwischen Wachen und Träumen oder wie zwischen den Sphären Diesseits und Jenseits. So wie der Gast-Status als temporärer Schwebезustand zu bestimmen ist, so ist auch der Traum Zeit und Raum enthoben. Losgelöst von allem Festen, wird die Wir-Gruppe mit der Einmalbildung „Losezeitlose“ charakterisiert. Die zunächst lockere Bindung könnte als Verweis auf eine triadische Struktur verstanden werden, auf eine unfeste Zugehörigkeit, die durch Zeit und Dauer jedoch in feste Bindungen überführt werden könnte, hier aber nicht überführt werden kann. Auch in der Ahnenreihe sind die Verbindungen abgebrochen, die Generationen können einander nicht erreichen, sie bleiben einander Fremde (E 44). Die Bedeutung von ‚lose‘ weist bereits darauf hin, dass kein Anhaften, keine feste Verbindung zu Stande kommt, denn alles ist nur locker, sporadisch miteinander verknüpft, es entstehen weder in der Zeit noch im Raum feste Beziehungen.

Dieser thematische Schwerpunkt ist aber auch ein zentrales Strukturelement des ganzen Textes. Der Erzähllauf der Bewegung, des Unterwegsseins, auch in Form des Essays und des Traumvorgangs, greift viele disparate, surreale Bilder und Bewusstseinsinhalte auf, die nicht eng beisammenstehen, kaum in ein abgeschlossenes Ganzes integriert werden können. Von der fehlenden Integration und Inklusion spricht auch die Erzählarchitektur, die einzelne auseinanderstrebende Elemente darbietet und damit Nahtstellen vor Augen führt.

Es geht mit dem „Hut“ (E 44) um das typische Aussehen der Ankömmlinge. Es wird die bäuerliche Existenz mit dem „Heuwagen“ und dem „Schollen“ (E 44) aufgerufen. Die Religiosität taucht in dem Element des Rosenkranzes auf (E 44). All dies wird mit der Idee der Fremdheit verknüpft, aber auch mit dem biblischen Motiv Jakobs Himmelsleiter (E 44). Diese Leiter und die darauf tanzenden Engel korrespondieren hier nicht nur mit dem Traum des Ich, sondern weisen auf eine mögliche Verbindung hin. Auch wenn irdisch alles lose bleibt, kann die Leiter im Traum mit dem Jenseits eine Verknüpfung herstellen. Die Leiter stellt einen Bezug zum Himmelsreich und den Ahnen und so zur zeitlosen Ewigkeit her. Der assoziativen Logik des Traumes entsprechend wird das Leiter-Motiv weitergeführt. Es wird dabei sogar erwogen, ob ein Baum gepflanzt werden sollte. Der Baum steht hier nicht unbedingt für Verwurzelung oder für Heimat wie in der ungarndeutschen Literatur, sondern vielmehr als Himmelsleiter. Es gehe wie in Märchen darum, entfernte Sphären zu überbrücken. Durch den Baum könnte man demnach nur in eine himmlische Heimat gelangen.¹⁵

Ein anderes wiederkehrende Motiv des Textes ist der Mund und damit Sprache, beziehungsweise Sprachlosigkeit. Auch hier spielt das Problem der Fremdheit eine Rolle. Die Wir-Gruppe, die Wahrnehmungsfigur sind von allem losgelöst, sie sind unterwegs im Ungewissen. Deshalb

¹⁵ Vgl. die religiöse Konnotation des Baumes bei Becker im Gedicht „Baum“ (E 41).

ist auch ihre Sprache deterritorialisert. Es gibt nur eine lose Verknüpfung von Generationen, von Sprechern und auch zwischen Mund und Sprache. Dominant ist die Stummheit, im Mund ist nur ein fauler Zahn, der Mund hat seine Fähigkeit des Artikulierens verloren. Auch das Zahn-Motiv ist Teil einer isotopischen Kette, und steht so für eine lose Verknüpfung der Elemente des Traumes und auch des Erzählgeflechts. Der Zahn erscheint in einer metonymischen Verschiebung im Zahnrad der Zeit. Der von den Gästen aufgewirbelte Staub gerät zwischen die Zähne und wird zum Störfaktor wird. Nimmt man diese Verbindungsreihe in den Blick, kann die Verknüpfung zur Irritation durch die Sprache hergestellt werden, die als Erscheinungsform des Fremden die Wir-Gruppe charakterisiert. In der Gegenwart sind die Lieder fad, die Worte werden abgelegt (E 43, 44), man ist verstummt, die Fremdheit bleibt dennoch bestehen.¹⁶ Diese Wortlosigkeit nagt an der Substanz der Wahrnehmungsfigur und macht auch den Erinnerungsprozess schwierig, da bewusst, willentlich und verbal keine richtige Verbindung zu den Ahnen, zu der Vergangenheit hergestellt werden kann. Es gibt keine Kontinuität in der Ahnenreihe. Die losen Verknüpfungen machen eine geschlossene Einheit und damit auch ein kohärentes, einem Telos gehorchendes Narrativum unmöglich. Eine Verbindung kann allein im wortlosen Traum hergestellt werden und in seinen surrealen, kontingenten Bildern.

Unsicherheit und die Fragilität der (Erzähl-)Ordnung: „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“

Die Unmöglichkeit einer Verbindung ist auch für die andere hier zur Diskussion stehende Erzählung konstitutiv. Im Text von Robert Balogh geht es um eine andere Zäsur in der Geschichte der Ungarndeutschen, um die unmittelbare Nachkriegszeit und ihre Folgen, die bis in die Gegenwart hinein reichen. Auch in diesem Text spielen die Erinnerungen und Rückwärtsbewegungen eine zentrale Rolle. Der Text beginnt in *medias res* mit einer Figuration von Gastlichkeit. In einem Dorf kehrt plötzlich und unerwartet ein Unbekannter in ein Haus ein, in dem eine alte Frau wohnt. Im ersten Abschnitt lernen wir die Situation aus der Perspektive dieser Frau, Khadi, kennen. Sie wird bei ihrer Arbeit gestört, durch den Ankömmling aus der Normalität ihres Alltags gerissen. Sie versucht den Fremden in ihren Horizont zu integrieren, wenn sie mutmaßt, wer der „elegante [...] Herr“ (Ih 159) sein könnte, warum er wohl kam. Ihr fallen ihre üblichen Begegnungen und Besuche ein, Menschen, die bei ihr gelegentlich zum Beispiel Honig, Nüsse oder Wein kaufen. Den Gedanken der Frau kann man entnehmen, dass der ‚Herr‘ wohl zu den Deutschen gehört, die zu einer Feierlichkeit ins Dorf gekommen sind. Diese Deutschen sind aber, wie es sich bald entpuppt, Menschen, die aus dem Dorf nach dem Krieg vertrieben wurden. Der Fremde, der Gast, der „nach einundfünfzig Jahren“ (Ih 162)¹⁷ in das ungarische Dorf zurückgekehrt ist, verwandelt sich somit in einen früheren Bekannten, an den die Frau viele Erinnerungen hat.

Der Text inszeniert mit dem Eintritt des Gastes ein Überraschungsmoment, einen Abbruch des üblichen Laufs der Dinge, ein Moment der Unsicherheit im eigenen ‚Heim‘. Der Einbruch

¹⁶ Stummheit, Verstummen ist ein wiederkehrendes Motiv bei Becker. Vgl. „Volk. Erinnerung“ (E 42), Preßlufthammer (E 45), Schwäbische Türkei etc.

¹⁷ Balogh, Róbert (2015): Ich habe hier nichts mehr zu suchen! wird im Folgenden im laufenden Text unter der Sigle Ih und der Angabe der Seitenzahl in Klammern zitiert.

des Unerwarteten erscheint auch auf der ästhetischen Ebenen im abrupten Riss des Erzählfadens und im Wechsel der Perspektive. Das Moment der Überraschung und damit das Prinzip des Zufalls, der Unplanbarkeit wird vom ersten Abschnitt an zum zentralen Strukturprinzip des ganzen Erzählgeflechts. Der nächste Abschnitt ist auch optisch, durch die Setzung der Schrift von der einführenden Passage getrennt. Die Buchstaben sind kursiv und bald stellt sich heraus, dass es noch eine dritte Perspektive gibt, die im Text fettgedruckt erscheint. Die alte Frau spricht in der Er-Form vom Gast und sie spricht in ihren Gedanken immer wieder auch ein Du an. Der Text wechselt ständig zwischen Redewiedergabe und Bewusstseinsdarstellung. Durch diesen fortwährenden Wechsel und der sich ändernden Perspektiven befindet sich die ganze Textur in einer oszillierenden Bewegung.

In der nächsten Passage bekommen wir die Ereignisse, die Momente der Begegnung aus der Perspektive des ‚Fremden‘ zu sehen. Durch die Erzählweise des Textes entsteht eine bizarre Wiederholungsstruktur, die zu einer starken Verunsicherung führt. Die wechselnden Perspektiven rücken alles unaufhaltsam in ein neues Licht und relativieren oder hinterfragen zugleich das Gesagte, so, dass die ganze Textur ins Schwanken gerät. Diese Verdoppelung und Vervielfachung in den Wiederholungen bedeutet immer eine Verschiebung, eine alternative Wahrnehmung desselben Geschehens. Zugespitzt wird dies im Zusammenhang mit dem Haus, in dem sich die ganze Begegnungssituation abspielt. Das Haus als Heim, als Verbindung mit dem Ort und auch mit der Zeit spielt hier eine eminente Rolle. Das Haus wird zum Kulminationspunkt für die Begegnung, durch die allmählich eine konfliktbeladene Vergangenheit erkennbar wird.

Der ‚Deutsche‘ ist ein Rückkehrer, ein ehemals Vertriebener, der zu der Einweihung einer Kirchenglocke und einer aus diesem Anlass veranstalteten Feier in das Dorf seiner Jugend kommt. Aus dieser Begegnung wird klar, dass hier nicht nur verschiedene Zeiten, oder Menschen, sondern zugleich Welten, vollkommen unterschiedliche Horizonte aufeinandertreffen. Für den hier untersuchten Problemzusammenhang ist der zentrale Angelpunkt, dass sich die Geschichte als eine Figuration von Gastlichkeit aber auch von Heimkehr entpuppt. Damit kommt ein komplexes Gefüge zustande, indem die Rollen von Gast und Gastgeber ins Schwanken geraten (Ih 160). „Das war unser Haus! Oder ist es gewesen“ (Ich 161), heißt es aus der Perspektive des deutschen ‚Herrn‘. Es kommt zu einer markanten Verschiebung: aus dem Fremden wird ein Gast und schließlich jemand, der nach Hause zurückgekehrt ist. Aus diesem Blickwinkel entpuppen sich jedoch die gegenwärtigen Einwohner des Hauses als Gäste, wenn nicht sogar als Fremde. Die eingangs entstandenen Positionen werden labil, und diese Fragilität wird zum basalen Kennzeichen des ganzen Textgeflechts.

Die Identifikation des Gastes bringt divergente Reaktionen und so Erzählverläufe mit sich. Die Frau verhält sich ambivalent in der neuen Situation, es werden im Text zwei Figurationen erkennbar. Die alte Frau kann zunächst nämlich den Fremden, den Gast nicht erkennen. Erst nachdem sie ihre richtige Brille aufsetzt, wird ihr klar, wer vor ihr steht. Sie erkennt im Fremden, im Gast, ihren ehemaligen Geliebten. Aus ihrer Sicht der Vergangenheit gab es eine enge Verbindung zwischen ihr und dem Rück- bzw. Heimkehrer. Von diesem Gesichtspunkt zeugen ihre Reaktionen, wie die Umarmung, die der Herr jedoch eher als lästig und unangebracht empfindet. Für ihn bleibt die Frau fortwährend eine Fremde, die er mit seinem Leben nicht richtig in Einklang bringen will oder kann.

Später artikuliert auch die Frau eine eher abweisende Haltung dem Gast gegenüber.

Nach fünfzig Jahre ist er *nach Hause* gekommen. Ich meine, *zurück*.“ (Ih161) [...] Der war frech genug, zu sagen, dass er *nach Hause* gekommen sei! Dass sein Herz ihn hierhergeführt habe. Oder er wurde, wie die Kühe damals, von seinen Beinen *heimgeführt*. (Ih 162. Herv. von E. H.)

Diese Rück- oder Heimkehr wird zwar als unbewusster Akt akzeptiert, doch als störend empfunden.

Noch markanter ist die Irritation bei der dritten Figur der Geschichte, dem Ehemann der Frau, der mittlerweile auch ‚zu Hause‘ ankam. Auch er rätselt, wer der Gast, der in der Küche steht, sein könnte. Er kann nicht darauf kommen und Klarheit entsteht erst, als sich der Fremde identifiziert.

Dann spukte er's aus – dass das Haus damals seiner Familie gehört habe. Ich schickte ihn zur Hölle! Es reicht nicht, dass sie zurückgekommen sind, um sich hier feiern zu lassen, die haben auch noch die Unverschämtheit, einen alten Mann zu belästigen? Er sagte, dass er vom Friedhof aus Versehen *nach Hause* gekommen sei. Ich sagte ihm gleich, falls er's vergessen haben sollte, dass er von hier ausgesiedelt worden sei. [...] Gesetzlich gehört das Haus mir! Und ich sagte ihm, dass er hier keine Rechte mehr habe. (Ih 164. Herv. EH)

Der einst Vertriebene kehrt in sein Elternhaus, in das Haus, das mal seiner Familie gehörte, zurück. Die Gastlichkeit überlappt sich so mit einer Figuration von Heimkehr. Das ist aber auch das Moment, da man zu der Frage gelangt, wer hier als Gast betrachtet werden kann. Die Position des Gastes ist in der Tat mehrfach zu besetzen. Für die Frau und ihren Mann ist der ‚deutsche Herr‘ der Gast, der vom Ehemann sogar als Eindringling gesehen wird. Für den Deutschen könnten aber die jetzigen Einwohner als Gäste und Fremdlinge gelten. Der Rück- oder Heimkehrer weiß selbst nicht, was er von dieser Situation halten soll, wie man darüber sprechen könnte, wer hier eigentlich Gast bei wem sei. Die Frau deutet die Situation ambivalent, die Verhältnisse sind erst beim Ehemann klar und eindeutig. Dabei beruft er sich auf Papiere, die er aus der unmittelbaren Nachkriegszeit aufbewahrt hat.

In der Begegnung dieser drei Personen, und in den durch die Situation wach gewordenen Erinnerungen wird die Zeit von Kriegsende und die unmittelbare Nachkriegszeit plötzlich präsent. Es gibt Ausschnitte aus drei Lebensgeschichten, die miteinander, meist ungewollt, verzahnt sind. Charakteristisch für diese Lebensgeschichten ist des Weiteren, dass sie von abrupten Abbrüchen, Neuanfängen und so von einer alles übergreifenden Unsicherheit geprägt sind.

Einerseits wird der Malenkij Robot behandelt, dem der damals junge Mann (der Rückkehrer) aus dem Dorf zum Opfer fiel. Er überlebt das Lager, kehrt in sein Dorf zurück, wo er nichts mehr in der alten Ordnung vorfinden kann. Es gibt hier auch keine Bleibe mehr für ihn. Kaum angekommen wird er mit seiner Familie mit einem Transport nach Deutschland ausgesiedelt. Die Frau, die auch aus dem ehemals deutschen Dorf stammt, flieht mit ihrer Familie zunächst vor den russischen Truppen Richtung Westen, kehrt dann aber in ihr Dorf zurück. Es gibt da für sie kein Heim, da auch sie wegen ihrer Abstammung vertrieben wird. Damit endet jedoch die Reihe der Figurationen von Heimkehr und Gastlichkeit noch nicht. Neben diesen, in vieler Hinsicht als parallel zu betrachtenden Geschichten, steht der dritte Lebenslauf, der konträr verläuft. Über den Ehemann erfahren wir, dass er kein „Schwabe“ ist, dass er im Dorf Polizist und Mitglied des AVH (Staats Sicherheitsdienstes) war. In diese Funktion hat er einst über alle Personen „Karteikarten“ (Ich 164) mit entsprechenden Aufzeichnungen angefertigt. In der unmittelbaren Nachkriegszeit war er für die Aussiedlung der Deutschen aus dem Dorf verantwortlich. Auf diese Weise konnte er das schöne Haus seines jetzigen Gegenübers ergattern.

Mit diesem Haus ist eine weitere Rückkehrer-Geschichte verbunden. Die vertriebene Kathi, damals noch ein junges Mädchen, kommt nämlich zerlumpt, ihren ehemaligen Geliebten (ihr jetziges Gegenüber) suchend aus Deutschland nach Ungarn in das Dorf zurück. Im Haus findet sie aber nicht die ursprünglichen Eigentümer, sondern den Polizisten, ihren jetzigen Ehemann, dem sie vollkommen ausgeliefert ist. Er wiederum positioniert sich als ihr Retter und heiratet sie nach kurzer Zeit.

Im Textgeflecht gibt es demnach zahlreiche Heimkehrer-Figurationen, die zwar ähnlich, doch unterschiedlich sind. Sie entsprechen der merkwürdigen Wiederholungsstruktur, die den ganzen Text charakterisiert. Markant wird dadurch das Doppel von Ähnlichkeit und Differenz als erzählkonstitutive Idee. Dies führt zu einem unaufhörlichen Changieren, das nie zu Ruhe kommen kann. Die Konstellationen von Rückkehr oder Heimkehr, die im Text bemüht werden, nehmen ein jähes Ende, wenn der Herr aus Deutschland feststellt, dass er hier nichts mehr zu suchen habe.

Inszenierungen von Heimkehr sind in diesem Text durch das unauflösbare Changieren zwischen Nähe und Ferne gebrandmarkt. Es gibt keine Utopie der Heimkehr. Momente der Rückkehr sind vielmehr mit Konflikten aufgeladen, die auf markante Unterschiede von früher und jetzt verweisen. Damit hängt es auch zusammen, dass eine problemlose Inklusion des Rück- oder Heimkehrenden unmöglich ist. Der Text beschäftigt sich durch die Darstellung von Inklusions- und Exklusionsmechanismen auch mit den sozialen Dynamiken, die Vergangenheit und Gegenwart prägen.

Der Heimkehrer in Person des ‚deutschen Herrn‘ erstarrt anlässlich der Differenz von Gegenwart und Vergangenheit, aber auch von deutscher Realität und Leben in einem kleinen ungarischen Dorf. Dafür steht bereits seit Anfang der Geschichte die Tatsache, dass es hier in der Wahrnehmung der Figuren um eine alte Frau und einen vornehmen Herrn geht, die eigentlich ungefähr gleich alt sind, eine gleiche Abstammung haben, doch durch ihr Leben vollkommen unterschiedlich geprägt wurden. Es sind Welten, die einander nicht berühren können.

Diese Unmöglichkeit einer Verbindung erscheint auch in der Erzählstruktur, in den parallel existierenden Erzähl- bzw. Textfragmenten. Jeder ist in seiner eigenen Weltsicht gefangen und interpretiert die Ereignisse, das Gehörte und Gesagte aus seiner Position. Dies wird z. B. durch die direkten und indirekten Redewiedergaben deutlich. Bei jedem Sprecher geht es immer wieder um die szenische Wiedergabe von Äußerungen einer gerade zuvor stattgefundenen Situation aus einer zeitlichen Verschiebung. Die Originaläußerung bleibt im Text jedoch unergründlich, da jede Aussage durch eine perspektivierende Brille gesehen wird. Oft geht es um Hypothesen, die als Gedankenwiedergaben erscheinen. Da wir es hier mit drei Icherzählern zu tun haben, und es ein ständiges Umkippen von Rede- und Gedankenwiedergaben gibt, sind die einzelnen Positionen nicht auszumachen. So kann keine stimmige Einheit aus den Geschichten entstehen. Die Verquickung von äußerem Geschehen und Innenleben ist ein weiteres Element der textkonstitutiven Überlappingsstruktur. Einige Passagen werden in der Du-Form erzählt, was eine weitere Auffächerung bedeutet und zur weiteren Konfusion führt. Die Du-scheine die jeweiligen abwesenden Partner der Figuren zu sein, die dadurch aus der Entfernung nahegebracht und vergegenwärtigt werden. Diese Du-Anreden weisen aber auch darauf hin, dass jeder nur zu seiner eigenen Welt (‚der Deutsche‘ z. B. zu seiner jetzigen Frau) eine direkte Verbindung herstellen und dabei auf Verständnis hoffen kann.

Ein Doppel von Präsenz und Absenz, Nähe und Ferne bestimmt sowohl den Inhalt als auch die Erzählstruktur. Die Tatsache, dass trotz der leiblichen Gegenwart der Figuren keine richtigen Dialoge stattfinden, bedeutet zum einen, dass sie Gefangene ihrer eigenen Welt sind, aus der sie nicht heraustreten wollen oder können. Zum anderen zeugt dies von einer markanten Distanz, die aber im Widerspruch zur räumlichen Nähe steht, was eine Ambivalenz bzw. eine Oszillation hervorbringt. Die bizarre Mischung und der plötzliche Umschlag von direkten und indirekten Rede- und Gedankenwiedergaben, von inneren Monologen und darin enthaltenen Dialogen mit einer nicht anwesenden Person, bringen diese Ambivalenzen zum Vorschein.

In Anbetracht der Tatsache, dass bei der indirekten Redewiedergabe nicht nur die Originaläußerung nicht zu rekonstruieren ist, sondern auch nicht herauszufinden ist, wie der Sprecher zu seiner Äußerung steht, kann im Textganzen keine feste Position der Figuren ausgemacht werden. Ob es Missverständnisse gab, ob die Situation korrekt wiedergegeben wird, bleibt offen.

Medial gesehen sind es die Bruchstellen des Textes, die Leerstellen auf dem Papier, die diese Zwischenräume vor Augen stellen. Diese sind Räume, in denen Begegnung stattfinden könnte, in Ermangelung von Verbindungen bleiben die Übergänge jedoch leer. Trotz des Zusammentreffens wird auch optisch die Kluft sichtbar, es kann nicht zu einer Begegnung kommen. Statt Kohäsion werden hier Uneinheitlichkeit und Brüche sichtbar, die nicht zu überwinden sind. Die Textfragmente zeigen medial die Exklusion, die Unmöglichkeit von Integration und Inklusion, was thematisch verhandelt und auch formalästhetisch expliziert wird.

Durch diese darstellerischen Elemente bekommt im Textganzen das Changieren eine besondere Brisanz. Der Text wechselt von Figur zu Figur und so von Perspektive zu Perspektive, wodurch die einzelnen Aussagen einander relativieren und entmachten. Der Text verstärkt dieses Alternieren zusätzlich durch die sich vervielfachende Wiederholungsstruktur und die Rede- und Gedankenwiedergaben, so dass es insgesamt zu einem Schillern kommt, dem kein Ende gesetzt werden kann. Es kann keine feste Position ausgemacht werden. Alle Figuren, obwohl sie sich räumlich im Haus befinden, stehen als Gäste auf einer Schwelle, also in einem liminalen Zwischenraum.

Figurationen von Gastlichkeit als Etablierung alternativer Diskurse? – Zusammenfassung

Es gibt in Baloghs Text keine Heimkehr. Ein sentimentaler Versuch der Rückkehr wird von vornherein dementiert. Alle Inszenierungen von Rückkehr lassen den Rückkehrenden als Gast erscheinen, der sogar ambivalent aufgenommen und zum Feind wird. Wirft man erneut einen Blick auf den Text von Becker, kann auch dort von einer Ambivalenz gesprochen werden, da die Siedler bis in die Gegenwart hinein ihre Fremdheit nicht loswerden können. Selbst die Wahrnehmungsfigur, die mit dem Großvater auf dem Pferdewagen sitzt, ist noch von dieser Fremdheit geprägt. Das fundamentale Anders-Sein kann auch im Text von Balogh nicht eliminiert werden. Die Figuren befinden sich in beiden Texten in der Alterität des Dazwischen. Statt anzukommen, sich gar zu verwurzeln, bleiben die Protagonisten beider Texte in Figurationen von Gastlichkeit befangen. Durch die erscheint aber der „Mensch als Grenzwesen“ (Parr/Friedrich 2009: 4). Der Gast ist „weder ganz hier noch ganz dort“ (Parr 2009: 15) und deshalb in einem liminalen Zwischenraum zwischen Aufbruch und Ankunft. Diese Position bedeutet

jedoch, dass jegliche bleibende Zuordnung hinterfragt wird, und damit auch das Konzept von Heimat. Heimat impliziert neben der Integration „eine enge Beziehung zwischen Individuum und Raum“ (Juterczenka/Sicks 2011:14), die hier nicht entstehen kann. Eine Verortung in der Zeit kann wiederum wegen der prekären Zeitstruktur nicht zustande kommen. Unzählige Zeitebenen werden ineinander geblendet, und zudem erscheint keine der Zeiten als idyllischer Wunschraum. Der dritte Pfeiler von Beheimatung wäre die Entstehung kommunikativer Vorgänge, sozialer Beziehungen und Interaktionen (vgl. Juterczenka/Sicks ebd.). Beckers Sprecher verstummt, und zwischen den Ichs von Balogh gibt es keine Kommunikation, da sie in Parallelwelten leben, die einander nicht berühren können. Die Verbindungen, die entstehen, sind in beiden Texten gestört oder werden ganz unterbunden.

In beiden Erzählungen ist der Alltag durch Reise und Bewegung, durch die Figuration von Gastlichkeit suspendiert. Dargestellt werden vielmehr außergewöhnliche Ereignisse, die die bestehende Raum-Zeit-Ordnung von vornherein aufkündigen. Beide Texte stellen Krisensituationen dar, die nicht bewältigt werden können. Traumbilder schillern oder Sichtweisen alternieren, es geht sowohl thematisch als auch darstellungstechnisch um ein ständiges Entmachten von Aussagen und Positionen, das nie zu einem Stillstand kommen kann. Inszeniert wird in den Texten eine fortwährende Hinterfragung von festen Positionen und bleibenden Sicherheiten.

Nähert man sich den Texten zusammenfassend aus einer anderen Perspektive und prüft man ihre Position in den vorhandenen Narrativen, die den Diskurs der Geschichte der Ungarndeutschen bestimmen, kann festgestellt werden, dass beide hier untersuchten Texte den vorhandenen Diskurs unterminieren. Das Entmachten von Standpunkten, das für beide Erzählungen konstitutiv ist, gilt demnach auch auf dieser Ebene. Das Essay „Losezeitlose“ und die Erzählung „Ich habe hier nichts mehr zu suchen!“ rekapitulieren die Geschichte der Ungarndeutschen von den Anfängen bis in die Gegenwart hinein. Zugespitzt werden die Geschichten auf die Darstellung von Traumata, von Konflikten und Krisen, die nicht bewältigt werden können. In beiden werden die Figuren unwillentlich mit ihrer Vergangenheit, damit aber auch mit der Vergangenheit der Volksgruppe konfrontiert. Gerade bei Balogh geht es verstärkt darum, dass man alles eliminieren, auslöschen wollte und obwohl man glaubte, auch die letzten Spuren verwischt zu haben, muss man doch einsehen, dass einem die Konfrontation mit der Vergangenheit nicht entgehen kann. Ein unverhofftes Wiedersehen, ein Traum gar, kann die verschütteten Bereiche ans Tageslicht befördern. Die Elemente dieser Erinnerungen sind in den hier untersuchten Texten einerseits nicht in eine kohärente Einheit zu bringen, andererseits gilt auch, dass die Inszenierung dieser unverhofften Erinnerungsprozesse nicht zu einem Schluss kommt, dass keine feste Position, kein Ruhepunkt erreicht wird, und demnach keine Beheimatung stattfinden kann.

Damit inszenieren sich diese Texte als Gegenerinnerungen (Foucault). Es geht hier in Bezug auf die Minderheit der Ungarndeutschen nicht allein darum, dass sie als Gruppe von der Mehrheitsbevölkerung (mindestens z. T.) divergierende Erinnerungsnarrative pflegen. Die diskursive Einbettung der vorhandenen Modelle wird hier auch noch innerhalb der Gruppe aufgefächert, wodurch der Einheitsdiskurs entmachtet wird. Dadurch, dass alternative Sichtweisen angeboten werden, wird klar, dass auch kein Diskurs eine bleibende, feste Position ergattern kann. Die Alternativen ergänzen, hinterfragen, unterminieren einander und bringen dadurch Erinnerungskonflikte mit sich.

Die hier untersuchten Erzählungen brechen durch die Inszenierung von Gastlichkeit beziehungsweise Heimkehr den etablierten Erinnerungshorizont auf, da sie vor Augen stellen, dass

ein endgültiges Ankommen, dass Stabilität unmöglich ist, da Bewegung und Fragilität dominieren. Satt Festigkeit wird in beiden Texten Zerbrechlichkeit und Instabilität der Positionen und Verfassungen konstitutiv. Die *stabilitas loci* wie Heim oder Heimat sind vernichtet (vgl. Stoellger 2016: 401). Im Konzept von Heimat wird ein „bestimmtes Menschenbild vorausgesetzt“, nämlich die „Reetablierung der menschlichen Handlungsmächtigkeit“ (Joisten 2003: 45), was jedoch in den hier diskutierten Texten sowohl inhaltlich als auch durch die ästhetische Gestaltung unterminiert wird. Die Figuren sind in einem ambivalenten Doppelraum, sie verharren auf der Schwelle. Dieser Ort, eigentlich ein Nicht-Ort im Dazwischen, ist ein „Schwebestatus zwischen Fremdsein und Selbstsein“ (Parr/Friedrich 2009: 8) und so eine Position für die problematische Identität. Die Reise als Testfall für diese Art von Begegnungen spielt in beiden Texten eine zentrale Rolle. Die Reise im Raum ist hier zugleich eine Reise in die Vergangenheit, was unbewusst, bei Becker sogar in einem (Alp)Traum plötzlich gegenwärtig wird und eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität herausfordert. Bei Becker geht es einerseits darum, dass man durch ein ständiges Abbröckeln (E 43, 44) die Substanz verliert, andererseits steht die Sprache im Mittelpunkt, die den ganzen Text hindurch als problematisch dargestellt wird. Die Thematisierung von Sprache gibt dem Text auch eine Art Rahmen, das Essay beginnt und endet mit der Reflexion auf Sprache und mit der Feststellung, dass die Sprache nicht mehr zur Verfügung steht, auch sie kann nicht der Ort von Beheimatung werden. Sie ist im langwierigen Prozess des Abbröckelns selbst abhandengekommen. Beckers Erzählung kommt durch das Verstummen zum Ruhepunkt, Baloghs spricht mit dem titelgebenden Satz, „Ich habe hier nicht mehr zu suchen!“ einen eindeutigen Bruch mit dem Ort der Herkunft aus. Beide Positionen setzen der das ganze Erzählen beherrschenden Ambiguität ein Ende. Sie stellen damit jedoch auf einer anderen Ebene Kontinuitäten und teleologische Muster ebenso wie die Möglichkeit tiefer Verwurzelung in Frage. Das Konzept eines dauerhaft gesicherten Zustandes wird grundsätzlich bezweifelt. Die Erzählstruktur des „Tief-Verwurzelte[s]“ (TW 4) und damit das herrschende Erinnerungsnarrativ der Ungarndeutschen werden in den untersuchten Texten mit aller Vehemenz aufgekündigt. Somit inszenieren beide Texte eine markante Gegenerinnerung, die bemüht ist, erstarrte Ordnungsmuster, vorhandene Konstruktionen und essentialistische Zuordnungen aufzubrechen. Die kulturell zurechtgelegte Welt, das Vertraute wird einem Erfahrungsschock ausgesetzt. Becker und Balogh insistieren in den ausgewählten Texten darauf, durch das Gewebe ihrer Texte das Erfahrungs- und Bedeutungsgebe symbolischer Ordnungen und Narrative zu durchlöchern. Dadurch lösen sie die heimelige Weltsicht auf, und entbinden sie von ihren kulturellen Selbstverständlichkeiten (vgl. Franz/Kunow 2011: 11). Sie stellen gleichsam alternative Erinnerungs- und Identitätsnarrative zur Schau. Wenn der Gast als eine Figuration des Hinterfragens akzeptiert wird (vgl. Previšić 2011: 12), geht es hier mit Figurationen von Gastlichkeit auch darum, die etablierten Narrative in Frage zu stellen. Literarische Texte fungieren als Medien der Erinnerung. Sie können aber nicht nur vorhandene Narrative repräsentieren, sondern sind auch im Stande, Elemente aus dem vorhandenen Gesamtinventar zu aktualisieren. Literatur kann demnach auch als Medium der Gedächtniserzeugung verstanden werden, indem sie verdrängte oder vergessene Aspekte der Vergangenheit sichtbar und dadurch erinnerbar macht. Die Literatur kann somit durch die Inszenierung alternativer Erinnerungsversionen zur aktiv gestaltenden Kraft kollektiver Erinnerung und Sinnstiftung werden.

Literatur

- Assmann, Aleida (1996): Texte; Spuren, Abfall: Die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses. In: Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften: Positionen, Theorien, Modelle. Hamburg: Rowohlt, S. 96–111.
- Áts, Erika (Hg.) (1974): Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie. Budapest: Demokratischer Verband der Deutschen in Ungarn.
- Balogh, F. András (1999): Zur Frage der Kontinuität in der älteren deutschen Literatur Ungarns. In: Szász, Ferenc/Kurdi, Imre (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE 1999 (= Budapest Beiträge zur Germanistik 34), S. 31–37.
- Balogh, Róbert (2015): Ich habe hier nichts mehr zu suchen! Aus dem Ungarischen von Ildikó Frank und Andreas Kosek. In: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, 1/20, Regensburg, S. 159–168. (Original Onlinezeitschrift Bárka 2008/4).
- Bausinger, Hermann (1980): Heimat und Identität. In: Köstlin, Konrad/ Bausinger, Hermann (Hg.): Heimat und Identität – Probleme regionaler Kultur. Neumünster: Wachholtz, S. 9–24.
- Bausinger, Hermann (2002): Globalisierung und Heimat. In: Die Welt zur Heimat machen. Engelhart, Wolf/ Stoltenberg, Ute (Hg.): Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 29–44.
- Bechtel, Helmut Hermann/Szendi, Zoltán (2014): Tradition und Modernität in der ungarndeutschen Literatur. <https://lehrbuch.udpi.hu/> (letzter Abruf: 13.02.2022).
- Bechtel, Helmut Hermann (2018): Eine interkulturelle literarische Landschaft. Die Repräsentation des Fremden in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Hamburg: disserta Verlag.
- Becker, Róbert (2005): Losezeitlose, In: VUdAK (Hg.): Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest: VUdAK, S. 43–44.
- Bosch, Aida (2015): Unsicherheit, Krise und Routine. Zur Rolle der Dinge in der menschlichen Lebenswelt. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hg.): Unsicherheit, Paragrana. In: Zeitschrift für historische Anthropologie, Bd. 24, S. 209–220.
- Huber, Ágnes (2005): Ungarndeutsche Dichtung und doppelte Identität. Deutsch-ungarisches Selbstbewusstsein in Gedichten der Nachkriegsepoche. In: Manherz, Karl (Hg.): Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 22, S. 129–151.
- Joisten, Karen (2003): Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie. Berlin: Akademie Verlag.
- Franz, Norbert/Kunow, Rüdiger (2011): Mobilität und Reflexion. Zur Entkoppelung von territorialer und kultureller Identität. Eine Einführung. In: dies. (Hg.): Kulturelle Mobilitätsforschung: Themen – Theorien – Tendenzen. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, S. 7–16.
- Juterczenka, Sünne/Saicks, Kai Marcel (2011): Die Schwelle der Heimkehr. Einleitung. In: dies. (Hg.): Figurationen der Heimkehr. Die Passage vom Fremden zum Eigenen in Geschichte und Literatur der Neuzeit. Göttingen: Wallstein, S. 9–32.
- Lénárt, Orsolya (2014/2015): Zwischen Traditionsbewahrung und Erneuerung – Tendenzen der ungarndeutschen Literatur nach 1945. In: Jahrbuch für mitteleuropäische Studien. Wien: new academic press, S. 327–345.
- Márkus, Éva (2009): „Meine zwei Sprachen“ – Ein Text- und Arbeitsbuch zur ungarndeutschen Literatur für die Studenten der Nationalitätengrundschullehrer- und -KindergärtnerInnenbildung. Budapest: Trezor.

- Mecklenburg, Norbert (2008): *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*. München: Iudicium, S. 469–486.
- Müller-Funk, Wolfgang (1995): *Erfahrung und Experiment: Studien zur Theorie und Geschichte des Essayismus*. Berlin: Akademie.
- Neumann, Birgit (2005): *Erinnerung, Identität, Narration. Gattungstypologie und Funktionen kanadischer „Fictions of memory“*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Parr, Rolf/Friedrich, Peter (2009): *Von Gästen, Gast-Gebern und Parasiten*, In: dies (Hg.): *Gastlichkeit. Erkundungen einer Schwellensituation*. Heidelberg: Synchron, S. 7–15.
- Pável, Rita (2006): *Entwicklungsgeschichtliche Erwägungen zur ungarndeutschen Literatur mit besonderer Rücksicht auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Dissertation. Budapest: ELTE, BTK.
- Previšić, Boris (2011): *Gesetz, Politik und Erzählung der Gastlichkeit. Einleitung*. In: Previšić, Boris/Foutoulakis, Evi (Hg.): *Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur*. Bielefeld: Transcript, S. 7–30.
- Priddat, Birger P. (2014): *Prognose als plausible Narration*, In: Cevolini, Alberto (Hg.): *Die Ordnung des Kontingenten. Beiträge zur zahlenmäßigen Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 251–279.
- Propsz, Eszter (2009): *Der Fall „ungarndeutsche Literatur“*. In: Motzan, Peter/Sienehrt, Stefan (Hg.): *Wahrnehmung der deutsch(sprachigen) Literatur aus Ostmittel- und Südosteuropa – eine Paradigmenwechsel? Neue Lesarten und Fallbeispiele*. München: De Gruyter, S. 300–315.
- Propsz, Eszter (2007): *Gondolatok a magyarországi német szociális csoport reprodukciójáról*. In: *PRO MINORITATE: ősz-tél*, S. 179–188.
- Propsz, Eszter (2015): *Heimatkonzepete in der ungarndeutschen Literatur*. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas*, 1/20, S. 47–58.
- Seifert, Manfred (2011/2012): *Heimat und Spätmoderne. Über Suchbewegungen nach Sicherheit angesichts von Mobilität, Migration und Globalisierung*. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 39, S. 199–221.
- Seewann, Gerhard (2012): *Geschichte der Deutschen in Ungarn. Bd. 2. 1860 bis 2006*. Marburg: Herder-Institut.
- Steinhoff, Christine (2008): *Ingeborg Bachmanns Poetologie des Traumes*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Stoellger, Philipp (2016): *„Raum geben“*. Sprachfiguren des gastlichen Umgangs mit Fremden, In: Liebsch, Burkhard/Staudigl, Michael/Stoellger, Philipp (Hg.): *Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte, kulturelle Praktiken, Kritik*. Weilerswirt: Velbrück Wissenschaft, S. 397–426.
- Waldenfels, Bernhard (2007): *Das Fremde denken*. In: *Zeithistorische Forschungen* 3. <http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2007/id%3D4743> (letzter Abruf: 09.09.2021).

Grenzgänger zwischen Sprachen und Kulturen: Andreas Latzko (1876–1943)

Magdolna Orosz (Budapest)

Andreas Latzko/Stella Latzko-Otaroff: Lebensfahrt. Erinnerungen. Herausgegeben und kommentiert von Georg B. Deutsch. Berlin: Frank & Timme 2017

(= Forum: Österreich, Bd. 5). 367 S.

Andreas Latzko und Stefan Zweig – eine schwierige Freundschaft. Der Briefwechsel 1918–1939. Herausgegeben und kommentiert von Hans Weichselbaum.

Berlin: Frank & Timme 2018 (= Forum: Österreich, Bd. 8). 150 S.

Andreas Latzko und Hermann Bahr – eine Freundschaft aus rebellischem Geist.

Der Briefwechsel 1919–1933. Herausgegeben und kommentiert von Hans

Weichselbaum. Berlin: Frank & Timme 2021. (= Forum: Österreich, Bd. 13). 163 S.

Die drei Bände der von Jacques Lajarrige und Helga Mitterbauer herausgegebenen Reihe Forum: Österreich stellen einen österreichisch-ungarischen Autor, einen „ostmitteleuropäischen Schriftsteller“¹ vor, der heute kaum noch bekannt ist, dessen Schaffen jedoch wieder eine gewisse Aktualität zu erreichen scheint.² Andreas Latzko, der als Latzkó Andor 1876 in Budapest geboren und seine ersten literarischen Arbeiten noch ungarisch schrieb, wurde, nachdem er 1901 nach Deutschland gezogen und die Sprache gewechselt hatte, zu einem deutschsprachigen Schriftsteller, dessen weitere Werke (Dramen, Romane, Erzählungen, publizistische Schriften) in deutscher Sprache verfasst und publiziert wurden. Besondere Aufmerksamkeit und großer Erfolg wurden ihm nach dem Erscheinen des Novellenbandes „Menschen im Krieg“³ zuteil, den er 1917 während des Ersten Weltkriegs in Zürich (zuerst anonym) veröffentlichte. Seine entschiedene Einstellung gegen den Krieg, seine pazifistische Auffassung hat er sein ganzes Leben lang bis zu seinem Tode 1943 in Amsterdam konsequent aufrechterhalten und in seinen weiteren Werken erkennen lassen.

Die „Lebensfahrt“ betitelte deutschsprachige Autobiographie von Latzko ist ein besonderes Werk mit einer „ungewöhnliche[n] Publikationsgeschichte“, wie der Herausgeber Georg B. Deutsch in seinem Nachwort feststellt (S. 341). Latzko hat nämlich seine im Untertitel als

¹ Szabó, János (1993): „Nachwort“. In: Ders. (Hg.): Andreas Latzko: Der Doppelpatriot. Texte 1900–1932. München/Budapest: Südostdeutsches Kulturwerk, S. 219–234.

² So wurde 2017 eine Konferenz in Toulouse über Latzkos Werk organisiert, deren Beiträge 2021 in einem Sammelband publiziert wurden, vgl. Lajarrige, Jacques (Hg.) unter Mitwirkung von Kerstin Terler: Andreas Latzko (1876–1943) – Ein vergessener Klassiker der Kriegsliteratur? Berlin: Frank & Timme 2021 (Forum: Österreich, Bd. 15).

³ Der Band wurde schnell in mehrere Sprachen übersetzt, die erste ungarische Ausgabe erfolgte 1920 (Emberek s a háború [ung. Übersetzung Tamás Moly]). Budapest: Franklin Társulat), und unlängst wurde er in einer neuen Übersetzung erneut publiziert: Andor, Latzkó: Emberek a háborúban [Menschen im Krieg]. Budapest: Napkút 2017 (ung. Übersetzung Zoltán Kállay Kotász).

„Erinnerungen“ bezeichnete Lebensgeschichte schon 1932 beendet, wie aus der genauen Datierung am Schluss, „Amsterdam, Weihnachten 1932“ (S. 172), hervorgeht. Latzko hoffte wegen der sich damals verschärfenden politischen Atmosphäre nicht auf eine Publikation in der Originalfassung, so wurde das Buch 1932 „in niederländischer Übersetzung als gekürzte Fassung“ (Nachwort, S. 341) unter dem Titel „Onderweg“ [Unterwegs] veröffentlicht. Eine zweite niederländische Publikation folgte 1950 „in einer ausführlicheren Fassung und überarbeiteten Übersetzung“ (Nachwort, S. 341), diesmal auch ergänzt um einen zweiten Teil, die von seiner zweiten Frau Stella Latzko-Otaroff verfasste „Biographie 1919–1943“, die Latzkos Leben bis zu seinem Tod weiterverfolgt. Die jetzige Ausgabe rekonstruiert das Buch auf Grund der erhaltenen Versionen aus dem Nachlaß⁴ bzw. der niederländischen Ausgabe und dokumentiert damit auch die Entstehungs- und Publikationsgeschichte.

Der erste, von Latzko selbst geschriebene Teil seiner „Lebensfahrt“ umfasst die Zeitspanne von seiner Geburt bis 1919, bzw. bis zu den Wirren am Ende des Ersten Weltkriegs, bis zur Publikation seines kriegsablehnenden Bandes „Menschen im Krieg“ und seiner Wirkung. Dies könnte auch symbolisch verstanden werden: Latzko konzentriert sich hier auf seinen Werdegang zum Schriftsteller, auf die Herausbildung seiner Weltauffassung, seine Teilnahme am Krieg, seinen literarischen Protest mit dem Novellenband und den Folgen, die für ihn entscheidend waren. 1876 in Budapest in einer wohlhabenden Familie eines jüdischen Bankiers geboren, wuchs Latzko wohlbehütet heran, hatte aber schon seit seinen Jugendjahren ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und ein offenes Ohr für soziale Probleme, Armut, Antisemitismus, sprachliche Konflikte in der ungarischen Hälfte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, worüber er ausführlich berichtet. Auffallend ist hier, wie allgemein und kaum datiert seine Schilderungen gehalten werden, wodurch er weniger eine detailliert dokumentierte Autobiographie als eher ein Panorama seiner Zeit zu beschreiben bestrebt scheint: das bekräftigt er selbst, indem er betont, „es soll hier persönlichen Erlebnissen nur Raum gewährt werden, wenn der Einzelfall als Beispiel Geltung für die Allgemeinheit hat“ (S. 69). Aus dieser Überlegung heraus bleiben die Namen und die genauen Umstände meistens unerwähnt (so z. B. erfährt der Leser nicht, wer der Theaterdirektor war, der sein erstes ungarischsprachiges Stück auf die Bühne brachte) und eben damit begründet er, dass er fünfzehn Jahre „zwischen seiner Jugend und der Entlassung aus dem Kriegsdienst (1902–1916)“ (Nachwort, S. 342) einfach überspringt: „Ich übergehe die wichtigsten fünfzehn Jahre der Entwicklung, weil alles eigene Erlebnis des Schriftstellers ohnehin auf sein Werk abfärbt“ (S. 91). Das erschwert auch die Lektüre sowie die Orientierung unter den Ereignissen und die entpersonalisierten, immer wieder moralisierend-belehrenden (oft längeren) Passagen führen zu einem etwas befremdend-holprigen Stil.

Umso wortreicher schildert Latzko seine Kriegsverwundung, seine Krankheit und Behandlung, seine ablehnenden Ansichten über den Krieg, sowie die Entstehung, die Veröffentlichung, die Rezeption und die Wirkung des Bandes „Menschen im Krieg“. Es entsteht dadurch der Eindruck, als habe er damit den Gipfel seiner Laufbahn und internationale Berühmtheit erlangt, was er danach – trotz weiterer Publikationen – nicht mehr erreichen konnte, sodass er sich eher am Rande des literarischen Lebens bewegte.

⁴ Der Nachlass von Latzko befindet sich in der Universitätsbibliothek der Universität Amsterdam.

Stella Latzko-Otaroff, Latzkos zweite Frau georgischer Abstammung, die er nach dem Tod seiner ersten Frau kennengelernt und 1923 geheiratet hatte, hat ihren Bericht nach dem Tod ihres Mannes begonnen und wahrscheinlich vor der Publikation 1950 beendet. Hier schildert sie Latzkos Leben ab 1919 bis zu seinem Tod. Sie beschreibt die Lebens- und Familienverhältnisse, den Umzug nach Salzburg, später nach Amsterdam, die Begegnungen mit wichtigen Figuren der damaligen Kultur und Literatur (u. a. Romain Rolland, Georg Brandes, Hermann Bahr, Stefan Zweig), die literarischen und journalistischen Tätigkeiten Latzkos, seine wachsende hellsichtige Erbitterung wegen der politischen Entwicklungen in Österreich und Deutschland, in ganz Europa. Latzko-Otaroff schreibt deutsch, ihr Stil – da sie keine Muttersprachlerin war – ist aber oft ungewöhnlich, trotzdem gelingt es ihr, nicht zuletzt auch durch die eingefügten längeren Zitate von ihrem Mann bzw. aus Briefen von und an Latzko, „möglichst authentisch über ihren Mann zu berichten und selbst weitgehend im Hintergrund zu bleiben“ (Nachwort, S. 344). Die als Fußnoten angefügten Kommentare und Ergänzungen des Herausgebers, die Liste der Publikationen von Latzko sowie ein Personenregister tragen dazu bei, dass Latzko ins kulturell-literarische Bewusstsein zurückgeholt und eine gewisse Aktualität seines Schaffens beachtet wird: „Seine einstige große Bedeutung als Pazifist und gesellschaftlich engagierter Schriftsteller [...] gilt es für uns wieder zu entdecken“ (Nachwort, S. 341).

Zu dieser Neuentdeckung tragen auch die beiden Bände der Briefwechsel von Latzko mit Stefan Zweig bzw. mit Hermann Bahr bei. Latzko und Stefan Zweig haben sich 1918 gegen Ende des Ersten Weltkriegs in der Schweiz kennengelernt, wo Latzko zur Behandlung, Zweig zu einer Lesung in Davos waren. Darauf folgte ein Briefwechsel, der fast bis Zweigs Tod dauerte, jedoch nicht sehr lebhaft und mit Pausen geführt wurde (das kann auch damit erklärt werden, dass beide längere Zeit in Salzburg wohnten und sich zu verschiedenen Anlässen persönlich treffen konnten). Die 62 Briefe von Latzko und die 27 Briefe von Zweig (die wegen der kaum möglichen chronologischen Zuordnung getrennt abgedruckt sind) zeigen auch eine gewisse Unausgeglichenheit dieser „schwierigen Freundschaft“ auf. „Die Urkatastrophe des Ersten Weltkrieges führte beide zusammen“ (Vorwort, S. 7); auch die danach eintretenden politischen Entwicklungen, die ihre Publikationsmöglichkeiten (immerhin in unterschiedlichem Maße) einschränkten bzw. unmöglich machten, trafen beide schwer. Neben einem grundlegenden Einverständnis über die Ablehnung des Krieges und eine pazifistische Auffassung, lassen sich auch größere Unterschiede erkennen.

Anfangs reagiert Zweig ziemlich positiv auf die Bekanntschaft und schreibt in seinem ersten Brief vom 12.01.1918 an Latzko „wie sehr mich Ihr Roman⁵ menschlich ergriffen hat. [...] ich weis[s], in einer wie geringen Zahl von wirklichen Werken Ihr Roman seine Stellung hat“ (S. 113). Trotzdem sind Zweigs Eindrücke von Latzko widersprüchlich, denn in seinem Tagebuch schreibt er am 9.01.1918, einen Tag nach der ersten Begegnung: „Dann bei Latzko. [...] Man sieht, wie er sich am Ruhme volltrinkt, dem seit Jahrzehnten ersehnten“,⁶ trotzdem hält er ihn für „eine[n] gütige[n] feine[n] liebe[n] Mensch[en], bis in die Tiefen dringend mit seiner wissenden Güte“.⁷ Die Antikriegsbücher von Latzko mag Zweig allerdings nicht so hochgeschätzt haben, denn er äußerte sich am 9.10. 1918 in seinem Tagebuch über Latzkos

⁵ Es geht hier um Latzkos zuerst 1913 erschienenen Roman „Der wilde Mann“.

⁶ Zweig, Stefan: Tagebücher. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1984, S. 302.

⁷ Ebd., S. 306.

zweites Antikriegsbuch „Friedensgericht“, worüber er eine Rezension schrieb, eher gering-schätzend: „Vormittags Aufsatz über das (ganz schlechte) Buch von Latzko. Mich ekeln diese Kriegsschreibereien schon“.⁸ Der Erfolgsautor Zweig steht hier dem seinen mit „Menschen im Krieg“ erworbenen literarischen Erfolg nicht mehr erreichenden, um die Publikation seiner spä-teren Werke kämpfenden Latzko gegenüber, in dessen Briefen an Zweig öfter ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl spürbar wird. Die Schwankungen der Beziehung der beiden Schrift-steller lassen sich auch an den Anreden ablesen, die zwischen „Lieber Freund“, „Lieber Andreas Latzko“, „Lieber Herr Latzko“, bzw. „Verehrter Herr Zweig“, „Lieber Herr Zweig“, „Lieber Freund“ oder sogar „Lieber Doktor Zweig“ wechselten, und es kam nie zu einer Duz-freundschaft, was Latzko Zweig im November 1929 auch vorgeworfen hatte (S. 63) – all das ist „Ausdruck unterschiedlicher Erwartungen, wechselnder Selbsteinschätzung und Folge der persönlichen Lebensumstände“ (Vorwort, S. 12).

Neben den Überlegungen über das Vorankommen und die Schwierigkeiten der eigenen lite-rarischen Tätigkeit, über schwankende Publikationsmöglichkeiten oder über persönliche Ange-legenheiten sind die Schilderungen über das sich verfinsternde politische Klima im Österreich und im Salzburg der 1920er Jahre besonders interessant, denn sowohl Latzko als auch Zweig beschwerten sich immer häufiger darüber – immerhin scheint hier Latzko helllichtiger (oder eben pessimistischer) gewesen zu sein, denn er ging schon 1931 nach Amsterdam, und er warnte Zweig in seinem Brief vom 12.05.1933 davor, in Salzburg zu bleiben. Zweig könnte sogar in den Niederlanden leben, denn „bei der ungeheuren Verbreitung Ihrer Bücher wären Sie der entgegenkommendsten Aufnahme sicher“ (S. 90), und Latzko betont nachdrücklich: „Aber ich würde an Ihrer Stelle den Entschluß nicht hinausschieben, wohin immer Sie gehen“ (S. 92). Zweig zögert und schreibt am 9. Juni 1933: „Innerlich widerstrebe ich einer Emigration solange als nur möglich, weil ich weder den Märtyrer spielen möchte, noch irgend-wo ungern gesehener Gast sein“ (S. 129). Zweig berichtet auch über die Angst und das Schweigen, „während die Nationalsozialisten hier immens zunehmen“ (S. 131) und schildert auch seine Verbitterung: „Aber wo? Aber wo? Und wann? Die Lawine kann morgen über Salzburg niederrutschen oder in drei Monaten. Ist man zu früh oder zu spät? Welcher Gedanke, dass man mit 52 Jahren nicht still in seinen Wänden bleiben kann“ (S. 131 f.). Die Emigration bleibt auch Zweig nicht erspart und sein tragisches Schicksal wie auch Latzkos verzichtende Zurückge-zogenheit in Amsterdam zeugen von den Berührungspunkten unterschiedlicher Lebenswege und „geben [...] Einblicke in die Lebensbedingungen von Schriftstellern in einer Phase der europäischen Geschichte, die von Umbrüchen, Katastrophen und politischen Extremen geprägt war“ (Vorwort, S. 16).

Der Briefwechsel von Latzko mit Hermann Bahr begann 1919 und endet im Juli 1933 mit einem Gratulationsbrief Latzkos zu Bahrs siebzigstem Geburtstag (Bahr starb kurz danach im Januar 1934). Die Bekanntschaft der beiden soll laut Latzko sogar bis 1900 zurückreichen, als Latzko im Ungarischen Nationaltheater in Budapest Bahr getroffen und interviewt haben soll, wie er es 1923 gegenüber Bahr beteuert: „Ich lese[,] dass Sie Ihr vierzigjähriges Bühnenjubi-leum[!] feiern, und da will ich nicht verschweigen, dass es im Januar 25 Jahre werden, dass mein erstes Stück im Ungarischen Theater zu Budapest das »Rampenlicht erblickte«. Zwei Jahre später machte ich das erste Interview meines Lebens mit Ihnen im Korridor des National-

⁸ Ebd., S. 326.

theaters, während des zweiten Aktes des »Star« (S. 82). Die eigentliche Kontaktaufnahme erfolgte im Januar 1919, als Latzko sich für die Besprechung seines Buches *Menschen im Krieg* durch Bahr bedankte und sich zugleich darüber beschwerte, dass sein Buch und andere Autoren der Antikriegsliteratur keine Aufnahme mehr fanden. Die Beziehung setzt sich dann (trotz der stark abweichenden Meinungen der beiden über Krieg und Pazifismus) fort, und nach der Übersiedlung Latzkos nach Salzburg intensiviert sie sich, indem außer Briefe auch persönliche Treffen, gemeinsame Spaziergänge und Gespräche möglich wurden. Die Intensität lässt auch nach Bahrs Umzug nach München nicht nach, wobei es weniger zu persönlichen Begegnungen kommen konnte. In den Briefen nehmen gesundheitliche Beschwerden beider Briefpartner sowie die Probleme der Eheschließung von Latzko mit der früher einmal schon verheirateten Stella Otaroff großen Raum ein, bei der (bzw. bei der Auflösung/Ungültigerklärung ihrer ersten Ehe und ihrem Übertritt zum katholischen Glauben) Bahr intensiv behilflich war und später auch die Patenschaft des 1924 geborenen Sohnes Desiderius übernahm, der zu Ehren Bahrs auch den Vornamen Hermann erhielt. Latzko bat auch Bahr um Rat, als er von der klerikal-konservativen Zeitung „Salzburger Chronik“ angegriffen und beschuldigt wurde, dass er das Rätssystem in Bayern und Ungarn unterstützt habe. Latzko bestreitet alle Anschuldigungen (S. 95) und trotz Bahrs aus eigener Erfahrung geschöpftem Vorschlag, „auf Lügen in Zeitungen niemals zu antworten“ (S. 97), reagiert er (nach anfänglichen Schweigen) auf die Angriffe, „weil ich – was Sie begreifen werden – nicht der Fussball sein will, mit welchem diese Herren ihre kleinen »Goals« schießen“ (S. 99). Latzko verübelt auch den Sozialdemokraten, dass sie für ihn nicht wirklich eintreten, und resümiert seine politische Einstellung bzw. Beurteilung: „für rechts zu links, für die Linke zu rechts, also von allen Seiten gesehen ein Schweinehund“ (S. 99). Latzko kämpft auch mit seiner abnehmenden literarischen Bekanntheit und Anerkennung, er schreibt seine Werke langsam und kann sie nur mühsam veröffentlichen, er ist auf seine Einnahmen (teilweise auf die Unterstützung seiner in Ungarn lebenden Geschwister) angewiesen, die er durch seine publizistische Tätigkeit „beim Paese in Rom, dem Het Volk in Amsterdam, dem Peuple in Paris und der Avanguardia in Buenos Aires“ (S. 77) verdiente. Kein Wunder, dass er auf den Erfolgsautor Stefan Zweig eifersüchtig war, was nicht nur in mehreren Briefen an Zweig, sondern auch bei einigen hämischen Bemerkungen in manchen Briefen an Bahr spürbar wird, indem er Bahrs Freundschaft besonders hochschätzt und Zweig als „Erwerbs-Zweig“ bezeichnet: „Dass selbst vor dem Standes-Buchhalter Sie mir ein lieberer Zeuge und uns beiden lebenslänglich eine weit angenehmere Erinnerung an diesen Tag sein würden, als etwa Erwerbs-Zweig“ (S. 93).

Latzko wird vor allem als Antikriegsschriftsteller und Kriegsgegner betrachtet, obwohl er außer seinen zwei Antikriegsbüchern weitere Werke schrieb, die aber in der gegenwärtigen Forschung zur Zeit der Zwischenkriegszeit kaum Beachtung fanden/finden. Seine besondere Position als österreichisch-ungarischer Autor, der zwischen Sprachen und Kulturen unterwegs war (immerhin mit einem Übergewicht des Deutschen), sollte trotzdem eingehender behandelt werden, um dadurch ein detaillierteres Bild über diese komplexe Epoche und ihre verwickelten politischen und kulturell-literarischen Entwicklungslinien zu gewinnen. Latzkos Lebensbeschreibung sowie die beiden Briefwechsel können dazu – nicht zuletzt durch die Nach- und Vorworte der Herausgeber Georg B. Deutsch und Hans Weichselbaum und die informativen Kommentare sowie die Angaben zu Latzkos Œuvre – ausgezeichnet beitragen.

Diversifizierte Musikästhetik. Über Karl Katschthalers neuestes Buch

Péter György Csobó (Nyíregyháza)

Wir irren uns kaum wohl mit der Feststellung, dass die größte Herausforderung für Kunsttheorie und Ästhetik an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert die unermessliche Vielfalt künstlerischer Produktionen und das Nebeneinander ihrer häufig radikal unterschiedlichen Universen bedeutet. Die aus dieser Situation sich ergebenden vielfältigen Probleme machen sich geltend sowohl in der Theoriebildung, als auch in der Analyse und der Kritik. Ist es überhaupt noch möglich, einen einheitlichen Kunstbegriff zu retten? Gibt es noch allgemeinen Rahmentheorien für die Kunst und die Künste, falls ja, wo ihre Grenze sich ziehen? Diese Reflexionsfragen der Theoriebildung scheinen immerhin unvermeidlich zu sein, und alle die Versuche, die diese übersehen, sind zum Scheitern verurteilt.

Karl Katschthalers jüngste Buchveröffentlichung¹ vermeidet diese Falle bei weitem, da es zweifellos (wenn auch indirekt) diese Fragen aufwirft, und zeigt sich – gar nicht nur deswegen – als eine äußerst anregende Arbeit. Das dritte eigenständige Buch des Autors enthält Aufsätze aus dem Zeitraum von 2014 bis 2020, die zum Teil früher schon in verschiedenen Sammelbänden und Zeitschriften erschienen sind und jetzt in überarbeiteten, erweiterten Fassungen gesammelt und mit neueren Abhandlungen vervollständigt präsentiert werden. Dass es hier nicht um beliebigen und voneinander völlig unabhängig entstandenen Schriften geht, kündigt schon der Titel an, der scheint auf einen breiten, offenen Horizont des Musikdenkens zu verweisen. Mit zwei Begriffen, „Atmosphäre“ und „Narration“, markiert der Autor in allgemeinen die Eckpunkten des musikalischen Universums seiner Abhandlungen, hinter denen einerseits eine äußerst vielfältige Welt der künstlerischen Produktionen, andererseits ein komplexes Gefüge von Theorien und Konzepten steckt. Auf dem ersten Blick sieht es so aus, als ob hauptsächlich die einleitende Passagen Einheit stiftende Funktion erfüllen sollten, aber trotzdem wird der Leser das Gedanken nicht los, dass es hier doch um eine intendiert lockere Sammlung von Abhandlungen geht, die auf eine *strenge* theoretische Systematik in Voraus verzichtet. Immerhin, bei näherer Untersuchung verfeinert und differenziert sich dieser flüchtige Eindruck. Alle Studien des Bandes sind differenzierte Werkanalysen, die ihre Gegenstände immer mannigfaltig kontextualisieren, um – stets mit äußerster Sensibilität – theoretischen Probleme erkennen zu können. Die dargestellten künstlerischen Produktionen und Werke werden aus verschiedenen theoretischen Perspektiven, am meisten multidisziplinär analysiert, so aus der der Musikwissenschaft, Musikästhetik, Philologie, Musik- oder Kulturgeschichte, Hermeneutik, sogar auch der Kulturtheorie, Philosophie oder Ökoästhetik. Der Schwerpunkt aber liegt für Katschthaler spürbar auf Fragen der Intermedialität, Narratologie, Performativität und Theatralität.

¹ Katschthaler, Karl: Zwischen Narration und Atmosphäre: Zum Verhältnis von Musik, Sprache und Literatur im 20. und 21. Jahrhundert. Bielefeld: transcript, 2022. Das Buch wird im Weiteren unmittelbar im Text mit Angaben der Seitenzahlen zitiert.

Seine Denkweise ist trotzdem nie von einem allzu starken Engagement an theoretische Matrizen geprägt. Sie wendet nicht einfach nur unterschiedliche theoretische Konzepte auf die gewählten Themen an, sondern prüft in einem auch ihre Tauglichkeit und Tragfähigkeit für die Analyse. Mit seiner interdisziplinären Ausrichtung gibt das Buch wahrscheinlich wertvolle Impulse für die Forschung, und vermeidet in einem, dass diese theoretischen Perspektiven einander stören oder gar auslöschen. Katschthaler begnügt sich eigentlich immer mit „kleinen Schritten“, subtilen kritischen Bemerkungen; stützt sich auf umfangreiche Hintergrundliteratur und wirft eine Menge von Ideen und Problemen auf – so es ist eine bewundernswert ideenreiche und anspruchsvolle Arbeit.

Neben der disziplinären und theoretischen Multiperspektivität ist die thematische Vielfalt sehr beeindruckend in diesem Buch. Das breite Spektrum der besprochenen Werke und Autoren fasst ein gutes Jahrhundert um. Karl Katschthalers Interesse reicht von der musikalischen Moderne (Gustav Mahler) über Dodekaphonie und Serialismus bis zu den Komponisten der Jahrtausendwende; er analysiert sowohl musikalischen Kunstwerke in klassischem Sinne, als auch das provokativ „stilles Werk“ des Fluxus, ebenso wohl dessen Rekontextualisierung durch Medienwechsel, wie Klangkompositionen, Soundtrack eines Hörbuchs, Klanginstallationen oder „Soundscape“-Arbeiten. Seine Aufmerksamkeit erstreckt sich unter anderen auf die Beziehung zwischen den Noten und dem Klangideal, dem Text und dem Klang, wie auf die körperlichen und theatralischen Signifikanten, oder die Möglichkeiten der Narration und die Arten der Subjektivität in der Musik. Musikwissenschaftler begehen ein so breites Interessefeld sehr selten, zumindest in Ungarn, wo eine Art Überspezialisierung das Gebiet charakterisiert. Der Rezensent hat das Gefühl gehabt, dem Autor waren natürlich die Themen selbst sehr wichtig (auffallend ist Katschthalers Freude an den Analysen, manchmal an ganz kleinen Details der Philologie, um hier den Wiederkehr bestimmter Problemen, Werke oder Autoren zu schweigen, die schon in seinen früheren Schriften auch vorkamen). Trotzdem können wir die ausgewählten Werke sehr leicht eben umgekehrt als Präsentationsfälle theoretischer Probleme betrachten, die im Vordergrund des Interesses des Autors stehen. Auf jedem Fall ergibt sich die Frage: wie ist es möglich, diese Vielfalt der künstlerischen Phänomene und der ästhetischen Theorien in einheitlichen Rahmen zu halten? Oder mehr: ist es überhaupt intendiert im Buch, so einen Zusammenhang zu schaffen? Der Antwort darauf liegt einerseits – mag es wie auch immer seltsam klingen – in den intertextuellen Beziehungen zwischen den Aufsätzen des Bandes, zwischen Begriffen und Theoremen, die immer wieder quasi als gedankliche-textuelle Leitmotive zurückkehren und einen immanenten Zusammenhang im Buch verschaffen. Der Rezensent sieht vor allem in dieser feinen begrifflichen Innenstruktur ein wirksames, Einheit stiftende Moment dieses ästhetischen Denkens. Die theoretische Sensibilität des Autors tut sich kund – neben den spannenden, an manchen Stellen sogar brillanten Analysen – zweifellos eben in der ständigen, zuweilen latenten, meist doch sehr wohl wahrnehmbaren Kommunikation zwischen den Abhandlungen. Unter diesen Leitgedanken, die Katschthaler am meisten zu beschäftigen scheinen, gehören unbestritten das Verstummen als ein komplex verstandenes Phänomen, die intermedialen Kontexten (die Zusammenarbeit der verschiedenen Kunstmedien und der verschiedenen sensuelle Leistungen des Menschen), die musikalische Narration, Theatralität, Fragen des phänomenalen Leibes und des semiotischen Körpers in der Rezeption der Musik, das Verhältnis von Musik und Text, Klang und Bedeutung, bzw. Kunst und Gesellschaft.

Die Antwort auf der Frage der Kohärenz können wir andererseits in den Passagen des Buches suchen, in welchen der Text seinen eigenen Interpretationsrahmen aufstellt. Einen mehr oder weniger einheitlichen Interpretationskontext versucht Katschthaler schon durch das einleitende Kapitel zu erschaffen, der durch kürzere theoretische Passagen am Kopf der einzelnen Kapitel und durch das abschließende Abschnitt des Buches („Zwei Arten des Hörens“) ergänzt wird. Diese Abschnitte und Passagen eröffnen einen weiten Horizont für die bevorstehenden Probleme aus der Perspektive der Musikphilosophie, speziell mit Hilfe der zwei Titelbegriffe, Atmosphäre und Narration. Dieser Kontextualisierung entsprechend ständen „zwei Kulturen der Musik“ einander gegenüber: der musikalische Platonismus (oder Intellektualismus) und eine akusmatische Musik. Unterschiedliche Rezeptionsformen gehören zur beiden: das imaginative Lesen der Musik zum ersten, sinnlichen Hören zum zweiten. Katschthaler verbindet zwei renommierten Namen der Ästhetik der 20-en und 21-en Jahrhunderten als Repräsentanten mit diesen Standpunkten: wird den Intellektualismus in der Musikauffassung von Adorno repräsentiert, so stammt die „Ästhetik der Atmosphären“ von Gernot Böhme. So kommt er zu einer bipolaren Aufteilung: „auf der kognitiven Seite der Musik also die Bezugsreihe von Narration – Sprache – Literatur – Lesen – Zeitkunst, wobei Lesen metaphorisch als das aktive Hören verstanden wird“ (18), „auf der sinnlichen Seite der Musik steht so die Bezugsreihe von Atmosphäre – Klang – Musik – Hören – Raumkunst, wobei mit Hören hier das sinnliche Hören, das korporale Hören, gemeint ist, das leiblich im Raum als Atmosphäre erfahren wird“ (21).

Obwohl Katschthalers Buch völlig anderen Prinzipien folgt, aus reiner formallogischer Hinsicht funktioniert es doch sehr *ähnlich*, wie einige bekannte Theorien der musikphilosophischen Tradition. So einer dualistischen Logik folg z. B. Adorno in seiner „Philosophie der neuen Musik“ (1949), wo die musikalische Moderne zwischen zwei gegensätzlichen Deutungsmustern dialektisch aufgespannt ist, oder August Halm in seinem Buch („Von zwei Kulturen der Musik“, 1913), wo er den Kanon der klassischen Musik entlang zweier dominanten Gestaltungsprinzipien beschrieben hat, weiter auch Albrecht Wellmers Buch, „Versuch über Musik und Sprache“ (2009), das übrigens Katschthaler sehr nahe steht, und in welchem Wellmer die verschiedene Weltbezüge der Musik diskutiert, und die hermeneutische Bipolarität des semantischen Verhaltens von Musik mit zwei Komponisten als Modelfälle illustriert. Der dichotomische theoretische Kontext im Katschthalers Buch meldet ferner keine neuere Turn-Theorie an: die Ästhetik der Atmosphären löst die Werkästhetik nicht ab, eine neue Form des Hörens ersetzt nicht das strukturelle Hören, oder die Musik wird nicht von einer Zeitkunst unwiderruflich zur Raumkunst. Katschthaler beschreibt mit den zitierten Bezugsreihen von Begriffen gerade die pluralische Welt der Musik, und will weder Normen neben dem einen oder dem anderen Universum formulieren, noch will er sich für die eine oder die andere Rezeptionsform einseitig positionieren. So können z. B. Notation, Narration, sprachliche Determination der Musik ihre Gültigkeit auch heute in einem speziellen musikalischen Referenzsystem behüten, sie sind gleichberechtigt z. B. mit Klanginstallationen, die gerade den zeitlichen Rahmen auflockern und die traditionelle Konzertsituation verlassen. Atmosphäre und Narration sind aber nur scheinbar Relationsbegriffe. Zwar verweisen sie auf einander, aber nicht durch Negation, oder als Gegenteilen, eher als „Supplementen“ für einander, dessen Begriff in dem Buch

wirklich auftaucht. Katschthaler selbst trennt diese Begriffe nicht streng voneinander,² sondern versucht vielmehr ein Begriffsnetz zu schaffen, in dem die Vielfalt der Phänomene erfasst werden kann. Er untersucht weniger den theoretischen Zusammenhang der beiden Hauptbegriffe, sondern eher ihren (praktischen) Unterschied in den verschiedenen Kunstgattungen, während interessiert er sich ständig für die Übergänge zwischen ihnen.

Öffnet jedes Kapitel ein größeres theoretisches Problemfeld, so geht es im zweiten um das Verhältnis von Musik und Literatur. Obwohl die drei Abhandlungen, aus denen dieser Kapitel steht, den Akzent ganz anderswohin legen, finden wir doch leicht das Motiv, das sie innerlich eng verbindet: das Verstummen, der Zerfall der menschlichen Sprache oder eines vorher gültigen Idioms, und so auch die Frage der neue Möglichkeit des Sprechens und/oder Erklings. Dieser Zerfall ist immanenter Teil der fiktiven Welt, die die Meistererzählung von Christoph Ransmayr darstellt („Damen & Herren unter Wasser“), aber, wie Katschthaler in seiner ersten Abhandlung bemerkt, präsentiert ihn weder die Sprache der Erzählung noch die Stimme Ransmayrs, die im Hörbuch zu hören ist. So kommt das Musikmaterial von Hörbuch ins Blickfeld, die Musik von Franz Hautzinger, dessen Karriere paradoxer Weise auf das „Nicht-Spielen-Können“ gebaut ist. Seine Musik wird „zum Exzess, zum Supplement der Narration und damit zum Primären“ (37), eine Musik, die nichts mehr signifiziert, nur „präsentiert“, und die eher die Atmosphäre der Erzählung malt. Erst in Hautzingers Musik komme eine der „post-humanen“ Welt der Erzählung angemessene Darstellungsform zum Ausdruck. Sie führt in eine Räumlichkeit über, die sich nicht aus festen, definierten Einheiten aufbaut, die unabgeschlossen bleibt und eigentlich eine andere Möglichkeit des Sprechens demonstriert. – Die nächste Studie versucht, eine Analogie zu entfalten, genauer gesagt eine ganze Reihe von Analogien. Katschthaler untersucht die Poetologie des „Romans eines Schicksalslosen“, und zwar als eine Analogie zwischen Musik und Literatur. Seinen Roman hat Imre Kertész nach dem Interpretationsmodell geschrieben, das Adorno über die Dodekaphonie ausgearbeitet hat. Es geht hier aber nicht um die Analyse des Textes als eines „atonalen“ Roman, sondern um die Interpretation einer Idee, die Kertész zu Hilfe nahm, um die Erzählbarkeit des Unerzählbaren, des Gräuels zu schaffen. Die Musik wird hier also vom Supplement zum Modell der poetischen Sprache. Mit

² Diese gegenseitigen Auffassungen in der musikphilosophischen Tradition sich zweifelsohne erkennen lassen, doch fraglich bleibt, dass Imagination und Sinnlichkeit wirklich völlig voneinander getrennt werden können. Das Problem wird klarer, wenn wir statt Imagination über Vorstellungen oder Vorstellungsvermögen sprechen. All das evoziert die alte Frage, ob die Rezeptivität des Menschen einen immanenten und konstitutiven Sinn in sich trägt. Gibt es also Imagination ohne Sinnlichkeit, oder umgekehrt? Nach den Neokantianer und der Phänomenologie sind diese Seiten voneinander nicht zu trennen, also das Sinnliche muss doch eine imaginäre Seite haben, wenn wir das musikalische Phänomen nicht auf sein „hier und jetzt“, auf das Moment seiner Erscheinung beschränken wollen. Wenn man über „Komposition“ spricht, kommt sofort zu einer „Vorstellung“ oder „Imagination“. Adorno (obwohl unter einem dialektischen Schleier verborgen) schmuggelt das Recht auf Sinnlichkeit immer noch *etwas* zurück (obwohl es nicht analysiert): das Werk muss im imaginären Bereich wieder als sinnlich rekonstruiert werden. Seien hier nur zwei bemerkenswerten Passagen aus seiner in Fragment gebliebenen Arbeit über die Theorie der musikalischen Reproduktion zitiert: „Die wahre Reproduktion ist die Röntgenphotographie des Werkes. Ihre Aufgabe ist es, alle Relationen, Momente des Zusammenhanges, Kontrasts, der Konstruktion, die unter der Oberfläche des sinnlichen Klanges verborgen liegen, sichtbar zu machen – und zwar vermöge der Artikulation eben der sinnlichen Erscheinung.“ Und: „Wer Musik im eigentlichen Sinne liest, muss jede Note und jede Vortragsbezeichnung in Vorstellung übersetzen und diese klanglich realisieren.“ Adorno, Theodor W. (2001): Zu einer Theorie der musikalischen Reproduktion. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9. und 243. Die reine Form des Intellektualismus findet sich eher in Hugo Riemanns Spätwerk, wo er beinahe von musikalischen Noemen spricht. Siehe besonders: Riemann, Hugo (1914–1915): Ideen zu einer „Lehre von den Tonvorstellungen“. In: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters 21–22, 1–26.

so ausschlaggebenden Motiven, wie integrale Technik und „totale Struktur“ sollte die Zwölftonmusik Lösung bieten für die Frage: wie kann man nach Auschwitz Roman schreiben? Die Antwort auf diese Frage findet Katschthaler in einem ganzen Geflecht intertextueller Bezüge des Romans von Kertész, aber inzwischen verschieben sich die Akzente. Zwei Arten der referentiellen Bezüge scheinen für ihn sehr wichtig zu sein. Die eine ist das Vorwegnehmen (eine Art ästhetischer „Zeitschleife“), die (freilich immer zurückblickend festgestellte) „prophetische Kraft“ der Sprache bestimmter Kunstwerken (wie z. B. für Adorno und auch für Kertész die Sprache der Literatur nach Auschwitz in Kafkas Sprache vorweggenommen ist). Die andere ist der sich distanzierende intertextuelle Bezug des Hypertextes auf den Hypotext: so verhält sich der Roman von Kertész zu dem von Primo Levi. Katschthaler scheint sich hier besonders für das Thema zu interessieren: wie funktioniert eine Reminiszenz, eine Hommage, die sich von ihrem Gegenstand gleichzeitig distanziert? Was bedeutet der „Traditionsprozess“, in dem Kontinuität und Anspielung ebenso wichtig sind wie Distanz und Lossagen? Die Antwort darauf gibt uns doch nicht ein Beispiel aus der Literatur, sondern der atonalen Musik: das dritte aus den „Drei Orchesterstücken“ von Alban Berg. Sein Verhältnis zum letzten Satz der „Sechsten Symphonie“ von Gustav Mahler veranschaulicht, wie diese Art „distanzierte Hommage“ funktioniert. Die Feinanalyse dieser entdeckten Referenz ist eine der vielen hervorragenden im Buch (49–50). – Die letzte Abhandlung des Kapitels beschäftigt sich mit Luigi Nonos Streichquartett: „Fragmente – Stille. An Diotima“. Das Stück, welche extreme Spieltechniken fordert, verwendet Mikrintervallen und mit seiner enormen Wirkung zu den meistdiskutierten Werken des Genres zählt, ist für Katschthaler hier jedoch im Hinblick auf die Textverarbeitung interessant. Seine Studie leistet einen beachtenswerten Beitrag zur Rezeptionsgeschichte des Werkes eben mit der Analyse der konstitutiven Rolle von Textvarianten. Für Nono waren die Funktion und die Wirkung der verschiedenen Textvarianten wichtig, um mit denen immer neuere Bedeutungen und Qualitäten zu gewinnen. Durch die Fragmentierung Hölderlins Fragmente, durch ihre seltsame Verwendung als Spielanweisungen oder als stummer Text im Stück werden die Grundgesten der Musik wie Verstummen, Stille und Unhörbarkeit verstärkt und variiert. Katschthaler stellt diese organisierende Logik in einen größeren musikhistorischen Zusammenhang (mit dem er übrigens in seinem ganzen Buch sehr ökonomisch haushält), und sogar als „zum Prinzip seines ganzen Quartetts“ ausgedehnte „Geste des Dal-niente-Schlusses [...] das in der Wiener Moderne [...] eine Lösung des Finalproblems war“. (60) Für den Rezensent war nur eine, eher perspektivische Differenz störend: die von Martin Zenck entlehnte Aussage, dass die Grundebene des Stückes die Stille sei, „die durch Klangereignisse durchbrochen wird“ (59–60), scheint die musikalische Aktivität genau aus der entgegengesetzten Richtung zu beschreiben, als das Verstummen.

Das dritte Kapitel konzentriert sich speziell auf die Gestalten des Verstummens, auf „Still-“ oder „stumme Werke“: Musikwerke ohne Musik. Um die Arbeiten von John Cage oder Jennifer Walshe begrifflich zugänglich zu machen, muss man Begriffen wie der des Kunstwerks, des Musikstücks und sogar der Musik selbst unbedingt unter Revision nehmen und ausdehnen. Katschthalers Buch geht aber nicht auf dem abstrakten Weg der Kunstontologie. Solche Probleme werden dabei nur am Rande verhandelt, trotzdem lauern sie irgendwie die ganze Zeit im Hintergrund, sie bilden die „Speicherzone“ der Analysen. Die Erweiterung der begrifflichen Rahmen wird mit Hilfe der Konzepte von Giorgio Agamben und Erika Fischer-Lichte versucht. Agambens These, „zu jedem Pianisten notwendigerweise die Potenz zu spielen und die nicht

zu spielen gehört, Glenn Gould gleichwohl der einzige ist, der es vermag, *nicht* nicht zu spielen und, indem er seine Potenz nicht ausschließlich auf den Akt, sondern auch auf seine Impotenz richtet, gleichsam mit seiner Potenz nicht zu spielen spielt“ (66), also das Vermögen des nicht Spielens interpretiert Katschthaler (im Falle Goulds) als seine körperliche Gesten und als sein Mitsingen beim Spielen. All diese Zeichen seines Vermögens des nicht Spielens, sagt Katschthaler, verkörpern sein stummes Lesen der Noten, und sind integrale Bestandteile der Aufführung. Die Musik wird also parallel, akustisch und körperlich-gestisch (oder könnte man auch sagen: bildlich) präsentiert. Diese These der Parallelität der Medien der verschiedenen Aufführungsaktivitäten bleibt hier leider trotzdem nur beiläufig aufgeworfen, und wird nicht untersucht, wie können diese sozusagen von einem und demselben Subjekt gleichzeitig betriebenen Medien kooperieren, oder in welchem Verhältnis sie überhaupt zueinander stehen? Da diese Seiten nur die Cage-Studie des Bandes einleiten, gehen sie auf diese Fragen nicht tiefer ein. Das Vermögen des nicht Spielens wird durch die Begriffe der Verkörperung und der Entkörperlichung, bzw. des „phänomenalen Leibes“ und des „semiotischen Körpers“ ergänzt aus dem Buch „Ästhetik des Performativen“ von Fischer-Lichte. So entsteht ein konzeptioneller Rahmen, dessen Ausarbeitung als Theorie mehr potenziell bleibt,³ dennoch in der Analyse eine sehr plastische Wirkung macht.

Das berühmt-berüchtigte Stillwerk „4‘ 33““ von John Cage ist schon an sich eine Subversion des Begriffs des Kunstwerkes. Katschthaler untersucht es aber als ein sehr spezifischer Fall des Vermögens des Nicht-Spielens. Anstelle des vorherrschenden und dominierenden Aspekts in der Rezeptionsgeschichte, der die Aufmerksamkeit des Publikums für die Geräusche der Umgebung in den Mittelpunkt stellt,⁴ konzentriert sich Katschthaler auf die visuelle Seite der Rezeption: für die Aufführungen des Stückes „4‘ 33““ ist die konventionelle Konzertsituation signifikant, aber auch der phänomenale Leib des Pianisten und seine Gesten relevant. Zwischen den drei Aufführungen des Werkes durch Cage, die Katschthaler miteinander verglichen hat, macht ihr Kontext den wesentlichen Unterschied: anlässlich einer Vernissage oder aus Mangel des Klaviers kann das Werk seine besondere Rezeptionswirkung nicht entfalten. Mit der Analyse der Aufführungen von David Tudor und John Cage hebt Katschthaler die essenzielle Bedeutung des Visuellen und der Korporalität in der Musikaufführung heraus. Über vieles lässt hier Katschthaler uns nachdenken, z. B. über die wichtige Frage, wie könnte man bei diesen Aufführungen (und auch generell, innerhalb einer Theorie der musikalischen Reproduktion) das Verhältnis vom phänomenalen Leib und signifikanten Körper des Aufführenden beschrei-

³ Um hier nur eine andere Möglichkeit zu erwähnen, könnte man auch der Partitur oder alle Noten als solchen, mit „Lehrstellen“ oder „Potenzialitäten“ operierende Entitäten beschreiben, wie es z. B. Roman Ingarden unter ganz anderen Voraussetzungen getan hat. S. Ingarden, Roman (1962): Untersuchungen zur Ontologie der Kunst. Tübingen.

⁴ Auch Cage selbst hat darauf hingewiesen, dass „vom musikalischen Standpunkt her einen Aspekt (gibt), der das Alltagsleben weitaus faszinierender und außergewöhnlicher erscheinen lässt als zum Beispiel ein Konzert; die Klangvielfalt im Verhältnis zu ihrer Umgebung, einschließlich des Raumes.“ Kostelanetz, Richard (Hg.) (1993): John Cage im Gespräch (Zu Musik, Kunst und geistigen Fragen unserer Zeit). Ostfildern: DuMont Reiseverlag, 163. Trotzdem hat Katschthaler mit dieser Bemerkung auf einen wichtigen und relevanten Aspekt hingewiesen, und in diesem Zusammenhang zeigt sich erneut, dass es einen wesentlichen perspektivischen Unterschied zwischen der schöpferischen Selbstinterpretation und der Rezeption geben kann.

ben?⁵ Vermutlich bleibt das Stück „4‘ 33““ auch in dieser Hinsicht von überragender Bedeutung.

Mit Gewinn und Genuss liest man die subtile Detailanalyse von Katschthaler zu den Werken von Jennifer Walshe. Ihre zwei „Stillwerke“ werden hier in einer Studie in den Fokus gerückt, die sehr mitreißend, äußerst ideenreich, von einer Vielzahl unterschiedlicher Aspekte, Anregungen und Hinweise geprägt ist. Katschthaler analysiert Welshes stummes Musikvideo, „The Softest Music in the Word“, das von der „Immanenz der Unhörbarkeit“ durchdrungen ist. Der erste Teil der Studie einbezieht subtile Verbindungen, Analogien und Unterschiede zwischen Cages „4‘ 33““ und Welshes Werk: beide sind auf ihre Weise Rekontextualisierungen der Abwesenheit, Inszenierungen, die als Medienwechsel interpretiert werden können, Produktionen, die die wesentlichen Merkmale der Musik und die Beziehung zum Hörbaren auch ohne Musik, ohne Töne⁶ betonen können. Ebenso werden Bezüge der beiden Werke zur Popmusik oder zu der Musik immanenten Theatralität diskutiert. In der zweiten Hälfte der Studie werden die letztere und die Performativität herausgehoben. Bemerkenswert ist indessen Katschthalers assoziatives, vernetztes Denken: oft verbindet ein Begriff Autoren, Werke, Motive, theoretische Aspekte, wirkt manchmal fast improvisatorisch, obwohl hinter all diesen Begriffen eine tiefe Gelehrsamkeit und ein souveräner Umgang mit theoretischer Literatur stehen. Den Zusammenhängen werden schnell mit Trennungen und Differenzierungen kontrapunktiert, und sie weisen zugleich die Grenzen der Logik der assoziativen Analyse auf, bzw. verfeinern das Profil des analysierten Phänomens. – Im Gegensatz zu Cages reduzierter Theatralität im Stück „4‘ 33““ sei Welshes „Hygiene“ (2011) eine explizite. Die ziemlich detaillierte Analyse geht auf die Aufteilung des Raumes in der Aufführung, den Rhythmus ihrer Beleuchtung, die aurale und visuelle Ebene, den Schicht der Aktionen und der Videoprojektion ein, und beschreibt, wie deren durchgedachte Integration und Überlagerung funktionieren. Inzwischen spüren wir jedoch, dass die semantische Interpretation (die „Entschlüsselung“)⁷ in den Hintergrund gedrängt wird, wie Katschthaler es ausdrückt: die Narrativität des Stückes ist „höchstens rudimentär“ (104). In der Schilderung von „Hygiene“ wird die Beschreibung des Verhaltens der Signifikanten betont, die Analyse wird zu einer fast „formalen“ Analyse, die den Verbindungen zwischen den Medien nachspürt, genauer gesagt den „Spuren“ oder „Stimmen“ der Signifikanten. Die Analyse deutet weitgehend darauf hin, dass die allgemeine ästhetische Bedeutung des Stückes und sein offensichtlicher semantischer Gewinn die Darstellung der Beziehungen zwischen den Medien sei – nicht die Bildung einer gegenüber dem Spiel der Ketten von Signifikanten und der intermedialen Bezüge „transzendenten“ Bedeutung. Katschthaler analysiert des „Hygiene“ tatsächlich als eine „Komposition“, in der die visuelle, die akustische und die theatralische Ebene gleichwertige, integrale Bestandteile der Komposition sind, und die nur mit einem hybriden Begriff (in dem das Akustische seinen Vorrang verloren hat) als *Musik* beschrieben werden kann.

⁵ Denn auch die von Fischer-Lichte zitierten Theorien befassen sich weitgehend mit der Beziehung zwischen den beiden Körpertypen des Schauspielers.

⁶ Indessen blutet das Herz des Rezensenten, dass es hier keinen Platz genug für die Entfaltung der enorm spannenden Potenzialität ist, die sich im Katschthalers Hinweis auf den Geräusch des technischen Apparats verbirgt, der eine immanente und selbstreflexive Hörschicht der technischen Reproduktion von Musik darstellt.

⁷ Walshe selbst hat den ideologischen Kontext im Programmheft der Uraufführung offenbart: es ist der „des deutschen Diskurses der Volksgesundheit und Leibesertüchtigung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, auf dessen starke militaristische Implikationen“ (zitiert nach Katschthaler, 105).

Der nächste Großkapitel, der mit seiner drei Abhandlungen der längste im Buch ist, steht im Mittelpunkt des Bandes, und hat ein Thema, das den Fokus mehr in Richtung Kunstwerke im klassischen Sinn zu rücken scheint. Die Musik von Gustav Mahler, Alban Berg und György Kurtág wird hier unter dem Gesichtspunkt der Narrativität untersucht. Damit tritt in den Vordergrund der andere Grundbegriff in Katschthalers Buch. Auf den ersten Blick scheint Narrativität die Leitkategorie von Kunstwerken zu sein, die ihren Sinnzusammenhang durch die Organisation ihrer Zeitstruktur gewinnen, Kunstwerke also aus dem Zeitalter der Autonomie der Kunst, wo also beinahe alles von materialimmanenten Zusammenhängen abhängt. Das nennt Katschthaler „komponierte“ Narrativität. In seinem Denken gibt es aber eigentlich keine scharfen Grenzen: so wie ein atmosphärisches Kunstwerk narrative Schichten haben kann, umgekehrt kann ein narratives Kunstwerk atmosphärische Komponenten haben. Außerdem unterscheidet der Autor auch einen anderen Typ der Narrativität, der sich in der Werkgeschichte anlagernden sekundären. Die Beziehung zwischen diesen beiden wird durch die Mahler-Studie des Bandes einleuchtend belegt.

Wie spannend die Rekonstruktion einer Idee sein kann, zeigt also das Kapitel über die Interpretationsmöglichkeiten der Hammerschläge im Finale von Mahlers „Sechsten Symphonie“. Katschthaler untersucht, welcher Klang Mahler vorgeschwebt sein mag, als er in dieses Finale mysteriöse „Hammerschläge“ schrieb. Dies ist eine bekannte (und reichlich recherchierte) Frage der Mahler-Philologie, die Katschthaler auf vielfältige Weise und akribisch behandelt. Seine Aufmerksamkeit erstreckt sich auf das Autograph und die späteren Versionen, untersucht die Veränderungen der musikalischen Textur, detailliert Entwicklungen in der Rezeptionsgeschichte (sowohl Dirigentenentscheidungen als auch die verwendeten Werkzeuge für die Realisierung) und befasst sich ausführlich damit, wie das Problem in der zeitgenössischen Kritiken diskutiert wurde. Das Wichtigste dabei ist für ihn: in welchen narrativen Rahmen sich diese Klänge einfügen lassen. Im Gegensatz zu der „metaphysischen“ oder „biografischen“ Interpretation von Alma Mahler habe das schwer fassbare akustische Phänomen des Hammerschlages eine narrative Bedeutung, die ein integraler Bestandteil der Klangdramaturgie des Satzes sei. „Die Zunehmende Überforderung durch zunehmende Repräsentation von nicht mehr Vorhandenem bei gleichzeitiger Abnahme der Stärke des Hammerschlags ist an diesen Stellen gerade das musikalische Geschehen: Musik gelangt an die Grenze des Geräuschs.“ (138) Das wird auch in einen geschichtlichen Zusammenhang eingelegt: „Unterminierung der symphonischen Norm durch das Übertreten der Grenze des Musikalischen zum Geräusch hin und in erster Linie durch das Übertreten der Konventionen der Symphonik.“ (137) So habe das Finale dieser Symphonie eine antizipierende Kraft für die Musikgeschichte des 20-ten Jahrhunderts. Die Destruktion des angelagerten metaphysischen Sinnes, der „sekundären“ Narrativität dient dazu, die Logik der reinen Klangereignisse zu erklären, die ihre eigenen Grenze transparent machen und in einem das Ende des Universums der reinen musikalischen Ton prognostizieren. Damit wird aber Mahlers Musik ebenfalls mit einer Narrative verbunden, nur eben aus der Perspektive der Gegenwart, nämlich bewaffnet mit dem Wissen über die Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts, mit dem Erkenntnis, dass eine ihrer bestimmenden Tendenzen die Verschiebung von klarem Klang zu Rauschen war. Während früher die metaphysischen Bedeutungen den Maßstab für die Interpretation setzten, so ersetzen sie jetzt die aktuellen Phänomene der musikalischen Gegenwart: die radikale Erweiterung des musikalischen Klanges. Katschthalers Sensibilität für dieses Problem ist übrigens einer der roten Fäden, die sich durch das ganze Buch ziehen. (Ansonsten

entspricht diese interpretatorische Logik im Geiste voll und ganz der Mahler-Rezeption der zweiten Wiener Schule, die Mahlers Musik – nur aus anderen Gründen – aus der Sicht der fortschreitenden Prozesse ihrer Gegenwart heraus als „prophetisch“ wahrnahm.) Noch in der Einleitung des Bandes weist Katschthaler darauf hin, dass der musikalischen Platonismus auch noch in der post-klassischen Narratologie – wonach die Narrative nicht mehr eine inhärente Qualität des Textes, sondern ein durch den Leser/Hörer auf den Text projiziertes Attribut ist – seine Positionen behält, dass also jede Narrativität im Grunde genommen eine mentale Konstruktion ist. Dies gilt natürlich auch für den Begriff der „komponierten“ Narrativität, die als „inhärent“ doch Ergebnis mentalen Operationen ist. In diesem Sinne bewahrt Katschthalers Interpretation einige der grundlegendsten intellektuellen Gesten musikwissenschaftlichen Denkens, mit denen er übrigens wirkungsvoll polemisiert. – In der zweiten Studie des Kapitels wird die Frage der musikalischen Narrativität in den Kontext der Transgression zwischen den verschiedenen Medien gestellt. Während in der Mahler-Studie die Narrativität eng mit der musikalischen Struktur verbunden war, im Kontext von Bergs „Lyrischer Suite“ wird sie eher zur Repräsentation von Bedeutungen. Diese Repräsentation kann Katschthalers Meinung nach durch transmediale Vermittlungen geleistet werden, sogar bei Zwölftonkompositionen, die sozusagen von Haus aus antinarrativ eingestellt seien (laut S. McClary). Katschthaler bestreitet die rezeptionsgeschichtliche Interpretation von Bergs Werk, dass das „verborgene Programm“ der Lyrischen Suite mit einer autobiografischen Narrative identisch und so Schlüssel zum Verständnis des Werkes wäre. In der Interpretation der narrativen Schichten der „Lyrischen Suite“ sei das kulturelle Narrative viel wichtiger, das die Moderne in dualistische Begriffspaare (Erotik/Askese, sinnlich/intellektuell, körperliche Begierde/schöpferische Kreativität usw.) unterteilt, und dessen ästhetisches Programm eine Verschiebung von der Bedeutung zum Klang auszeichnet (wie Kristeva es formuliert hat). Katschthaler entdeckt diese Verschiebung (diese Ästhetisierung oder „Feminisierung“) bereits in Georges Übersetzung von Baudelaire's Gedicht (des verborgenen Programmes), und interpretiert den letzten Satz der „Lyrischen Suite“ (Largo desolato) als eine spezifische transmediale Leistung, in der Berg „den Text des Gedichts von Baudelaire in Musik transformierte, indem er sich von der diskursiven Bedeutung der Worte ab und ihrem Klang und Rhythmus zuwandte“ (151). Der Schwerpunkt dieser Abhandlung verschiebt sich aber von dem bestimmten Werk Bergs zu einem theoretischen Problem: das Ziel ist nicht, Bergs Musik zu analysieren, sondern die Möglichkeiten der Narrativität in einer Musik auszuloten, die als spezifisch antinarrative gilt, bzw. die naive autobiografische Narrativität zu kritisieren, die gegen die kulturelle arbeitet und das ganze Problematik der Intertextualität und der Intermedialität umgeht. Die autobiographische Narrativität kann auch nur in einem intertextuellen Zusammenhang gültig sein. – Im dritten Teil des Kapitels wird das Problemfeld der musikalischen Narrativität in Richtung Performativität und Theatralität erweitern. In Kurtágs „...concertante...“ (Op. 42, 2003) ist die Quelle der Narration nicht die dem Genre (dem virtuosen romantischen Konzert) immanente Theatralität. Das Subjekt seiner Musik ist nicht das bürgerliche Subjekt, das sich aus der Gemeinschaft des Orchesters triumphal abhebt, sondern ein Subjekt, das der ständigen Gefahr des Schweigens ausgesetzt ist und in der Nähe zum Tod intim musiziert. Kurtágs Musik als in Szene setzte Musik öffnet den Raum für die kollektive Verhandlung einer Subjektivität, dessen musikalische Manifestationen ständig mit den narrativen Elementen von Tod und Verstummen verwoben sind. In ähnlicher Weise sind Kurtágs „Kafka-Fragmente“ von der Gefahr des Verstummens organisiert: die Narration birgt die Ge-

fahr des Scheiterns und das Sprechen die des Schweigens. – Das Verstummen ist indessen eines der markantesten Verbindungselemente zwischen den Studien des Bandes, ein gedankliches Leitmotiv. Für Katschthaler scheint das wichtigste und ständig verlockende Problem die Durchquerung und Begehbarkeit des Feldes zwischen Klang und Stille zu sein. In seinem ganzen Buch wendet er sich mit besonderer Sensibilität zu Gestalten des Erklingens, des zur Worte Kommens und zu ihren Inversionen, zur Stille und Verstummen zu. (Nebenbei sei bemerkt, dass dies alles irgendwie immer auch in seinen Kompositionsarbeiten wichtige Rolle spielt.)

Das fünfte Kapitel untersucht eigentlich erneut, ob eine Musik als Autobiographie möglich ist, also ob die Autobiographie als angemessene Narrative in einem musikalischen Prozess interpretiert werden kann. Drei Werken von zwei Komponisten, Kurtág und Krenek werden hier untersucht, denen Franz Kafkas Texte untergelegt sind. Die Werkanalysen jeweils eines Stückes aus jeden Zyklen veranschaulichen unterschiedliche analytische Strategien der autobiografischen Narrativität. Erstmal wird das dritte aus Kreneks „Fünf Lieder“ Op. 82, („Noch spielen die Jagdhunde“) untersucht. Der äußerst sensiblen Analyse des Textes folgt die der Zwölftonkomposition, wobei Katschthalers Augenmerk eindeutig die semantischen Erkenntnisse der Textanalyse lenken. So schafft die Logik des semantischen Spiels zwischen Musik und Text ein äußerst dichtes, sich selbst rechtfertigende Bedeutungsfeld, aus dessen Elementen Katschthaler assoziativ die Möglichkeit einer autobiografischen Lesbarkeit ausliest. Hier macht also eine genaue Textanalyse Platz für die autobiographische Erweiterung: die Lieder können „in chronologischer Linearität“ wie ein Tagebuch gelesen werden. Sehr ähnlich wird die Analyse von Kurtágs Stück („Kafka-Fragmente“ Op. 24., No. 35. auf denselben Kafka-Satz geschrieben) geführt, aber ihre Referenz ist anders: die Biographie ist hier keine lineare Narrative, sondern wird „als ein Netzwerk von Bezügen und Verweisen gestaltet, die latent vorhanden sind, dabei aber einem Spiel von Verbergen und Enthüllen unterworfen werden“ (185). – Der zweite Typ der analytischen Strategie geht den entgegengesetzten Weg: der Ausgangspunkt ist eher eine Metanarrative (das Verhältnis von Krenek und Kurtág zu der neoavantgardistischen Szene, zu ihrer eigenen Kompositionstechnik und zur Möglichkeit der Materialentwicklung in der Musik, bzw. ihre fachliche Beurteilung in dieser Situation), die dann in der Werkanalyse (über Kreneks „6 Motetten nach Texten von Franz Kafka“ Op. 169) als „komponierte“ Narrative wiederkehrt. Katschthaler – wie öfters in seinem Buch – macht in der Rezeption eigentlich nur einen „kleinen“ Schritt, anhand dessen aber den Schwerpunkt verschiebt und die interpretative Konstellation geändert oder gar neu ausgerichtet werden kann. Diese scheinbar kleine Entdeckung bezieht sich hier auf die kompositorische Positionierung des Textes „der wahre Weg“, die Kreneks veränderte Beurteilung der Dodekaphonie zum Ausdruck bringt, und so auch seine existenzielle Lebenssituation reflektiert. – Endlich die Verarbeitung von Kafkas identischem Text in Kurtágs Werk („Kafka-Fragmente“ Op. 24, Teil 2: „Der wahre Weg »Hommagemessage à Pierre Boulez«“) stellt eine weitere Art der autobiografischen Narrativität dar. Die Musik kehrt die Bedeutungen des Textes in ihren Gegenteil um: es gibt hier keinen „wahren Weg“, keine Bewegung, was in Kreneks Musik noch eine Konsequenz ist, wird bei Kurtág zu einem inneren Bewegungsprinzip. Bei Kurtág löst sich die autobiografische Erzählung auf in einem „Rollenspiel von Verbergen und Enthüllen, von mehrdeutigen, oft ambivalenten Verweisen und die Überzeugung, dass der Weg, da es den wahren Weg nicht gibt, nur von einem Ton zu einem anderen Ton führen kann“ (204). – Das musikalische Subjekt wird indessen nicht direkt als theoretisches Problem thematisiert, sondern als Sensibilität, Selbstinterpretation und

Selbstpositionieren der beiden Komponisten in Bezug auf die Texte von Kafka, also als eine Reflexion, die sich auf den semantischen Beziehungen zwischen Text und Musik begründet und über ihre Verknüpfungen indirekt auch die Aspekte des persönlichen Schicksals zugänglich macht.

Das letzten zwei Kapiteln öffnen die Tür weit auf zu den Phänomenen der zeitgenössischen Musikszene. Wir kommen hier nicht nur an die Grenzen der Musik, der Installations- oder Medienkunst, sondern zu neuen Kunstzweigen, künstlerische Aktivitäten, Konzepten, Bewegungen und Ideologien, die den Begriff der Kunst(werke) und das System ihrer sozialen Beziehungen radikal umgestalten. Die Arbeiten von Jennifer Walshe und Brigitte Muntendorf sind Beispiele für eine künstlerische Praxis in diesem Kapitel, die sich nicht nur das Potenzial der Medienrevolution zunutze macht, sondern auch sensibler auf gesellschaftlichen Problemen reagiert und weitgehend verlässt die traditionellen Aufführungs- und Vermittlungsräume, um ganz neue Schauplätze der Wahrnehmung und Kommunikation zu verschaffen. Katschthalers Text verbirgt in diesem Kapitel die Möglichkeit von bis zu zwei oder drei Monographien. Eine Menge neuerer ästhetischer Begriffe, Theorien und theoretischer Debatten werden erwähnt, die versuchen, diesen Wandel zu erklären, aber die meisten von ihnen erscheinen hier fast nur in Aufzählung. Ihre Aufgabe ist, Interpretationsrahmen für die Werke der beiden Komponistin zu schaffen. Die Schlüsselwörter lauten: Gegenwärtigkeit, Transdisziplinarität, Desmologie (Vernetzung), Transmedialität, Korporalität, Performativität und Diversifikation. In diesem dichten Begriffsfeld lassen sich jedoch drei Schwerpunkte ausmachen. Erstens: infolge der Einbettung im System sozialer und kommunikativer Beziehungen, also infolge der Relationalität der Musik verändert sich die Beziehung der Konzertaktivität der Musiker_innen zu den gesellschaftlichen Strukturen und Rollen. Zweitens: das Hauptmedium dieser veränderten Tätigkeit wird der phänomenale Leib der Musiker_innen, womit nimmt auch die Bedeutung der visuellen und theatralischen Elemente zu. Und drittens: verändert sich der Begriff des Schöpfers der Kunst, die Komponist_inn_en werden in einem auch Performer, Direktor, Kurator, Forscher oder Kommunikator. Die Einzelanalysen in diesem Kapitel sind sehr eindrücklich, sensibel, wie etwa die des Projektes von Muntendorf: „Public Privacy“ und des von Walshe: „Grupat“.

Am Ende des Buches breiten sich theoretische Probleme, die bisher nur als „versteckte Bäche“ heruntergesickert sind, zu einem Fluss, sowohl im wortwörtlich als auch im übertragenen Sinne. Mit der zweiten Grundkategorie des Buches, der Atmosphäre und mit den dazu gehörenden Hörerlebnissen von Musik, versucht Katschthaler den Horizont der ästhetischen Interpretation von Musik zu erweitern. Darauf deutet bereits die Vielfalt der neuen Kunstgattungen wie Sound Art, Field Recording, Composition, Soundscape-Composition, Klanginstallation. Während die Verräumlichung der Musik, die ursprünglich eine Zeitkunst ist, wie Adorno sagte, irgendwo zwischen Debussy und Strawinsky auftauchte und als einer Erscheinung der „Verfransung“ zu einem wichtigen Spezifikum der Neo-Avantgarde-Musik wurde, interpretierte Gernot Böhme die Musik als eine wesentlich Raumkunst, innerhalb derer die Hörer „akustische Phänomene als solche wahrnehmen, nicht als Äußerungsformen von etwas“ (232), und ihrer Antinarrativität ist einzig das akusmatische Hören adäquat.⁸ Wobei diese Anti-Visua-

⁸ Anhand der in diesem Kapitel analysierten „soundscape“ Produktionen ergänzt Katschthaler diese Art des Hörens mit dem Begriff des „relationalen Hörens“ von Lawrence English. Bei fieldrecordings kann man eine „Widerständigkeit des Klangs“ erfahren. Nye Parry spricht so über dieses Phänomen, als ob wir in der ver-

lität und Ikonoklasmus sind nicht ganz neu in der Musikästhetik, sie tauchten noch Mitte des 19. Jahrhunderts in der Debatte zwischen Formästhetik und Neuer Deutschen Schule auf, obwohl hinter beiden Positionen die Vorstellung einer transzendenten Form oder Bedeutung wirkte, die über die bestimmten Klänge hinausging. Aufgrund der erwähnten Theoretiker (Böhme, Waldenfels, Murray F. Schafer und Pierre Schaeffer) und einer Neukonzeption des Hörens scheint Katschthaler über eine „phänomenologische Wende“ in der Musik(kultur) zu sprechen, die sich aber doch nicht ganz von der „platonischen Kultur“ der Musik lösen kann. Katschthaler versucht, die „atmosphärische“ Musikkultur durch eine Analyse des spannenden Projekts von Annea Lockwood („The Sound Map of the Danube“) darzustellen, aber sofort ihren Grenzen auch zu präsentieren. Das hörbare Ergebnis, das der Konzeption nach einer Dokumentation der Klangräumen des Flusses sein sollte, aber sich gleichzeitig mit einer gescheiterten Geste der Zurücknahme von Subjektivität paart, beweist schließlich, dass „die Signifikanz eines Sounds eine Frage des Hörens ist, und zwar bereits im Stadium der Aufnahme, nicht erst beim Anhören in der Installation. Mehr noch als ein Sound-Porträt der Donau, bekommen wir also ein Sound-Porträt der Hörerin Annea Lockwood. In diesem Sinne kann man dann auch von einer Dokumentation sprechen, von einer Dokumentation des Hörens auf die Donau“ (237–38). Die von Lockwoods strukturierten Aufnahmen erscheinen auch hier sowohl als Repräsentationen von Bedeutungen als auch als kognitive Konstrukte, zumindest haben sie immer eine solche Schicht.

„Zwischen Atmosphäre und Narration“ verarbeitet ein erstaunlich reiches Material, dessen Vielfalt, wie ich bereits angedeutet habe, die Frage nach der Kohärenz aufwirft. Das liegt aber vor allem an Karl Katschthalers persönlicher Begabung, Denkweise, akustischer Sensibilität und an seinem beeindruckend souveränen Umgang mit der Literatur in diesem Buch. Eine besondere Freude für den Leser bedeutet die Offenheit, mit der der Autor mit dem Begriff und möglichen Formen von Musik umgeht, von denen viele in der heutigen ungarischen Musikwissenschaft leider immer noch das Schicksal eines Stiefkinds erleiden, bestenfalls am Rand des Horizont auftauchen. Die beiden im Titel angedeuteten Begriffe führen also gerade nicht zu einer geschlossenen Dichotomie, sondern zu einer produktiven Diversifizierung der musikalischen Interpretation.

wirklichten Utopie befänden, die für Adorno in einer ungewissen und undefinierbaren Zukunft vorschwebte. Parry wird von Katschthaler zitiert 225–26.

Rezensionen

Detlef Haberland (Hg.):
Der Orientreisende Ulrich Jasper Seetzen und die Wissenschaften.
Oldenburg: Isensee Verlag, 2019
(= Schriften der Landesbibliothek Oldenburg, 69)

Orsolya Tamássy-Lénárt (Budapest)

Der Reisende Ulrich Jasper Seetzen (1767–1811) gehört zu jenen Gelehrten, deren wissenschaftliche Ergebnisse im 19.–20. Jahrhundert aufgrund einer Reihe von Paradigmenwechseln in mehreren Disziplinen so gut wie in Vergessenheit geraten sind. Der vom Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes Detlef Haberland als „Marathon Man“ (S. 9) bezeichnete Seetzen geriet erst wieder zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Kontext der Forschungen zur Reiseliteratur in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses. Haberland, der mehrere Sammelbände und Texteditionen über das facettenreiche Leben und Oeuvre Seetzens veröffentlichte, leistete einen maßgeblichen Beitrag zur Etablierung einer internationalen Seetzen-Forschung – denken wir nur an die deutsch-ungarische Textausgabe seiner Reise durch Ungarn, die 2020 in Kooperation des Georg Olms und des Balassi Verlags erschien. Die insgesamt 19 Beiträge des in Oldenburg 2019 verlegten Bandes wurden 2017 an einer Jubiläumstagung zum 250. Geburtstags Seetzens präsentiert. Seetzens dichterisches Engagement, seine Orientreise und seine Sammeltätigkeit sind Gegenstand der Untersuchungen. Besondere Aufmerksamkeit widmen einige Beiträge der Erschießung der Arbeitsweise, Methoden und Techniken des Reisenden. Die Aufsätze sind in sechs thematische Großblöcke unterteilt.

In der ersten thematischen Einheit erfolgt eine Annäherung an die Denkweise und Wissenspraktiken des Orientreisenden. Den Auftakt bildet der Beitrag von Eva-Maria Siegel, die Reismotive und Darstellungsmodi Seetzens und Humboldts vergleichend das essenzielle Interesse Seetzens an den Landessprachen nachweisen konnte, wodurch er – wohl im Sinne des Begründers der vergleichenden Sprachforschung Wilhelm von Humboldt – die Weltanschauung der Sprachteilhaber zu erkennen hoffte (S. 19). Anders als Humboldt begeisterte sich Seetzen für die Vielfalt der Töne und Klänge fremder Sprachen, was in seiner von akustischen Signalements begleiteten Reisedarstellung zum Ausdruck kommt (S. 35). Giovanni Bonacina macht anschließend mithilfe des *Reiseplans ins innere Afrika* Seetzens Bezug zur Religion sichtbar. Durch die Darstellung der Erinnerungsorte der jüdischen, christlichen und islamischen Religionen im Mittleren Osten wird deutlich, dass der Orientreisende aus dem ostfriesischen Jever in konfessionellen Fragen den Standpunkt des beobachtenden Philosophen geltend machte, der „zwischen zwei Religionen mit ihren Variationen keine großen Unterschiede findet“ (S. 38) und einen Skeptizismus gegenüber der Abhängigkeit des Geistes vom Glauben an das Übernatürliche entwickelte (S. 40–41). Während seiner Reise hat sich Seetzen aber nicht nur mit konfessionellen Fragen auseinandergesetzt, sondern auch als Dichter „Fragmente einer großen Konfession“ hinterlassen. In seinem Beitrag thematisiert Detlef Haberland die Suche

Seetzens „nach den Grenzen der Sprachen“. Das philosophische Gedicht *Die Pyramide*, dessen Textedition Haberland in den Anhang zu seiner Studie setzte (S. 90–135), weist zugleich darauf hin, dass es nicht die „Grenzen der Sprache“ waren, zu denen Seetzen vorstieß, sondern dass er vielmehr versuchte, „seinen eigenen Standort innerhalb der Grenzen des Denkens zu definieren“ (S. 88). Auf Grund des Gedichtes lassen sich Seetzens Denken, Auto-Image und intellektuelle Traditionslinien bestimmen, wodurch dieser von der Forschung bisher kaum thematisierte Text als eine wichtige Quelle zur Standortbestimmung des Orientreisenden betrachtet werden muss.

Der zweite Block der Beiträge widmet sich der Darstellung der Stationen von Seetzens Reise über Göttingen, Prag und von Wien entlang der Donau nach Konstantinopel, wobei er das innere Afrika erreichen wollte. Ivan Parvev, dem Autor des ersten Beitrags dieser Sektion, zufolge begeisterte die Reise auf dem Balkan das Lesepublikum deutlich weniger als die Erschließung der unbekannteren Gegenden auf dem afrikanischen Kontinent, an die das Interesse nach Napoleons Ägypten-Expedition 1798 enorm anwuchs. Trotzdem lieferte Seetzens etwa 100 Tage umfassende Balkanreise wichtige Erfahrungen über den Orient. Diese Reiseschilderungen sind für die heutigen Leser*innen eine wichtige Quelle zum Wahrnehmungshorizont eines Reisenden um 1800 bezüglich der aus seiner Sicht fremden Land- und Völkerschaften. Darauf weist auch Tünde Katona in ihrer Analyse des Seetzen'schen Ungarnbildes hin. Der Orientreisende zeichnet ein facettenreiches Bild Ungarns, das auch durch seine individuellen Erfahrungen, persönlichen Beobachtungen und Reaktionen beeinflusst wurde. Zugleich wird durch diese „Mikrogeschichten [...] das Gesamtbild beträchtlich erweiter[t]“ (S. 172). Die Darstellung der Donauschiffahrt ist eine reiche Fundgrube literarischer Ungarnbilder, denn Seetzen vermittelte nicht nur romantische Landschaftsdarstellungen, Ergebnisse astronomischer und geographischer Messungen und facettenreiche Städtebilder, sondern auch eine Handvoll Informationen über das Leben im multiethnischen Königreich. Eine weitere bedeutende Station auf seiner Reise nach Afrika ist Konstantinopel. Das heute als unsystematisch wirkende, „intuitive Erfassen“ (S. 181) Konstantinopels und das aufgeklärte Wissenschaftsverständnis, das sich Seetzen während seiner Studien in Göttingen angeeignet haben musste, stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Detlev Quintern. Seetzen, geprägt durch die Weimarer Klassik, wusste die orientalische Kultur und Wissenschaft zu schätzen: Er lernte während seiner Reise Osmanisch und Arabisch, interessierte sich in Anlehnung an den Wiener Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall für arabische, persische und osmanische Handschriften. Quintern betont in seiner Studie, dass in Seetzens Darstellung die Vielvölker-Metropole als ein „Mosaik verschiedener religiös-kultureller Gemeinschaften“ galt und darin sich seine Faszination für die unterschiedlichen Glaubenswelten und Bräuche manifestierte (S. 189). Dass Seetzen ein großes Interesse an den orientalischen Kulturen hatte, beweist – wie oben angedeutet – das Erlernen unterschiedlicher Fremdsprachen. Das Arabischlernen war jedoch zu Seetzens Lebzeiten keine Seltenheit, wie Natalia Bachor in ihren beiden Aufsätzen belegen kann. Mehrere Beweggründe dafür lassen sich anführen, wie etwa „humanistisch-philologisches Interesse zwecks besseren Verständnisses des Bibeltextes“ (S. 196), Teilnahme an Missionsreisen oder auf Grund diplomatischer und Handelsbeziehungen zum Osmanischen Reich. Seetzens Motivation hing vielmehr mit dem turbulenten Zeitalter um 1800 im Nahen Osten zusammen: Er konnte sich als arabischer Arzt tarnen und dadurch Gefahren umgehen und die Sprachkenntnisse ermöglichten ihm überdies eine direkte Kommunikation mit den Bewohner*innen der besuchten Gebiete. Für

Seetzen war insbesondere die gesprochene Sprache von Relevanz und mangels Lehrwerke schuf er in Form von Vokabel- und Konversationshefte eigene Hilfsmittel, die wichtige Quellen für künftige Forschungen darstellen. Seetzens linguistisches Interesse manifestierte sich auch in seinem phonetischen Transkriptionssystem auf Basis des aleppinisch-arabischen Dialekts, das Bachour in ihrer zweiten Studie einer genaueren Betrachtung unterzieht.

Dem ersehnten aber nicht (ganz) erreichten Reiseziel Afrika wurde die dritte Einheit des Sammelbandes gewidmet. Dass Seetzen nicht nur afrikanische Sprachen aneignete, sondern auch Großes für die Sprachenforschung leistete, indem er sich auch als Sprachensammler betätigte, wird in der Studie von Angelika Jakobi erläutert. Seetzen hat nämlich nicht nur Vokabelhefte für sich zusammengestellt, sondern während seiner Reisen auch Wortlisten zur Dokumentierung von orientalischen, oft schriftlosen Sprachen (z. B. dem sog. „Zigeunerarabischen“) angefertigt – die Autorin des Beitrags konnte 14 afrikanische Wortlisten belegen. Obwohl diese Listen „für deskriptiv arbeitende Linguisten heute kaum mehr verwertbar“ (S. 297f.) seien, sieht die Verfasserin vorwiegend in den Sprachnahmen ein Forschungspotenzial für kulturhistorische Untersuchungen. Aus „afrikahistorischer Sicht“ sind nicht nur diese Glossen von Relevanz. Wie Stephanie Zehnle in ihrem Beitrag bewies, verdienen die Darstellungen Seetzens über „das geographische Chaos“ des inneren Afrikas die Aufmerksamkeit der Forschung. Sie betont be-rechtigt, dass Seetzen zwar nicht als Afrikareisender wahrgenommen werden kann, aber seiner theoretischen Konzeption des inneren Afrikas gebührt eine vertiefende Aufarbeitung, insbesondere auf Grund der darin festgehaltenen „transkulturellen Stereotypen über Afrika“ (S. 300).

Seetzen wollte die Welt des Orients und des afrikanischen Kontinents für die europäische Leserschaft nicht nur durch seine Sammeltätigkeit erschließen, sondern er wollte – geprägt u. a. durch den Leiter der Gothaer Sternwarte Franz Xaver Zach – zur geodätischen Vermessung dieser Gebiete beitragen. Der vierten Sektion sind zwei Aufsätze zugeordnet. Michael Geffert und Oliver Schwarz stellen in ihrem Beitrag fest, dass der Orientreisende bei der Reiseplanung über keinerlei Vorkenntnisse über Methodik und Praxis der astronomischen Ortsbestimmung verfügte. Ihr Beitrag gewährt zudem einen Einblick „in die astronomischen Hintergründe, die Methoden, die Instrumente und die Ergebnisse von Seetzens astrogeodätischen Messungen“ (S. 329). Auf seiner etwa 5000 km langen Reise führte er an etwa 100 Ortschaften Messungen durch. Das gelte zwar nicht als Pionierleistung, aber Seetzen habe dadurch der Wissenschaft seiner Zeit einen Verdienst erwiesen. Welche Instrumente Seetzen während seiner Fahrt unter seinen – im Vergleich zu Humboldts – bescheideneren Reisemitteln mitgenommen hat, kann der zweiten Studie von Eberhard Schulz-Lüpertz entnommen werden. Zu seinem Instrumentarium (eine genaue Liste befindet sich im Anhang, S. 363–372) gehörten Geräte zur geographischen Ortsbestimmung, Höhenmessung oder die sog. „Camera clara“ (S. 358–359), welche die originale Abbildung der Landschaften ermöglichte.

Dass Seetzen sich nicht nur für ferne und unbekannte Regionen interessierte, thematisieren die Beiträge der fünften thematischen Einheit. Werner Menke weist in der ersten Studie der Sektion nach, dass der als Orientreisender apostrophierte Seetzen sich ebenfalls intensiv „mit naturkundlichen, technischen, ökonomischen und ethnographischen Besonderheiten des mitteleuropäischen Raumes“ sowie mit seiner nordwestdeutschen, friesischen Heimat beschäftigte (S. 375) und mehrere Publikationen im naturkundlichen Bereich verfasste, die wichtige Quellen für kultur-, sozial- und wirtschaftshistorischen Forschungen des Raumes waren. Antje Sander, Autorin des zweiten Beitrags, zufolge dienten Seetzens Reise im Friesland sowie der Aufbau

seiner Naturalien- und Mineraliensammlung zugleich als Vorbereitung für die Orientreise: „Die hier erprobten Arbeitsmethoden, die Handhabung von technischen und mechanischen Hilfsmitteln [...] gaben ihm das Rüstzeug und die methodische Sicherheit für sein großes Vorhaben“ (S. 395). Hans Beelens – dritte – Studie beschreibt Seetzen als „ein[en] erfahrene[n] Holländgänger“ (S. 412). Seine auf seinen beiden Niederlandreisen (1793, 1797) gemachten Einsichten präsentiert er in mehr als 20 gedruckten Schriften. Daneben beschäftigte sich Seetzen mit der Übersetzung von Texten mit wirtschaftswissenschaftlichem Schwerpunkt aus dem Holländischen. Beelen kann in diesen frühen Texten bereits ein linguistisches Interesse als Leitmotiv feststellen. Seetzens ethnographisches Interesse ist der Aufsatz von Joanna Szkolnicka gewidmet. Sie meint, dass Seetzens Bemerkungen zum „Weichselzopf“ einen wesentlichen Beitrag zur kaschubischen Volkskunde leistete.

Den Ergebnissen der vielfältigen Reisetätigkeiten Seetzens und der Bedeutung seiner Sammeltätigkeit für die Nachwelt wenden sich die Beiträge des letzten, sechsten Themenblocks zu. Uta Wallenstein erforscht das Versprechen des fachlich vielseitig qualifizierten Seetzen der herzoglichen Familie in Gotha gegenüber, den „Gewinn neuer natur- und kulturgeschichtlicher Erkenntnisse“ (S. 443) zu erbringen. Tatsächlich seien die Erwerbungen „mit einem erstaunlichen Gefühl für die Vielfalt der altägyptischen Kultur“ (S. 449) getätigt worden, so dass etwa 70% der Stücke der 2013 eingerichteten Gothaer Ägypten-Ausstellung auf Seetzens Sammlung zurückgehen. Angeregt durch die bekannten Forschungsreisenden der Zeit (wie etwa durch Humboldt) sammelte Seetzen orientalische Handschriften, denen sich Monika Hasenmüller in ihrem Beitrag zuwendet. Sie sieht Seetzens bleibendes Vermächtnis im „Zusammentragen einer umfangreichen Sammlung ‚Natur- und Kunstproducten‘ aus den bereisten Regionen“ (S. 460), die heute teils in der Ägypten-Sammlung der Stiftung Schloss Friedenstein bzw. in der Handschriftensammlung der Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt aufbewahrt ist, was als Ergebnis seiner bewussten Ankaufspolitik und einer gezielten Auswahl der angebotenen Handschriften zu werten sei. Seetzens Erbe in seiner engeren Heimat geht Anja Belemann-Smit nach. Sie stellt fest, dass im sog. Seetzeniana im Jever’schen Mariengymnasium sein Andenken lebendig gehalten wird. Seine in der Bibliothek aufgehobenen Handschriften und Büchern, die Seetzen vor seiner Abreise in Jever ließ, sowie der Nachlass Diedrich Ulrich Heinemeyers, der eng mit Seetzen befreundet war, liefern wichtige Informationen zur Orientreise.

Der Sammelband bezeugt die vielfältigen Tätigkeiten des Orientreisenden Seetzen. Er dient mit wertvollen neuen Informationen, die Seetzen als Linguisten und Sammler präsentieren, und gibt einen Überblick über sein reiches Oeuvre. Somit wurde das in der Einleitung formulierte Ziel des Herausgebers, „bisher unbearbeitete Sachgebiete, Regionen und übergreifende Bezüge zu diskutieren und in neue Kontexte zu stellen“ (S. 11), erreicht. Die Beiträge ergänzen einander und zeichnen über den Reisenden das Bild eines interdisziplinär arbeitenden Wissenschaftlers, der durch seine vielfache Sammeltätigkeit sowie durch die Beschäftigung mit dem Eigenen und dem Fremden mehrere Disziplinen nachhaltig bereicherte. Der Sammelband leistet damit der Seetzen-Forschung ausreichend Nachschub.

Krisztián Majoros:
Die Zelle im Trichter.
Eine korpusbasierte Methode der Metaphernsuche
Berlin: Peter Lang, 2018

Gyopárka László-Sárközi (Debrecen)

Liest man Titel und Untertitel des vorliegenden Buches, kristallisiert sich die Motivation des Autors heraus, eine neue korpusbasierte Methode der Metaphernsuche mit dem Konzept der ZELLE zu kombinieren. In der Arbeit liegt der Schwerpunkt auf der erarbeiteten, getesteten und weiterentwickelten Herangehensweise der Metaphernanalyse, die von dem konkreten Untersuchungsgegenstandsbereich und dem gewählten Korpus völlig unabhängig ist. Der Autor, der ursprünglich Biologie und Germanistik studiert hat und auf korpuslinguistische Art und Weise diese zwei Wissenschaftsdisziplinen miteinander in Verbindung gesetzt hat, zieht das Konzept die ZELLE in seinen Untersuchungen zum Testen der Herangehensweise der Metaphernsuche in Betracht und verzichtet damit auf einen ausschließlich im theoretischen Rahmen behandelten Methodenvorschlag zur Metaphernidentifizierung. Das analysierte Konzept wird nicht nur wegen seiner Abstraktheit als Zielbereich in der (molekularen) Zellbiologie unter die Lupe genommen, sondern es werden auch empirische Untersuchungen der ZELLE als Ursprungsbereich in der Soziologie durchgeführt.

Was die Gliederung der Monographie betrifft, folgen die zwei empirischen Untersuchungen (Kap. 3 und 4, bzw. Kap. 6 und 7) der Einleitung (Kap. 1) und dem theoretischen Hintergrund (Kap. 2). Das fünfte Kapitel bietet dem Leser eine Zwischenbilanz an. Am Ende wird dieses schwerpunktmäßig methodologisch ausgerichtete Werk mit einem Kapitel mit der Zusammenfassung der Ergebnisse und einem Ausblick weiterer möglicher Untersuchungen mithilfe der erarbeiteten „Trichter“-Methode vervollständigt.

In der Einleitung wird das Hauptanliegen des Werks klar festgelegt, indem das folgende erste Problem formuliert wird: „Inwiefern ist die hier zu erarbeitende Methode der Metaphernsuche für die empirische Erforschung des komplizierten Zusammenhangssystem der inter- und intradisziplinären metaphorischen Konzeptualisierung geeignet?“ (S. 16), d. h. die Darstellung der Ausarbeitung und des Testens einer neuen Methode der Metaphernsuche, die durch empirische Forschungen zu Zusammenhängen von mehrerer Wissenschaftsdisziplinen auf der metaphorischen Ebenen führt. Ferner werden noch zwei zur Lösung des ersten Problems beitragende Teilprobleme präsentiert, die auf das Konzept der ZELLE als Zielbereich und als Ursprungsbereich Bezug nehmen. Das Kapitel beinhaltet auch die Entdeckung metaphorischer Konzeptualisierung komplizierter Zusammenhänge in verschiedenen Disziplinen, dessen Ausgangspunkt manuell extrahierte empirische Daten bilden. Der Autor hat die Absicht, diese Ergebnisse auch mit Korpusdaten zu belegen.

Die im Buch vertretenen theoretischen Grundlagen beziehen sich auf die konzeptuelle Metapherntheorie von Lakoff und Johnson (1980), die gleich nach der Einleitung am Anfang des zweiten Kapitels erörtert wird (S. 19–21). Die Verbindung von zwei Domänen, welche eine unidirektionale Projektion vom Konkreten zum Abstrakten, genauer gesagt vom Ursprungsbereich zum Zielbereich manifestiert, liegt dem Prozess der Konzeptualisierung zugrunde. An dieser Stelle hat der Verfasser den bisherigen Theorien, Methoden, bzw. deren Kritikpunkten und Mängeln Aufmerksamkeit geschenkt und konzentriert sich auf die Notwendigkeit zur Ausarbeitung einer korpusbasierten Methode zur Analyse von figurativen Ausdrücken.

Auf die Klassifikation der konzeptuellen Metaphern folgt eine ausführliche Zusammenfassung der Kritikpunkte an der konzeptuellen Metapherntheorie. Der Autor schließt an Kövecses (2006: 87) an, der eine ohne den Kontext und ohne Korpora ausgeführte Untersuchung konzeptueller Metaphern für problematisch hält (S. 32). Außerdem findet auch die Problematik des Metaphernbegriffs im Lakoffschen Sinne Erwähnung, da die Trennung der konzeptuellen Metapher von ihren sprachlichen Realisierungen – in Anlehnung an Skirl & Schwarz-Friesel (2013) und Murphy (1997) – nicht außer Acht gelassen werden kann. Der Autor hebt die zirkuläre Argumentation, einen „der ernsthaften und am häufigsten erwähnten Kritikpunkte“ (S. 33) hervor, die auch von anderen Linguisten betont wird (McGlone 2001, Murphy 1996, Keysar et al. 2000, Haser 2005, Vervaeke & Kennedy 1996). Akzente der Kritik werden noch auf die Inkohärenz der Standardtheorie (McGlone 2001, Jäkel 1997), die Alltäglichkeit der metaphorischen Konzeptualisierungen (Keysar 2000) und das Prinzip der Invarianz (Murphy 1996, Haser 2005) gelegt. Letzteres bietet auch keine Möglichkeit zur Lösung der „Annahme, dass zu einem Zielbereich mehrere Ursprungsgebiete gehören können“ (S. 32). Obwohl ganz viele von anderen Linguisten ans Licht gebrachte und vom Autor zusammengefasste Kritikpunkte im Werk angeführt worden sind, kann trotzdem die Originalität dieser Theorie laut Majoros nicht bezweifelt werden.

Dem Unterkapitel 2.2, in dem es um Metaphern in der Wissenschaftssprache und Wissenschaftsberichterstattung geht, kommt eine bedeutende Rolle zu, weil die durch intra- und interdisziplinären Faktoren, bzw. die Gesellschaft geprägten Wissenstransfermetaphern Einfluss auf zwei oder mehrere voneinander weit entfernt stehende, mit Metaphern verbundene Wissenschaftsdisziplinen ausüben können. Näher betrachtet werden noch die Metaphern in der Virologie, denen der Autor drei Seiten widmet. Hier wird der Begriff erörtert, um behaupten zu können, dass die Trennung der Konzepte des VIRUS und der ZELLE biologisch gesehen unmöglich ist (S. 54), was auch in den zwei Metaphernmodellen der Fall ist: Aufgrund der Analysen von Liebert (1995: 167) ist ein klarer Zusammenhang zwischen den konzeptuellen Metaphern der Virusinfektion und der Zellvorgänge zu erläutern.

In der ersten empirischen Untersuchung (Kap. 3 und 4) wird das Hauptziel der Arbeit noch einmal in den Fokus gebracht und der Verfasser weist wieder auf die Kritik der in linguistischen Untersuchungen anzutreffende Intuition und Introspektion hin, die – so weit wie möglich – begrenzt werden müssen. Im dritten Kapitel geht Majoros auf die Geschichte der Zellbiologie ein. Danach wird eine historische-diachrone Metaphernanalyse manuell durchgeführt, in die Universitätslehrbücher zur Zellbiologie aus unterschiedlichen wissenschaftsgeschichtlichen Epochen, bei denen der Schwerpunkt auf die Proteinsynthese gelegt wird, mit einbezogen werden. Das Konzept der ZELLE wird in diesen zwei Kapiteln als Zielbereich angesehen. In dieser Hinsicht sind die Ergebnisse von großem Belang, da ein im Laufe der Zeit sich verän-

deres Metaphernsystem von Wissenstransfermetaphern in der Zellbiologie anhand des angewendeten Korpus festgestellt werden kann. Auf der anderen Seite macht der Autor die Defizite deutlich, welche die qualitative manuelle Metaphernidentifikation zeigt: Die Metaphernsuche ist ohne eine korpusbasierte Untersuchung wegen des eingeschränkten Untersuchungsmaterials, bzw. des Mangels an quantitativen und statistisch repräsentativen Ergebnissen nicht zu vollziehen (S. 79).

Mit der Anwendung der „Trichter“-Methode werden Intuition und Introspektion so viel weit möglich in den Hintergrund gerückt, obwohl auch diese Methode von diesen Charakteristika nicht völlig frei ist. Die erarbeitete halbautomatische korpuslinguistische Herangehensweise besteht aus fünf Schritten, die am Beispiel der manuell ausgeführten Untersuchung im Weiteren im Teilkorpus des Mannheimer IDS-Korpus (DeReKo) in 15 Jahrgängen der populärwissenschaftlichen Onlinezeitung *sprektumdirekt* getestet wird, um sie zu unterstützen und zu ergänzen. Der erste Schritt integriert die Suchanfrage im elektronischen Archiv zum Konzept der ZELLE als Zielbereich und die Zusammenstellung eines viel kleineren Korpus mit den Kontextabschnitten, dem die manuelle, aber trotzdem schneller und einfacher durchführbare Überprüfung der relevanten Textabschnitte folgt. Als dritter Schritt dient eine neue, sich auf die relevanten figurativen Ausdrücke beziehende Anfrage der SD-Items (SD steht für source domain (Ursprungsbereich), TD für target domain (Zielbereich)). Die Quantifizierung der Belege ergibt sich im vierten Schritt, nach dem als Letztes noch die gefundenen metaphorischen Ausdrücke gruppiert und Konzepten zugeordnet werden. Die Verfahrensweise zeigt wenige Ähnlichkeiten mit den von Stefanowich (2006: 2 ff.) zur Metaphernsuche in Textkorpora empfohlenen Strategien. Sie unterscheidet sich im Hinblick darauf, dass in unserem Fall „nur die relevanten Kontextabschnitte“ (S. 87) berücksichtigt werden und keine SD-Items vorangegenommen werden. Die Ergebnisse bringen das Einvernehmen des in der manuellen Phase erörterten Metaphernsystems zum Ausdruck, mit denen die oben vorgestellten, schon vorhandenen Ergebnisse berechtigterweise belegt, verfeinert und ergänzt werden können. Auf den Seiten 88–89 veranschaulicht der Autor mit einer eigenen Darstellung den „Trichter“-Charakter der neuen Methode.

In der zweiten empirischen Untersuchung (Kap. 6 und 7) geht der Autor der ZELLE als Ursprungsbereich in der Soziologie nach. Wiederum wird eine wissenschaftsgeschichtliche Bezugnahme dargestellt, deren Ergebnis – die Organismus-Metapher – sowohl in der Antike als auch im 19. Jahrhundert stichhaltig formuliert werden kann. Soziologie und Biologie sind aufgrund der diachronen Analyse miteinander metaphorisch verflochten (S. 133). Die manuelle Analyse des Werks von Schäffle (1875) bestätigt auch das Angeführte und es ist zu erfahren, dass die gesellschaftlichen Phänomene durch organische Begriffe konzeptualisiert werden. Die Leser können davon überzeugt sein, dass die metaphorischen sprachlichen Ausdrücke der in diesem Abschnitt genannten Wissenstransfermetaphern auf den konzeptuellen Bereich bedeutend rückwirken, was wieder für die im zweiten Kapitel prädierte (S. 43), nicht trennbare Handhabung der sprachlichen und konzeptuellen Ebenen spricht.

Das siebte Kapitel steht vor uns als neue Anregung, weil es sich mit der weiterentwickelten „Trichter“-Methode beschäftigt, die die automatische Kookkurrenzanalyse zu Hilfe ruft, um die Introspektion auf der Datensammlungsebene zu eliminieren und die Fragen zu beantworten, ob die organische Metapher im soziologischen Bereich auch in der heutigen Welt festzulegen ist, bzw. ob sie statisch erscheint, also sie keinem Wandel unterliegt. Die Kookkurrenzanalyse

ermöglicht größere Korpora auf empirische Weise zu überprüfen. Die Leser bekommen einen kurzen Einblick in die Kookkurrenz und verschiedene, in der Korpuslinguistik zur Hypothesenstellung anwendbare statistische Tests. Die Methodenschritte sind auch hier voneinander gut abzugrenzen. Da es in diesem Kapitel um die korpusbasierte Überprüfung von dem Konzept der ZELLE als Ursprungsbereich geht, wird im ersten Schritt der vom Autor weiterentwickelten Methode die den repräsentativen TD-Item enthaltende Suchanfrage angegeben. Im nächsten Schritt wird „eine statistische Kookkurrenzanalyse zu den Treffern durchgeführt“ (S. 138), die eine Liste der Kookkurrenzen mit den potenziellen SD-Items resultiert, in der figurative Ausdrücke im dritten Schritt manuell gefunden werden müssen. Diese bilden die Basis der im nächsten Schritt anzugebenden komplexen Suchanfragen der SD-Items. Der fünfte Schritt dient der Analyse der Kontextabschnitte. Nach den schon identifizierten SD-Items muss in dem vorletzten Schritt abermals gesucht werden, um die Häufigkeitsdaten ermitteln zu können. Der letzte, siebte Schritt wendet sich der Veranschaulichung und Deutung der Ergebnisse zu (S. 138–140), was intuitive Züge mit sich bringt, da es immer die Aufgabe der Forscher ist. Die Häufigkeitsdaten und die LLR-Werte (log-likelihood-ratio) liefern Beweise nicht nur für die Anwesenheit der Zellmetapher, sondern auch für die der Organismus-Metaphorik.

Das Unterkapitel 7.4 (S. 159) übt durch das Beispiel der rekursiv angewendeten, im Detail vorgelegten weiterentwickelten „Trichter“-Methode eine motivierende Wirkung aus, wobei ferner die Krankheitsmetaphorik zweckmäßig einer qualitativen Analyse unterzogen wird, d. h. die Rekursion immer so definiert wird, dass sie die entsprechende Operation wiederholend durchführen kann.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass das Buch nicht nur eine Darstellung der umfassenden Metaphorik gewisser Wissenschaftsdisziplinen bietet, sondern der Verfasser auch die Untersuchung figurativer Ausdrücke im Licht der erarbeiteten, getesteten und weiterentwickelten „Trichter“-Methode neu beleuchtet. Die bereits am Anfang der Arbeit aufgeworfenen Probleme werden gelöst, was die Erfüllung der gestellten Ziele explizit untermauert. Den Leitfaden des rezensierten Werks kann man dank seines logischen Aufbaus leicht nachvollziehen. Was noch erwähnenswert in Bezug auf die vorliegende Arbeit erscheint, sind die das Lesen erleichternden (Teil-)Zusammenfassungen am Anfang und am Ende fast jedes Kapitels, welche noch mit einer *Zwischenbilanz* als fünftes Kapitel ergänzt werden.

Die von Majoros entwickelte halbautomatische Herangehensweise ist seit dem Erscheinen des Originalwerks auch schon für die Untersuchung der Metaphern im Bereich der Migration erfolgreich eingesetzt worden (Csatár et al. 2021, Csatár et al. 2018, Tóth et al. 2018), dementsprechend scheint die Relevanz der Arbeit belegt worden zu sein. Die Aktualität des Werks liegt des Weiteren daran, dass die hier skizzierte Methode eine gute Möglichkeit zur Untersuchung des Diskurses auch über die Corona-Pandemie darbietet. Das Buch bedeutet für die sich mit Korpuslinguistik und Metaphernidentifikation befassenden Linguisten eine anreizende Möglichkeit zur Metaphernanalyse mit korpusbasierter Methode, wobei der Anteil von Intuition und Introspektion während der korpuslinguistischen Metaphernsuche beträchtlich verringert wird.

Literatur

- Csatár, Péter/Majoros, Krisztián/Tóth, Máté (2018): Die metaphorische Repräsentation der Migrationskrise von 2014–2015 in zwei führenden ungarischen Online-Zeitschriften. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2017, S. 187–210.
- Csatár, Péter/Majoros, Krisztián/Tóth, Máté (2021): Migráció és metafora: a migrációs válság nyelvi képei a magyar online sajtóban [Migration und Metapher: Die metaphorische Repräsentation der Migrationskrise in der ungarischen Online-Presse]. In: Bozzay, R./Pete, L. (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen, Magyarország: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 209–233.
- Haser, Verena (2005): Metaphor, Metonymy, and Experientialist Philosophy: Challenging Cognitive Semantics. Berlin/New York: de Gruyter.
- Jäkel, Olaf (2007): Metaphern in abstrakten Diskurs-Domänen. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung anhand der Bereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft und Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Keysar, Boaz/Shen, Yeshayahu/Glucksberg, Sam/Horton, William S. (2000): Conventional Language: How Metaphorical Is It? In: Journal of Memory and Language 43(4), S. 576–593.
- Kövecses, Zoltán (2006): A fogalmi metaforák elmélete és az elmélet kritikája [Die Theorie der konzeptuellen Metaphern und ihre Kritik]. In: Világosság 8–9–10, S. 87–98.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): Metaphor We Live By. Chicago: University of Chicago Press.
- Liebert, Wolf-Andreas (1995): Metaphernbereiche der virologischen Aidsforschung. In: Lexicology 1, S. 142–182.
- McGlone, Matthew S. (2001): Concepts as metaphors. In: Glucksberg, S. (Hg.): Understanding Figurative Language. From Metaphors to Idioms. Oxford: Oxford University Press, S. 90–107.
- Murphy, Gregory L. (1996): On metaphoric representation. In: Cognition 60, S. 173–204.
- Murphy, Gregory L. (1997): Reasons to doubt the present evidence for metaphoric representation. In: Cognition 62, S. 99–108.
- Schäffle, Albert (1875): Bau und Leben des socialen Körpers Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie. Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirtschaft als socialen Stoffwechsel. Bd. 1. Tübingen: Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.
- Skirl, Helge/Schwarz-Friesel, Monika (2013): Metapher. Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH.
- Stefanowich, Anatol (2006): Corpus-based approaches to metaphor and metonymy. In: Stefanowich, A./Gries, S. Th. (Hg.): Corpus-based Approaches to Metaphor and Metonymy. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.
- Tóth, Máté/Csatár, Péter/Majoros, Krisztián (2018): Metaphoric representations of the migration crisis in Hungarian online newspapers: A first approximation. In: metaphorik.de 28, S. 169–199.
- Vervaeke, John/Kennedy, John M. (1996): Metaphor in Language and Thought: Falsification and Multiple Meanings. In: Metaphor and Symbolic Activity 11, S. 273–284.

**Alexandra N. Lenz/Philipp Stöckle (Hg.):
Germanistische Dialektlexikographie
zu Beginn des 21. Jahrhunderts
Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2021
(= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 181)**

Krisztina Kemény-Gombkötő (Pécs)

Dem Konzept des Bandes liegt das erste Treffen des Netzwerks großlandschaftlicher Dialektwörterbücher des Deutschen (LexikoNet 1) zugrunde, das 2017 vom Team des 2016 wieder aufgenommenen Projektes Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ) in Wien veranstaltet wurde. Die Studien im Band überblicken den Stand der Redaktionsarbeiten je eines großlandschaftlichen Dialektwörterbuches. Wie die HerausgeberInnen im Vorwort darlegen, liegt der Schwerpunkt der Beiträge in den lexikografisch-texttechnologischen Aspekten der vorgestellten Dialektwörterbücher sowie ihren linguistischen Potenzialen. Zur besseren Übersichtlichkeit und Vergleichbarkeit der einzelnen Wörterbuchunternehmen sind alle Beiträge nach drei Gesichtspunkten gegliedert: Zunächst werden unter lexikografischen Aspekten die Geschichte und der wissenschaftliche Kontext des Wörterbuches, die institutionellen Rahmenbedingungen sowie die empirischen Daten vorgestellt. Konzeptionelle Aspekte der Wörterbucheinträge wie z.B. Inhalt und Struktur sind durch authentische Beispielartikel veranschaulicht. Die texttechnologischen Aspekte umfassen jene Methoden und Tools, die einen Zugriff auf digital verarbeitete Daten (über die analog vorliegenden Materialien hinaus) ermöglichen und zur Langzeitarchivierung Ersterer beitragen. Abschließend wird durch exemplarische Fallstudien gezeigt, wie die digital aufbereiteten Daten zu linguistischen Forschungen genutzt werden können.

Philipp Stöckle beschreibt in seinem Beitrag „Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ)“ das im Titel genannte, 1913 gegründete Wörterbuch. Bis 1961 arbeiteten die beiden Arbeitsstellen in München und Wien zusammen, um ein Wörterbuch des gesamten bairischen Sprachraums zu erstellen. Nach der Trennung der zwei Wörterbuchkanzleien wurde das dialektlexikografische Unternehmen in Form des *Bayerischen Wörterbuchs* und des WBÖ weitergeführt. Bis 2015 wurden in fünf Bänden die Lemmastrecken zu den Buchstaben A, B/P, C, D/T und E publiziert. Nach der detaillierten Beschreibung des WBÖ und der Analyse von Fallbeispielen kommt Stöckle zu dem Schluss, dass das Wörterbuch trotz der Uneinheitlichkeit der Daten im Falle eines kritischen Umgangs für linguistische Untersuchungen unter anderem wegen seiner großen Datenmenge geeignet ist. Das WBÖ ist für Interessenten über das Lexikalische Informationssystem (LIÖ) unter der Internetadresse <<https://lioe.dioe.at>> erreichbar.

Im zweiten Aufsatz befassen sich Michael Schnabel, Manuel Raaf und Daniel Schwarz mit dem *Bayerischen Wörterbuch (BWB)*, dessen Wortschatz sich auf die im Freistaat Bayern gesprochenen bairischen Dialekte unter Berücksichtigung literarischer Überlieferungen ab dem

8. Jh. erstreckt. Auf der Homepage des Wörterbuchs (<<https://bwb.badw.de/das-projekt.html>>) wird der Zugriff auf das ganze Datenvolumen ermöglicht.

Im nächsten Artikel – „Das fränkische Wörterbuch (WBF)“ – behandeln Almut König, Manuel Raaf und Alfred Klepsch die dialektale Lexik von Ober-, Mittel- und Unterfranken in Bayern. Der letzte Bearbeitungsstand des WBF ist auf der Internetseite <<http://www.wbf.badw.de>> zu finden.

Die Arbeit „Dialektologisches Informationssystem von Bayerisch-Schwaben (DIBS)“ von Brigitte Schwarz, Edith Funk, Manuel Raaf und Ursula Welsch erläutert ausführlich das Projekt zur Dokumentation des schwäbisch-alemannischen Wortschatzes in Bayern auf dem Bearbeitungsgebiet Schwaben bis zum Lech. Das 2017 begonnene Projekt hat eine Laufzeit von 20 Jahren, bis deren Ende ein dialektologisches Informationssystem ausgebaut werden soll. Homepage des DIBS: <<https://dibs.badw.de>>.

In der Studie „Schweizerisches Idiotikon – Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache“ von Christoph Landolt und Tobias Roth geht es um das nationale Wörterbuch der Schweiz, das wegen der Dokumentation des Alemannischen in der Deutschschweiz und in den Walsersiedlungen Nordwestitaliens vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart zugleich als großlandschaftliches Mundartwörterbuch und als spätmittelhochdeutsches bzw. frühneuhochdeutsches Wörterbuch zu betrachten ist. Das umfangreiche Korpus ist auf der Internetseite <<https://www.idiotikon.ch>> abrufbar.

Tobias Streck's Beitrag „Badisches Wörterbuch“ zeichnet nach einem Abriss der Geschichte und des Arbeitsgebietes sowie der Rahmenbedingungen des Wörterbuches die Veränderungen und Entwicklungen nach, die während der 100-jährigen Geschichte des *Badischen Wörterbuches* seine Erstellung prägten. Die Datenbank des Wörterbuches ist über die Webseite der Universität Freiburg zugänglich: <<http://portal.uni-freiburg.de/sdd/forschung/fsbw/badischwb>>.

Alexander Werth, Bernd Vielsmeier und Stefan Aumann beschreiben in ihrem Artikel „Hessen-Nassauisches Wörterbuch (HNWb)“ die Dokumentation des Dialektwortschatzes der zwei ehem. Provinzen Hessen-Nassau im Königreich Preußen und Oberhessen im Großherzogtum Hessen, vom ehem. Fürstentum Waldeck sowie der beiden ehem. Kreise Wetzlar und Wittgenstein. Die Wörterbuchartikel des HNWb werden online über das Landesgeschichtliche Informationssystem Hessen (LAGIS) bearbeitet: <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/index/sn/hnwb>>.

„Das Westfälische Wörterbuch (WWb)“ ist Gegenstand der Arbeit von Robert Damme. Es widmet sich der Dokumentation und Explanatation der Lexik der niederdeutschen Mundarten in den Bearbeitungsgebieten Westfalen-Lippe und Nordhessen. Interessenten erreichen das Wörterbuchprojekt über die Internetseite der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens: <<https://www.mundart-kommission.lwl.org/de/forschung/westfaelisches-woerterbuch/>>.

Im Mittelpunkt der Studie „Das Niedersächsische Wörterbuch auf dem Wege zu seiner Fertigstellung“ von Maik Lehberg steht das Bedeutungswörterbuch der niederdeutschen Mundarten der Bundesländer Niedersachsen und Bremen. Bis Mai 2018 konnten neun Bände des streng alphabetisch geordneten Wörterbuches publiziert werden und bis 2029 soll es in gedruckter Form fertiggestellt werden. Wegen finanzieller und personeller Engpässe wird das Werk digital nicht veröffentlicht. Weitere Informationen sind auf der Homepage der Universität Göttingen zu finden: <<http://www.uni-goettingen.de/ndswb>>.

Ulrich Wenners Artikel „Das Mittelalbische Wörterbuch“ fokussiert auf die Dokumentation des Mundartwortschatzes in den nördlichen und mittleren Gebieten von Sachsen-Anhalt, in denen überwiegend niederdeutsche Mundarten vertreten sind. Die Veröffentlichung des *Mittelalbischen Wörterbuches (MEWB)* ist in drei Bänden geplant. Die digitale Version der ersten beiden erschienenen Bände (A-G, H-O) ist unter der folgenden Internetseite abrufbar: <<https://mew.uzi.uni-halle.de/>>.

In seinem Beitrag „Das Pommersche Wörterbuch“ stellt Matthias Vollmer die Dokumentationsarbeit des niederdeutschen Wortschatzes von der ehem. preußischen Provinz Pommern (innerhalb der Grenzen von 1936) vor. Von den zwei geplanten Bänden des *Pommerschen Wörterbuches (PWB)* wurde 2007 der erste Band (Buchstabenstrecke A-K) fertiggestellt, der zweite Band soll bis Mitte des Jahres 2025 abgeschlossen werden. Für die Digitalisierung liegen noch keine Pläne vor. Informationen über das Projekt findet man auf der Homepage der Universität Greifswald: <<https://germanistik.uni-greifswald.de/pommersches-woerterbuch/>>.

In der Studie „Kurzpräsentation des Sudetendeutschen Wörterbuchs“ von Isabelle Hardt wird das wissenschaftliche Dialektwörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien behandelt. Das Sudetendeutsche Wörterbuch (SdWb) dokumentiert die unterschiedlichen deutschen Dialekte der oben genannten Gebiete synchron nach deren Sprachstand aus den Jahren 1945/46. Die Digitalisierung der Daten wird erwogen, ist aber noch nicht geplant. Internetseite des SdWb: <<https://www.collegium-carolinum.de/forschung/grundlagenforschung/sudetendeutsches-woerterbuch>>.

Elisabeth Knipf-Komlósi und Márta Müller thematisieren in ihrer Arbeit „Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM)“ die Kodifizierung der Lexik der deutschen Sprachinselminderheit in Ungarn. Nach der Darstellung der Entstehungsgeschichte des Wörterbuchprojekts und der Vorstellung der Arbeitsstelle des WUM am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest werden die gegenwärtige sprachliche Situation der Ungarndeutschen, der Aufbau des Wörterbuches und texttechnologische Aspekte sowie sein linguistisches Potenzial erläutert. Die Autorinnen betonen, dass die Erstellung eines diatopischen Bedeutungs-wörterbuches, dessen Gegenstand der im 20. Jh. und in der Gegenwart gesprochene Wortschatz ist und dessen Korpus auf einem bäuerlich-handwerklichen Wortschatz basiert, zur Identitätsbewahrung beitragen würde. Das Wörterbuchkorpus wird kontinuierlich aufgebaut, die Daten sind in einer passwortgeschützten Datenbank gespeichert (Homepage der Datenbank: <<http://wum.elte.hu>>).

Der den Band abschließende Beitrag „Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch“ von Sigrid Haldenwang beschreibt die Dokumentation der siebenbürgisch-sächsischen Dialekte. Bis 2014 sind zehn Bände des Wörterbuches erschienen. Trotz ungünstiger Rahmenbedingungen ist man bestrebt, die Arbeit am beachtenswertesten Nachschlagewerk der siebenbürgisch-sächsischen Sprachgeschichte weiterzuführen.

Das besprochene Werk ist eine kompakte Zusammenfassung der in den letzten Jahren laufenden Wörterbuchprojekte zu deutschen Dialekten in Europa. Es bietet eine ausgezeichnete Grundlage, einen fundierten Überblick nicht nur für DialektologInnen und Fachleute, sondern auch für alle an Dialekten Interessierten.

Besonders benutzerfreundlich ist, dass die einzelnen Beiträge nach denselben drei Schwerpunkten gegliedert wurden. Dies erleichtert den Zugang zu den einzelnen Beiträgen und verleiht dem Buch einen Handbuchcharakter: Die übersichtlichen lexikografischen, texttechnologi-

schen und linguistischen Aspekte ermöglichen eine schnelle, zielgerichtete Suche nach Informationen. Darüber hinaus sind die Angaben zur Arbeitsstelle und zu den Kontaktpersonen sowie Homepages der Förderung der Vernetzung von Wörterbuchprojekten außerordentlich dienlich.

Magdolna Orosz:
Textwelten – Weltentwürfe.
Österreichische Literatur in Wendezeiten
Wien: Praesens, 2021

Gyula Tóth (Szeged)

Der Sammelband „Textwelten – Weltentwürfe: Österreichische Literatur in Wendezeiten“ – erschienen in der von Attila Bombitz und Károly Csúri herausgegebenen Reihe Österreich-Studien Szeged – enthält 15 Aufsätze von Magdolna Orosz, die aus verschiedenen Perspektiven auf die österreichische Literatur der letzten 130 Jahre fokussieren. Orosz hatte während ihrer akademischen Laufbahn zahlreiche Studien nicht nur zur österreichischen und ungarischen Literatur der Jahrhundertwende, sondern auch zu Literatursemiotik, Intertextualität, Narratologie, Goethezeit/Romantik, Intermedialität um 1900 und zur Frühmoderne geschrieben, von denen einige aus den letzten zirka 25 Jahren in diesem Band versammelt sind.

Der Band gliedert sich in drei große thematische Bereiche: Narrative Strukturen – Narration: Theoretische und historische Perspektiven; Geschichte – Erzählen – Erinnerung; Intertextualität – Intermedialität. Zu jedem Teil gehören fünf Beiträge. Auf den ersten Blick könnten die literaturwissenschaftlichen Schwerpunkte der einzelnen Kapitel zu abweichend erscheinen, doch wird der Band durch das Stichwort „Wendezeiten“ thematisch zusammengehalten.

Im ersten Teil („Narrative Strukturen – Narration: Theoretische und historische Perspektiven“) werden Formen der narrativen Kommunikation, Meta-Erscheinungen und verschiedene erzähltheoretische Themen der Frühen Moderne anhand der Werke von Robert Musil, Rainer Maria Rilke und Arthur Schnitzler diskutiert. Neben einem kurzen Überblick über die Kategorie des Raumes und ihre vielfältige Rolle innerhalb der Literaturwissenschaft wendet sich die Autorin in den einzelnen Beiträgen Fragen der Meta-Erscheinungen und Interkulturalität im Zusammenhang mit Narration sowie der Anwendbarkeit kognitiver Modelle in der Textanalyse zu. Zur Veranschaulichung werden Werke von Stefan Zweig und Leo Perutz unter ausgewählten Aspekten herangezogen.

In dem einleitenden Beitrag des ersten Teils – „Wiederholungen als Strukturierungsmittel in narrativen Textwelten“ – bieten die literaturhistorische Positionierung der Wiederholungsstrukturen und der Überblick des narrativen Textwelt-Modells die literaturwissenschaftliche Grundlage für die Interpretation zweier Texte von Leo Perutz, der Erzählung „Der Mond lacht“ (1915 und 1930) und des Romans „Nachts unter der steinernen Brücke“ (1953). Aufgrund der eingehenden Analyse kommt Orosz zum Schluss, dass die Texte zwar unterschiedliche Formen narrativer Wiederholungen aufweisen, diese aber in beiden Fällen zum umfassenden Strukturierungsprinzip der jeweiligen Textwelt werden. Ausgesprochen rezipientfreundlich ist, dass Orosz das durch das Prinzip der Wiederholung geschaffene dichte Netz aus Beziehungen mithilfe eines Schaubildes übersichtlicher und nachvollziehbarer macht.

Im zweiten Teil „Geschichte – Erzählen – Erinnerung“ versammeln sich Beiträge über die literarische Verarbeitung von Geschichte und Erinnerung in der österreichischen Literatur. Dabei konzentriert sich Orosz nicht nur auf Verarbeitungsversuche von Autoren der frühen Moderne, wie etwa in dem Beitrag „Krieg, Geschichte und Erinnerung bei Leo Perutz“ und in „Erzählen in historischer Verkleidung“, wo sie eine Erzählung Arthur Schnitzlers interpretiert, sondern auch auf Gegenwartsautoren, die in den Aufsätzen „Kriegsgeschichte aus der Retrospektive“ und „Schuld und Gedächtnis“ behandelt werden. Analysiert wird einerseits ein breites Spektrum an Texten von Autoren um den Ersten Weltkrieg (Arthur Schnitzler, Leo Perutz, Robert Musil, Hugo von Hofmannstahl, Hermann Bahr, Stefan Zweig und Rainer Maria Rilke) und von Autoren der Gegenwartsliteratur wie Martin Pollack, Peter Henisch, Arno Geiger, Eva Menasse und Elena Messner.

Ein besonders interessanter Aufsatz dieses Teils ist der Beitrag „Österreichische Schriftsteller zum Ersten Weltkrieg“, in dem dokumentiert wird, wie einige der wichtigsten Schriftsteller der Jahrhundertwende den Ersten Weltkrieg erlebten bzw. was für eine Reaktion ihre Stellungnahmen bei ihren Zeitgenossen auslösten. Die zentrale Figur dieser Gruppe ist Hermann Bahr, der um die Jahrhundertwende als Vermittler moderner literarischer Tendenzen fungierte und deswegen mit fast allen Autoren der Wiener Moderne Kontakte pflegte. Interpretiert werden Werke von Autoren wie Bahr, die den Weltkrieg als etwas Positives erwarteten und begrüßten, aber auch Autoren, die eine eher ambivalente Einstellung gegenüber dem Krieg vertraten – wie zum Beispiel Hugo von Hofmannsthal. Im letzten Teil wird einer der wenigen Schriftsteller, nämlich Arthur Schnitzler, besprochen, der von Anfang an gegen den Krieg plädierte, und nicht nur Bahr, sondern auch seine unentschlossenen Zeitgenossen heftig kritisiert hatte.

Der dritte und letzte Teil („Intertextualität – Intermedialität“) besteht aus theoretischen Aufsätzen zur Intertextualität und Intermedialität, deren Merkmale an Texten von Paul Celan, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke untersucht werden. Hierbei werden wichtige Fragen der Intertextualität erörtert, wie etwa im Beitrag „Lux aeterna und ‚Tenebrae‘“, wo die Analyse von Celans Text zur Konklusion führt, dass die Bedeutung des Gedichtes durch die subversive Integration von intertextuellen Elementen konstruiert wird. Im Zentrum des Beitrags „Literarische Bibellektüre(n)“ steht die Bibel als unversiegbare Quelle von intertextuellen Bezugnahmen in der westlichen Tradition. „Visuelle Poetiken um 1900 bei Hofmannsthal und Rilke“ fokussiert auf die Verbindung zwischen Poesie und bildender Kunst und in „Poetik und Existenzproblematik in Rilkes Sonetten an Orpheus“ werden die verschiedenen Formen der Existenzproblematik in der Moderne diskutiert.

Aus dem dritten Teil des Sammelbandes würde ich den Beitrag „Das Gedächtnis des Textes ist seine Intertextualität“ hervorheben, der mit einem kultur- und literaturwissenschaftlichen Überblick zum Phänomen der Intertextualität beginnt. Vor der konkreten Textanalyse von Hofmannstahls „Ein Brief“ werden die dominierenden intellektuellen und philosophischen Tendenzen der Wiener Jahrhundertwende dargestellt. Danach wird die Problematik intertextueller Traditionsaneignung und Traditions widerlegung an Hofmannstahls Text demonstriert.

Die Publikationsform Sammelband leidet oft unter Kohärenzproblemen, diese können besonders offensichtlich und störend sein, wenn die Beiträge aus dem Gesamtwerk eines Autors ausgewählt und in einem neuen Band geordnet werden. Doch die im vorliegenden Band vereinigten Aufsätze kennzeichnen eine strikte thematische Bündelung und logische Abfolge. Das größte Verdienst der Monographie besteht darin, dass die Beiträge ein breites Feld von literatur-

und kulturwissenschaftlichen Themen abdecken und dennoch als eine Einheit gelesen werden können, weil sie einander oftmals theoretisch unterstützen.

Leserfreundlicher wäre allerdings gewesen, wenn die verwendeten Quellen nicht nur in den Fußnoten, sondern auch in einem kompletten Literaturverzeichnis am Ende der einzelnen Beiträge, eventuell am Ende des Bandes als weiterführende Literatur für künftige Forschungen angeführt worden wären.

„Textwelten – Weltentwürfe“ ist ein vielfältiger und anspruchsvoller Band, der dank dem umfassenden theoretischen Hintergrund einerseits und den detaillierten, überzeugenden Interpretationen/Analysen andererseits sachkundig die Literatur der Jahrhundertwende aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. An der Literatur und Kultur um 1900 und an der Moderne interessierten LeserInnen und ForscherInnen vermag der besprochene Band eine gute Orientierung in die vielfältigen Veränderungen und Tendenzen in der österreichischen Literatur dieses Zeitalters zu geben.

Eszter Pabis:
Migration erzählen. Studien zur „Chamisso-Literatur“
deutsch-ungarischer Autorinnen der Gegenwart
Göttingen: Unipress, 2020

Erika Hammer (Pécs)

Der Band „Migration erzählen. Studien zur „Chamisso-Literatur“ deutsch-ungarischer Autorinnen der Gegenwart“ von Eszter Pabis ist das Ergebnis des in Bielefeld durchgeführten Forschungsprojektes „Grenzgeschichten zwischen Deutschland und Ungarn“. Er lenkt den Blick auf Migration, Erzählen, Erinnerung und mögliche Theoretisierungen dieser Bereiche in der Forschung der Gegenwart. Analysiert wird dabei in erster Linie die sog. ‚Osterweiterung‘ der deutschen Literatur mit Fokus auf aus Ungarn stammende Autorinnen.

Das Buch besteht aus einem als Einführung gedachten theoretischen Teil sowie aus der Sichtung der Forschungsliteratur und Kontextualisierung der zu behandelnden Romane und Erzählungen. Im analytischen Teil werden Texte von fünf aus Ungarn stammenden, in Deutschland bzw. in der Schweiz lebenden Autorinnen, Zsuzsa Bánk, Terézia Mora, Melinda Nadj Abonji, Ilma Rakusa und Zsuzsanna Gahse, einer genaueren Analyse unterzogen.

Die Betrachtung von ‚Migration‘ und ‚Grenzüberschreitungen‘ beschränkt sich in der Analyse von Pabis nicht allein auf die Biografien der in der Studie behandelten Autorinnen oder auf das Thema ihrer Texte. Die Verfasserin betont ebenfalls die Wichtigkeit damit zusammenhängender ästhetischer Fragestellungen und diskutiert allgemein die weiterführende Frage, wie Migration erzählt werden kann. Im Fokus steht folglich der narrative Prozess, eine Annäherung durch Theorien der Post-Migration und der Post-Erinnerung. Das dezidierte Ziel des Bandes ist demnach eine Ästhetik der Migration zu erarbeiten. Dabei bekommen Theoretisierungen von ‚Grenze‘ und ‚Grenzüberschreitung‘ als eminent ästhetische Phänomene eine zentrale Rolle.

Die Fragestellung bezieht sich einerseits auf diskursive Formen und Theoriedebatten und andererseits auf den Literaturbetrieb, der sich bestimmter diskursiver Formen mit Vorliebe bedient. Problematisiert wird daher die Wahrnehmung der gewählten Autorinnen, wenn es darum geht, die Schriftstellerinnen unter dem Label ‚aus der Fremde‘ zu subsumieren. Erörtert wird, wie Literaturtheorie bzw. Literaturgeschichtsschreibung Autor*innen mit Migrationshintergrund behandeln. Pabis plädiert hier mit Terézia Mora dafür, dass diese Schriftsteller*innen nicht als ‚Berufsausländerinnen‘, also nicht als Fremde, sondern ganz einfach und ohne Etikettierung als Schriftsteller*innen betrachtet werden sollten. Diese Auffassung zwingt dazu, die sog. „Chamisso-Literatur“ oder die sog. ‚Turns‘ und ähnliche Diskursivierungen kritisch zu beleuchten. Nach der Aufkündigung des umstrittenen Chamisso-Preises liefert das Buch von Pabis auch eine Art Resümee über die Leistungen und Probleme mit diesem Preis.

Die Kategorie der ‚Osterweiterung‘ spielt im Theoriekonzept der Verfasserin eine wichtige Rolle. Zum einen dient dieses Konzept als gemeinsamer Nenner, als verbindendes Element in

den Biografien der behandelten Autorinnen. Zum anderen bekommt es im Zusammenhang mit transkultureller Erinnerung, mit der Problematisierung von Post-Erinnerung eine zentrale Bedeutung, wenn die Texte typisch ost-europäische bzw. ungarische Lebenserfahrungen in die ‚deutsche‘ Literatur transportieren und damit die Grenzen traditionell aufgefasster Literaturen überschreiten, verflüssigen.

Pabis' Position wird bereits bei der Wahl der Theoriearchitektur sichtbar, indem nämlich zu den ausgewählten Texten ein Zugang durch Post-Migration und Post-Memory bemüht wird, um traditionelle dichotomische Annäherungen, normative essentialistische Ansätze zu hinterfragen. Mit diesem Schritt wird der Akzent auf ästhetische Fragestellungen, auf die sprachliche, narrative Verfasstheit der Texte gelegt. Die Plädoyers gegen Substantialismus sowie die Betonung transkultureller Erinnerungen und Identitäten bedeuten die Integration der ausgewählten Autorinnen und ihrer Texte, wodurch Etikettierungen passé werden.

Bei der Suche nach einer Ästhetik der Post-Migration geht es in den Einzelanalysen des Buches nicht allein um die Diskussion der ‚Turns‘ in Literaturgeschichtsschreibung und Literaturkritik, sondern mit Hilfe der Kategorie der ‚Grenze‘ eminent auch um eine Analogie ästhetischer und Migrationserfahrungen im Allgemeinen. Hier kommen Modi von Verfremdung, Hybridisierung, Deterritorialisierung, Multilingualität etc. in den Blick.

Die Analyse von Bánks Roman fokussiert demnach nicht nur auf die bereits erwähnte Verflüssigung, sondern auch auf die Multiperspektivität. Thematisiert werden Schwellenräume und vornehmlich das Wasser als das grenzenlose, bewegliche Element, das den Kindern durchaus eine Art Zuhause bietet und als Raum der Identitätskonstruktion gesehen werden kann. Das Wasser und das Schwimmen als Bewegung werden als zentrale Metapher für die Auflösung von Essentialismus herausgearbeitet und bestimmen zugleich die narrative Struktur. So wird in der Analyse die Auflösung dichotomischer Kategorisierungen betont, die sich sowohl auf die Gestaltung der Zeit als auch auf den gesamten narrativen Prozess beziehen.

Bewegung und Übergang, liminale Figurationen stehen auch bei der Analyse der Texte von Terézia Mora im Mittelpunkt. Untersucht werden neben räumlichen Transgressionen die des Körpers z. B. in der Figuration des Monströsen. Es werden drei Texte von Mora genauer analysiert, ihr erster Erzählband, ihr Romandebüt und der erste Teil der späteren Trilogie. Angesprochen werden hier aber, wie schon bei *Der Schwimmer*, auch historische Kontexte, wie der sog. Ungarnaufstand 1956 oder der sog. real existierende Sozialismus, d.h. die Diktaturerfahrungen in Ost-Europa. Diese bilden eine gemeinsame Basis nicht nur für die aus Ungarn stammenden Autorinnen, sondern in der sog. ganzen „Osterweiterung der deutschen Literatur“, was als eine andere Form der Grenzüberschreitung einen wichtigen Untersuchungsgegenstand in der Abhandlung von Pabis darstellt.

Das Wasser bzw. Monströsität spielen desgleichen bei anderen Autorinnen eine zentrale Rolle, so das Meer bei Rakusa oder verschiedene Spielarten des Fremden bei Abonji Nadj. Fokussiert wird hier überwiegend auf eine Grenzgängerproblematik, die aufs engste mit einer literarischen Wahrnehmung verbunden ist, was zum ästhetischen Markenzeichen dieser Texte wird. Betont werden Bewegung, Pluralität, Zwischenräume, generell das Nomadische, die zwar mit den Biografien in Verbindung gebracht werden können, hier jedoch in erster Linie als Strukturmerkmale und Konstruktionsprinzipien interessieren. Historische Hintergründe und Migration werden in der Analyse immer mit narratologischen Besonderheiten verknüpft und dienen somit dem gesetzten Ziel, eine Ästhetik der (Post-)Migration zu erarbeiten. In diesem

Sinne sind dann Grenzüberschreitungen und Bewegung bis in die Satzstrukturen hinein verfolgbar.

Dynamisierungen von Grenze, Bewegung, die Demontage herkömmlicher Denk- und Erzählmuster werden als Zeichen diskursiver Konstruiertheit, Ordnungsstiftung ausgearbeitet, wobei ihr Narrativ bzw. ihre Verschiebung oder Überschreitung mit Figurationen der Schwelle und des Monströsen hervorgehoben wird. Da aber mit Iser¹ selbst die literarische Tätigkeit, das Fingieren als Grenzverschiebung gesehen wird, zielt die Analyse auf Möglichkeiten und Leistungen von Kunst und speziell von Literatur im Allgemeinen ab.

Diese Problematik erscheint vielleicht am explizitesten, wenn in der letzten Studie des Bandes anhand eines Romans von Gahse die Frage von Bewegung und Instabilität durch die Problematisierung der Sprache exemplifiziert wird. Die Auflösung von Essentialismen wird hier nicht allein als ein kulturelles, diskursives, sondern explizit auch als ein innersprachliches Problem beschrieben. Bei diesem Beispiel zeigt sich am eindeutigsten, wie eine Ästhetik der Migration zu verstehen ist, wenn nicht nur homogenisierende Identitätszuschreibungen, sondern auch die Beziehungen von Zeichen und Bezeichnetem ins Wanken geraten und sich in Bewegung setzen.

Die Studie von Pabis bietet einen Überblick über mögliche Theoretisierungen in der Gegenwartsliteratur. Die Analysen gewähren einen Blick in das Oeuvre der gewählten Autorinnen, indem sie anhand einzelner Texte Spezifika der Schreibweisen herausarbeiten. Eine andere Leistung des Bandes ist aber auch die Verknüpfung von Migration und Ästhetik, so dass die sog. ‚Migrationsliteratur‘ nicht allein biografisch begründet werden kann. Pabis präsentiert dezidiert ästhetische Verfahren, diverse Inszenierungen von Grenzüberschreitungen als gemeinsame Verdichtungsstrategie der gewählten Texte.

¹ Iser, Wolfgang: Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991.

Jasmin Pfeiffer:
Materialitäten, Objekte, Räume.
Fiktionen als sinnliche Erfahrungen
Paderborn: Brill/Wilhelm Fink, 2021

Nikoleta Perić (Debrecen)

Erhält Goethes Gedicht „Eine Schachtel Mirabellen“ eine neue Bedeutung, wenn wir in Betracht ziehen, dass dieses Gedicht am Boden einer Schachtel festgeklebt ist? Und was hat Goethes Mirabellenschachtel mit dem Computerspiel *Amnesia: The Dark Descent* oder mit interaktiven Theaterstücken von SIGNA gemeinsam? Lässt sich ein Fiktionsmodell erstellen, das sowohl auf literarische Werke, als auch auf Videospiele anwendbar ist?

In ihrem Dissertationsprojekt versucht Jasmin Pfeiffer, Wissenschaftlerin und Spieleentwicklerin, diese Fragen zu beantworten und ein neues Fiktionsmodell zu erstellen, das fassbare Objekte in verschiedenen Kunstformen und multimedialen Reproduktionen mit einbezieht. In der Literatur- und Medientheorie gibt es laut Pfeiffer eine Menge an Untersuchungen von multimodalen Erscheinungen, aber die vorliegenden Studien ergeben keine passende und einheitliche Begrifflichkeit für die Beschreibung von „material vorliegenden Objekten“ (S. 9). Im Zentrum von Pfeiffers Interesse stehen Gegenstände, die in „verschiedenen Epochen und medialen Kontexten zu verorten“ (S. 7) sind. In ihrer Studie versucht sie, Werke zu verbinden, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben und bietet eine einzigartige Perspektive auf die Auffassung von Objekten im Rahmen der Fiktion. Sie achtet auf diverse Sphären menschlichen Schaffens und macht nicht nur Buchobjekte, sondern auch „Räume, Videospiele und zeitgenössische Theaterperformances“ (S. 7) zum Gegenstand ihres Interesses.

Obwohl Pfeiffer selbst am Anfang ihres Buches vorsichtig betont, dass im Fokus ihrer Arbeit nicht die Dingtheorie steht, bietet sie in der Studie einen ausführlichen Überblick über Theorien und deren Definitionen, die dazu dienen, Begriffe wie Ding, Objekt und Materialität zu erklären. Sie schafft dadurch eine übertriebene Komplexität, der man ausweichen könnte, da diese Definitionen nicht von Relevanz für ihr Fiktionsmodell sind.

Durch ihre dezidierte, gründlich argumentierte Kritik kommt Pfeiffer zu der Schlussfolgerung, dass viele bereits bestehenden Theorien sich ausschließlich auf „sprachlich erzeugte Fiktionen“ (S. 32) fokussieren. Anhand der detaillierten Darstellung von Fiktionstheorien möchte die Autorin bestimmen, welche für ihr Modell geeignet sind, wobei die gründliche Analyse von Theorien, die greifbaren Objekte ausschließen, als überflüssig erscheint.

Wichtig für ihre Arbeit sind die sechs fiktionsfördernden Faktoren von Ventarola (2016), die „die Wahrscheinlichkeit von Wahrnehmung eines Werks als Fiktion erhöhen“ (S. 55), von denen sie vier in ihrer Studie zulässt. Diese sind erstens die Narrativität, die sie als Produkt der Imagination von Rezipienten versteht, zweitens der Rahmen und die Rahmen-Sprengung, die Pfeiffer in Demarkationslinie umbenennt. Demarkationslinie bedeutet eine Grenze zwischen

der Fiktion und der realen Welt, die porös ist, was für Pfeiffer deswegen von Bedeutung ist, weil fassbare Gegenstände gleichzeitig zur realen und fiktionalen Welt gehören. Anstatt der Metafikcionalität schlägt Pfeiffer drittens einen Begriff vor, den man im deutschen Sprachraum häufig benutzt, nämlich Selbstreflexivität, wobei sie dem Leser eine genauere Erklärung für die Wahl dieses Begriffs vorenthält. Der letzte Faktor, den sie übernimmt, ist die Polyvalenz oder Mehrdeutigkeit. Diese vier Faktoren bilden den Fragenkatalog, den Pfeiffer anwendet, um divergente Werke zu erforschen.

Pfeiffer verteilt die analysierten Werke auf fünf Kategorien, die „keine Typologie darstellen sollen“ (S. 80) und deren Zweck es ist, „die gewählten Beispiele zu sortieren und die Schwerpunktsetzungen der jeweiligen Kapitel herzustellen.“ (S. 80–81) Hier bleibt es unklar, warum sie die letzten drei Beispiele im Rahmen eines Exkurses diskutiert. Sie untersucht hier Objekte, die „als materiale Träger fiktionaler Texte fungieren“ (S. 82); Objekte, die auf weitere Objekte verweisen, um sie in die Fiktion einzubeziehen; Räume, die durch „Objekte, Textfragmente und bildkünstlerische Darstellungen“ (S. 154) Fiktion anstoßen; Körper, im Rahmen der Fiktion einen Rezipienten darstellen und digitale Objekte, das heißt virtuelle Nachbildungen der realweltlichen Gegenstände.

Das Kapitel über Materialitäten verdeutlicht, wie fassbare Objekte die Rezeption eines Werkes beeinflussen. Als Exempel dafür bietet uns die Autorin Goethes *Mirabellenschachtel* und Victor Hugos Manuskript *„Les Travailleurs de la mer“* dar. Goethes *Mirabellenschachtel* ist eine Schachtel, die Marianne von Willemer voller Mirabellen an Goethe geschickt hat und die Goethe ihr dann, mit einem von ihm verfassten und an den Boden geklebten Gedicht zurückschickte. *„Les Travailleurs de la mer“* ist ein Manuskript, das aus 433 Seiten besteht und nicht nur mit schriftlichen Fragmenten, sondern auch mit Hugos Zeichnungen bereichert ist. Besonders wichtig für dieses Manuskript ist die Auswahl des Papiers von sehr haltbarer Qualität. In der Bilanz des Kapitels *„Materialitäten“* beschreibt Pfeiffer die Bedeutung der Merkmale von materialen Trägern und weist darauf hin, dass „um die Texte lesen zu können, [der Rezipient] die Objekte berühren und manipulieren [muss]“ (S. 115). Hier muss angemerkt werden, dass sich Goethes *Mirabellenschachtel* in einem Museum befindet und das Manuskript unantastbar ist.

Im Kapitel über Objekte bearbeitet Pfeiffer Gegenstände, die „dazu einladen, weitere Objekte in die Fiktion zu inkludieren“ (S. 117). Diese sieht die Autorin in Doug Dorsts und J. J. Abrams Buchobjekt namens *„S.“* sowie in E.T.A. Hoffmanns *„Des Veters Eckfenster“* beziehungsweise im *„Kunz’schen Riss“* verkörpert. *„S.“* ist ein Buch aus dem Jahr 2013, dessen Cover auf der Vorderseite nur den Buchstaben S enthält. Wenn man den Bucheinband entnimmt, entdeckt man den Buchtitel *„Ship of Theseus“* des fiktiven Autors V. M. Straka. Im Rahmen dieses Buches sind allerlei Beilagen zu finden wie *„Postkarten, Kopien, Zeitungsausschnitte, eine Serviette, Briefe, Fotografien u. v. a. m., die auf sehr detaillierte Weise die materialen Eigenschaften ihrer ‚realen Entsprechungen‘ imitieren.“* (S. 118) Pfeiffer diskutiert im Weiteren Hoffmanns Zeichnung, den *„Kunz’schen Riss“*, der eine Skizze vom Gendarmenmarkt darstellt, im Zusammenhang mit der Erzählung *„Des Veters Eckfenster“*. Die Wahl von Kunstwerken ist in diesem Fall ganz geeignet, denn *S.* umfasst viele Gegenstände, die die Leser *„sehen, fühlen und mit ihnen interagieren“* (S. 154) können und zwischen den zwei Werken Hoffmanns lassen sich ebenfalls viele erhellende Parallelen ziehen, was der Idee dieses Ansatzes entspricht.

Als erstes Beispiel für Räume als Fiktionsauslöser gibt die Autorin die Dauerausstellung „Die Buddenbrooks – Ein Jahrhundertroman“ an, wo der Speisesaal und das Landschaftszimmer mit „der Anordnung der darin befindlichen Artefakte, der architektonischen Struktur, der Reihenfolge der Durchquerung u. v. a. m.“ (S. 157) die Beschreibungen aus dem Roman imitieren. Die Besucher können den „im Roman beschriebenen Gegenstand sinnlich erfahren“ (S. 160), was dem Erlebnis eine neue Dimension verleiht. Im späteren Verlauf der Analyse beschreibt Pfeiffer das Hauteville House von Victor Hugo, das heutzutage für die Besucher geöffnet ist. Die Autorin behauptet, dass dieses Bauwerk „ähnlich wie Hugos Texte interpretiert werden kann“ (S. 182), aber verzichtet darauf, über Narrativität des Hauses zu sprechen, weil „das narrative Potential des Hauses eher schwach ausgeprägt“ sei (S. 167).

Bedauerlicherweise sind die Analysen, die in Form von zwei Exkursen geschrieben sind, „eher kursorisch gehalten“ (S. 184), obwohl sie einen interessanten Einblick in die Einbeziehung des menschlichen Körpers und digitaler Objekte in den Rahmen der Fiktion bieten.

Das Ziel der Studie bestand darin, zu untersuchen, wie „sinnlich erfahrbare Objekte“ (S. 6) die Fiktion anregen. Pfeiffer hat ein neues Modell der Fiktion erarbeitet, das seine Anwendbarkeit auf eine Vielzahl von Kunstwerken und multimedialen Reproduktionen prüft und ganz offensichtlich die hohe Literatur mit populären Erscheinungen im Hinblick auf ästhetische Fragenstellungen gleichgestellt. Pfeiffer hat auf Randphänomene der Materialität in der Literatur aufmerksam gemacht und ein unkonventionelles Licht auf dieses Problem geworfen. Viel zu langwierig und für ihr Modell dann etwas weniger ergiebig sind jedoch die Ausführungen über die Theorien, die greifbare Objekte ausschließen. Die Autorin lädt uns, nicht nur durch ihre angenehme Schreibweise, sondern auch durch die ästhetisch anziehende Aufstellung von Fotos, die den Text begleiten, dazu ein, mehr über die erwähnten künstlerischen Produkte und multimodalen Erscheinungen zu erfahren. „Materialitäten, Objekte, Räume“ von Jasmin Pfeiffer ist daher dem Fachpublikum im Bereich von Literatur- und Medienwissenschaft sehr zu empfehlen.

Jahresberichte der Institute und
Doktorandenprogramme
2021

Eötvös-Loránd-Universität Budapest Germanistisches Institut

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft (ELTE)

Konferenzen/Symposien

30.09.–01.10.2021: Internationale Tagung „Interdisziplinarität, Kompetenzorientiertheit und Digitalisierung als aktuelle Tendenzen und Herausforderungen in der Germanistik“ (in hybrider Form) (zusammen mit dem Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik).

Organisation: Roberta Rada, Ildikó Daróczi, Ágnes Huber, Krisztina Varga, Katalin Gyuricza.

Forschungsprojekte

FILOGI. Neu gegründete Online-Zeitschrift der Germanistischen Instituts der ELTE. Leitung: Herausgeberrat am Germanistischen Institut; Mit Unterstützung der ELTE-Universitätsbibliothek. Plattform: <https://ojs.elte.hu/filogi>. Da Beiträge aus In- und Ausland aufgenommen wurden, kann die Herausgabe der Zeitschrift als Projekt mit nationaler und internationaler Kooperation betrachtet werden. Hauptredakteur: Attila Péteri.

„Handlungsorientierte Interaktion mit der Maus: Ein internationales, webbasiertes Plattformprojekt zur Förderung der sprachlichen Kompetenzen von DaF-Lernenden“ an der Hankuk-Universität Seoul/Süd-Korea (seit 2020).

Projektteilnehmerinnen von der ELTE: Rita Brdar-Szabó, Roberta Rada.

Personalia

Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi: Ernennung zum Professor emeritus.

Roberta Rada: Ürményi-József-Preis 2021 (verliehen von der ELTE).

Attila Péteri: Lehrauftrag an der Universität Erfurt (seit 2018).

Sonstiges

17.03.2021

Prof. Ad Foolen (Universität Nijmegen), Gastvortrag, Seminar „Kontrastive Linguistik“, Titel: Ditransitivität kontrastiv.

24.03.2021

Prof. Ad Foolen (Universität Nijmegen), Gastvortrag, Seminar „Kontrastive Linguistik“, Titel: Allostruktionen und Phraseologismen.

26.04.2021

Bernhard Offenhauser, Gastvortrag an der Zweigstelle der GfDS an der ELTE, Budapest, Titel: Sprache im digitalen Zeitalter-Herausforderungen.

Dissertationsprojekte

Putterer Elizabet: Klimawandel aus diskurslinguistischer Sicht
(Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi)

Bari Diana: Die Sprachmanagement-Theorie im Fach Deutsch als Fremdsprache – empirische Analysen
(Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi)

Frankovics Colette: Aspekte der interkulturellen Kommunikation im deutsch-ungarischen Vergleich. Korpusbasierte Untersuchung des Mediendiskurses über das Corona-Virus im Deutschen und Ungarischen
(Dr. Roberta Rada)

Kovács-Gombos Ádám: Fachsprache des Mountainbike-Sports anhand ausgewählter Presseprodukte
(Dr. Roberta Rada)

Luca Fehérvári: Question tags im Deutschen und im Ungarischen
(Dr. Attila Péteri)

Péter Káli: Die sog. Skandalkonstruktionen im Deutschen, ihre Verbreitung im deutschen Sprachraum
(Dr. Attila Péteri)

Lehrstuhl für deutsche Literatur und Kultur (ELTE)

Personalia

Staatliche Auszeichnung Ungarischer Verdienstorden Offizierskreuz (Zivilabteilung) an András F. Balogh.

Sonstiges

21.09.2021

Gastvortrag: Zsolt K. Lengyel: Deutsch-ungarische Beziehungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Grundlinien und Forschungsfragen.

21.09.2021

Lesung: Christine Viragh aus ihrem Roman „April“.

Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik (ELTE)

Konferenzen/Symposien

08–12.11.2021: Kulturwoche des Germanistischen Instituts (gemeinsam mit den anderen Lehrstühlen).

Beiträge des Lehrstuhls an der Kulturwoche:

Offenhauser, Bernhard; Lemkecher, Samira: Workshop „Schreibdidaktik und Fehleranalyse“ am 11.11.2021.

30.09.–01.10.2021: Internationale Tagung „Interdisziplinarität, Kompetenzorientiertheit und Digitalisierung als aktuelle Tendenzen und Herausforderungen in der Germanistik“ (in hybrider Form).

Organisation: Roberta Rada, Ildikó Daróczi, Ágnes Huber, Krisztina Varga, Katalin Gyuricza.

Fachtagung der Cathedra Magistrorum „Mehrsprachigkeit, eine neue Herausforderung oder eine alte Normalität?“ am Eötvös Collegium der ELTE am 4. Oktober 2021 (Vortragender: Dr. Thomas Fritz, Universität Wien).

Organisation: Ilona Feld-Knapp, Gabriella Perge, Herta Márki.

Fachtagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes „Curriculare Grundlagen für den DaF-Unterricht im Wandel“ am 13. November 2021 (online).

Organisation: Ilona Feld-Knapp, Gabriella Perge, Herta Márki.

Fachtagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes „Neue Medien im DaF-Unterricht“ am 6. März 2021 (online).

Organisation: Ilona Feld-Knapp, Gabriella Perge, Herta Márki.

Forschungsprojekte

„Fachwissenschaftliche Inhalte in ihrer Bedeutung für die DaF-Lehrerbildung (2019–2021) an der Eötvös Loránd Universität Budapest.

Projektleiterin: Ilona Feld-Knapp. Projektmitarbeiterin: Gabriella Perge.

„Handlungsorientierte Interaktion mit der Maus: Ein internationales, webbasiertes Plattformprojekt zur Förderung der sprachlichen Kompetenzen von DaF-Lernenden“ (kurz: „Mausprojekt“). Projektteilnehmerinnen: Roberta Rada, Samira Lemkecher, Ildikó Daróczy.

Sonstiges

09.11.2021

Prof. Dr. Christina Horn/Dr. Monika Moravkova (Hankuk Universität Seoul/Süd-Korea): „Das Maus-Projekt“, online, ZOOM (Gastvortrag).

Dissertationsprojekte

Herta Márki: Sprachentwicklung. Eine Studie zur Untersuchung der Besonderheiten der Sprachentwicklung von Lernenden mit unterschiedlichen L1 an ungarischen Schulen am Beispiel der Konzeptualisierung der Menge.

Betreuerin: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp.

Anna Daróczy: Textkompetenz angehender ungarischer DaF-Lehrenden.

Betreuerin: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp.

Szabó, Vivien: Lexikalische Kompetenz. Eine Studie zur Untersuchung der Besonderheiten der Sprachentwicklung von DaF-Lernenden mit Muttersprache Ungarisch

Betreuerinnen: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp und Dr. Gabriella Perge.

Lehrstuhl für niederländische Sprachen und Literaturen (ELTE)

Forschungsprojekte

Migration, Literature and Identity: The Children-Trains between Hungary, The Netherlands and Flanders in the first half of the 20th Century (Nederlandse Taalunie) (project coordination: Dr. Orsolya Réthelyi), 2019–2021.

‘Wonen in gedichten’ – project of Judit Gera on Neerlandistiek.nl.

Personalia

PhD

From september 2021 Dóra Tóth, and former MA student Levente Erős.

Titels: ‘Grammaticalization of discourse-markers in Dutch language.’

‘About war for young people. Changes in the representation of World War II in Dutch-language children’s and youth literature.’

Sonstiges

January

New promotional film in English about the Department of Dutch Studies organized by the ELTE, aimed at foreign students.

Lecture-series Elck syn waerom:

15-09 Wim Vandenbussche (VU Brussel)

22-09 Gábor Pusztai (University Debrecen)

29-09 Desirée Bonis (Ambassador of the Kingdom of the Netherlands)

06-10 Olga van marion (University Leiden)

13-10 Judit Gera (ELTE)

20-10 Laurens ham (University Utrecht)

03-11 Christiaan van Veen (VU Amsterdam)

10-11 Jacomine Nortier (Utrecht University)

17-11 Szabolcs Wekerle (Budapest)

24-11 Alexa Stoicescu (University Bucarest)

01-12 Twan Zegers (University Prague)

08-12 Frank Willaert (University Antwerpen)

5 may

Short film ‚Nem tudhatom‘ for Radnóti’s 112th birthday made by the Department of Dutch Studies.

12 may

Lecture of René Hell (ambassdor of the Kingdom of the Netherlands) Koen Haverbeke (General representative of the Government of Flanders).

The Netherlands and Flanders in Hungary. Diplomacy also in times of pandemic.

OTDK

MA students Sára Tóth, Levente Erős, Lili Hargitai and Lexa Berg.

Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen (ELTE)

Forschungsprojekte

Internationales Netzwerk New Geographies of Scandinavian Studies (2019–2022) unter Leitung von Prof. Lill-Ann Körber (Universität Aarhus) und Prof. Torben Jelsbak (Universität København) unter Mitwirkung der Humboldt-Universität Berlin, Adam Mickiewicz-Universität Poznań, Universität Gdańsk, Karls-Universität Prag, Eötvös-Lorand-Universität Budapest, Universität Vilnius.

Übersetzung von skandinavischen Kriminalnovellen (2018–) unter Leitung von Ildikó Vaskó (norwegisch), Vanda Péteri (schwedisch), Anita Soós (dänisch) unter Mitwirkung der Studenten des Lehrstuhls für skandinavische Sprachen und Literaturen.

Doktorandenprogramm germanistische Sprachwissenschaft

Laufende Dissertationsprojekte

Orsolya Szilágyi: Die neuen Resultate der Linguistik der zentralskandinavischen Sprachen – mit besonderer Hinsicht auf die norwegischen Negativkonstruktionen.

Betreuerin: Dr. Ildikó Vaskó.

Doktorandenprogramm germanistische Literaturwissenschaft

Laufende Dissertationsprojekte

Zsófia Dériné Stark: Möglichkeiten der Umdeutung von Mythologien in Karen Blixens Werken.

Betreuer: Prof. András Masát, Dr. Anita Soós.

Andrea Poros: Ellen Key und die schwedische Literatur.

Betreuerin: Dr. Anita Soós.

Dániel Rózsás: Gastronomie in der schwedischen Literatur.

Betreuer: Prof. Dr. András Masát.

Ádám Vajna: Zeitgenössische norwegische und ungarische Poesi im öffentlichen Raum.

Betreuer: Prof. Dr. András Masát.

Sonstiges

21. September 2021

Teams – Gästevorlesungen mit Kaja Borthen (Technisch-Naturwissenschaftliche Universität Norwegens) organisiert von Ildikó Vaskó und Diku.

- Semantische und pragmatische Aspekte der norwegischen Schlusspartikel *da*.
- Pragmatische Partikel in der norwegischen Umgangssprache.

22. September 2021

Gespräch mit dem isländischen Schriftsteller Andri Snær Magnason, organisiert von Gábor Csúr.

Norwegen im Zeitalter der Globalisierung – Workshop mit Vorlesungen von Svetla T. Kovatcheva (Universität Oslo) und Cecilie Hauglund (Universität Wien). Organisiert von Zsófia Domsa.

10. November 2021: Kulturwoche

Vortrag von András Nagy über den dänischen Diplomat Povl Bang-Jensen.

November 2021 – März 2022

Vortragsreihe über Skandinavien und die Vereinten Nationen, organisiert von Vanda Péteri, Anita Soós und Ildikó Vaskó

10. November 2021 ELTE BTK

Dr. András Nagy: Die Geschichte des dänischen Diplomats Povl Bang-Jensen.

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
Berzsenyi Dániel Zentrum für Lehrerbildung

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

Sonstiges

Ausstellung:
Ludwig Wittgenstein: Die Tractatus Odyssee.
Eröffnung am 25. November 2021.
(ÖKF)

Károly-Eszterházy-Universität Eger (EKKE)

Lehrstuhl für Germanistik

Sonstiges

Januar 2021

Übersetzungswettbewerb für Schulen.

05.–10.12.2021

Teilnahme von Germanistikstudierenden aus Eger am Seminar der Akademie Mitteleuropa in Bad Kissingen mit dem Titel „Erinnerungskulturen in Mitteleuropa“.

Katholische Péter-Pázmány-Universität Piliscsaba (PPKE)

Lehrstuhl für Germanistik

Konferenzen/Symposien

05.14.2021

Online-Vollversammlung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten in Organisation des Lehrstuhls für Germanistik der KPPU.

08.10.2021

Feierliche Generalversammlung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten in Organisation des Lehrstuhls für Germanistik der KPPU (Förderung: Österreichisches Kulturforum).

Personalia

01.11.2021

Ernennung von Klára Berzeviczy zur Institutsleiterin des Instituts für Mittel-Europa. Seit 2020 ist Klára Berzeviczy Vorstandsmitglied von der GUG.

Henriett Lindner: einmonatiger Forschungsaufenthalt im Oktober 2021 in Wien, gefördert durch den ÖAD.

Laura Bársony: ÚNKP-Stipendium für angehende DoktorandInnen.

Sonstiges

08.10.2021

Festvortrag von Prof. Dr. Werner Jung über das Projekt „Literaturgeschichte des Ruhrgebiets“ (Festliche Generalversammlung der GUG).

08.10.2021

Vortrag und Lesung des Autors und Übersetzers László Márton (Festliche Generalversammlung der GUG).

06.10.2021

Gastvortrag von Dr. Andrea Schäfer-Jung (Universität Duisburg-Essen): „Der Einsatz von Märchen im Sprachunterricht“.

07.10.2021

Gastvortrag von Prof. Dr. Werner Jung (Universität Duisburg-Essen): „Die Berliner Moderne. Stefan George“.

Doktorandenkolleg für Literaturwissenschaft

(KPPU, Geistes- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät)

Kontaktperson:

Kornélia Kiss

(<https://btk.ppke.hu/oktatas/doktori-kepzesek-ph-d-es-habilitacio/irodalomtudomanyi-doktori-iskola>)

Dissertationen in Arbeit

Laura Bársony: Sprachphilosophische Bezüge in Peter Handkes Prosa

(Betreuerin: Dr. Zsuzsa Bársony)

Pannonische Universität Veszprém (PE)

Institut für Germanistik und Translationswissenschaft

Konferenzen/Symposien

Hybride Tagung „Paradigmenwechsel in der Sprach-, Literatur- und Translationswissenschaft im digitalen Zeitalter“ am 18–19. Oktober.

Forschungsprojekte

Förderung des Deutschunterrichts in den Schulen (EFOP-3.2.14-17-2017-00003).

Laufzeit: 2019–2021.

Teilnehmer: Dr. habil. József Tóth, Dr. habil. László V. Szabó, Dr. Anikó Zsigmond, Péter Káli, Andreas Thimm und mehrere Studierende im Fach Germanistik.

Förderung der Qualität universitärer Ausbildung (EFOP-3.4.3-16-2016-00009)

Laufzeit: 2019–2021.

Teilnehmer: Dr. habil. József Tóth, Dr. habil. László V. Szabó.

Sonstiges

Dr. habil. József Tóth hat mehrere Lehrveranstaltungen im Bereich germanistische Linguistik an der Universität Erfurt als Privatdozent gehalten.

Universität Debrecen (DE)

Institut für Germanistik

Lehrstuhl für germanistische Linguistik Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen und Kulturen

Konferenzen/Symposien

10–11.06.2021

„Sprache der Macht – Macht der Sprache“. Internationale Konferenz.

Veranstalter: Universität Debrecen, Deutsches Kulturforum Debrecen, Deutsch-Ungarisches Jugendwerk (online).

13.10.2021

„Künstliche Intelligenz – Wirtschaftliche und gesellschaftliche Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung und Roboter“.

(Veranstaltet von der Universität Debrecen, dem Goethe Institut Budapest und dem Deutschen Kulturforum Debrecen).

Forschungsprojekte

Divergierende Evidenz in der theoretischen Linguistik (Ungarische Akademie der Wissenschaften). Das Projekt der Forschungsgruppe „Theoretische Linguistik MTA-DE-SZTE“.

Laufzeit: 01.07.2017-30.06.2022.

Leiter: Prof. Dr. András Kertész.

Teilnehmer: Dr. Csilla Rákosi, Dr. Péter Csátár.

Die Förderung der Qualität der Ausbildung und ihrer Zugänglichkeit an der Universität Debrecen (EFOP- 3.4.3-16-2016-00021).

Laufzeit: 2016–2021.

Teilnehmer: Dr. Zsuzsanna Iványi, Dr. András Kertész, Dr. Péter Csátár, Dr. Zsófia Haase, Dr. Máté Tóth, Dr. Marcell Grunda, Pintye Erzsébet, Mária Török.

Experiential Translation: meaning making across languages and the arts. Internationales Forschungsprojekt, gefördert vom Arts and Humanities Research Council (AHRC), part of UK Research and Innovation.

Laufzeit: 2021–2022.

Leitung: Ricarda Vidal (King’s College London), Madeleine Campbell (Edinburgh University).

Teilnehmer: Karl Katschthaler (Universität Debrecen).

Metonymische Synästhesie: Die Charakterisierung olfaktorischer Stimuli im Deutschen.

Projektnummer: ÚNKP 2020-4-II.

Laufzeit: 01.09.2021-31.08.2022.

Teilnehmer/Leiter: Dr. Máté Tóth.

Allegorikus szövegolvasási stratégiák kognitív nyelvészeti vizsgálata.

Förderung mit Projektnummer: ÚNKP-19-3-I-DE-49.

Laufzeit: 01.09.2020-30.09.2021.

Teilnehmer/Leiter: Mária Török.

III-HU-1201-04-2021 German as a Foreign Language in Central and Eastern Europe: New Perspectives of Teacher Training.

Koordinatorin: Dr. Andrea Horváth.

Personalia

Prof. Dr. András Kertész erhielt den Titel Professor Emeritus.

Dr. Csilla Rákosi: Verleihung des Titels Doktor der Wissenschaften (Ungarische Akademie der Wissenschaften).

Dr. Marcell Grunda: Ernennung zum stellvertretenden Institutsdirektor.

Dr. Marcell Grunda: Verleihung der Auszeichnung „Preis des Dekans“.

Sonstiges

02.12.2021

ORA ET SPIRA – Performance von Kinga Tóth, Ausgesuchtestenohren (Karl Katschthaler) und Studierenden des Instituts für Germanistik der Universität Debrecen, die am Klangkunst-Workshops „Sounds of Isolation“ (Leitung: Karl Katschthaler, im Rahmen des Forschungsprojekts „Experiential Translation“) teilgenommen haben.

Ort: MODEM (Zentrum für moderne und zeitgenössische Kunst, Debrecen).

Gefördert vom MODEM.

Periodika

Werkstatt. Internet-Zeitschrift für germanistische und vergleichende Kultur- und Literaturwissenschaft, 16 (2021). URL: <http://werkstatt.unideb.hu/index.htm>.

Arbeiten zur deutschen Philologie (AdPH), 32 (2021).

URL: https://adph.unideb.hu/aktuelle_ausgabe.htm.

Graduiertenkolleg Linguistik (DE)

[<http://denydi.unideb.hu/>]

Graduiertenkolleg Theoretische Linguistik

Leiter: Prof. Dr. András Kertész (Theoretische Linguistik).

Mail: kertesz.andras@arts.unideb.hu

Graduiertenkolleg Germanistische Linguistik

Leiter: Dr. habil. Péter Csátár (Germanistische Linguistik).

Mail: csatar.peter@arts.unideb.hu

Laufende Dissertationen

Mária Török: Allegorie als Interpretationsschema – kognitiv poetische Untersuchungen.

Betreuer: Dr. Péter Csátár.

Erzsébet Pintye: Kollokationen im Fremdsprachenunterricht.

Betreuer: Dr. Péter Csátár.

Gyopárka Sárközi: Metaphern um den Begriff der Familie im Deutschen und Ungarischen – Eine korpusbasierte Untersuchung.

Betreuer: Dr. Máté Tóth.

Verteidigte Dissertation

Gert Loosen: (Fehl)Funktionen von MITS im Niederländischen.

Betreuerin: Dr. Csilla Rákosi.

Promotionskolleg Literatur- und Kulturwissenschaft (DE)

[<https://deidi.unideb.hu/>]

Promotionskolleg germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft

Leiter: Dr. habil. Karl Katschthaler

katschthaler@unideb.hu

Die Schwerpunkte des Programms „Deutschsprachige Literatur“:

Österreichische Literatur im 20. Jahrhundert

Dramentheorie und Theaterwissenschaft

Gattungstheoretische Probleme

Intermedialität und Interkulturalität

Komparatistik

Laufende Dissertationen

Anett Csorba: Angst, Macht und Politik in ausgewählten Prosawerken von Marlene Streeruwitz.

Betreuerin: Dr. Andrea Horváth.

Zoltán Mikoly: Manifestation und mediale Latenz der gewaltsamen Macht in der zeitgenössischen deutschsprachigen Prosa.

Betreuerin: Dr. Beatrix Kricsfalusi.

Fanni Boglárka Farkas: Interkulturelle Kenntnisse in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur.

Betreuerin: Dr. Andrea Horváth.

Györgyi Kósa: Historische Narrative in den historischen Dramen und Epen von Johann Ladislaus Pyrker.

Betreuer: Dr. Kálmán Kovács.

Nikoleta Perić: Poetik der Dinge in Werken von Adalbert Stifter und W.G. Sebald.

Betreuerin: Dr. Edit Kovács.

Kinga Tóth: Grenzüberschreitungen – Freiheit hinter Mauern: Nonnenkunst und Frauenliturgiebewegung als Textkörperperformance.

Betreuerin: Dr. Beatrix Kricsfalusi.

Universität Debrecen (DE)

Lehrstuhl für Niederlandistik

Konferenzen/Symposien

11.02.2021

Reformiertes Kollegium Debrecen: Gedenkfeier Michiel de Ruyter.

Veranstalter: Reformierte Theologische Universität Debrecen und Lehrstuhl für Niederlandistik (DE).

Forschungsprojekte

„Weerkaatsingen: Geschiedenis van de Nederladnse literatuur vanuit Hongaars perspectief“ (Nederladnse Taalunie).

Laufzeit: 2014–, ELTE, Lehrstuhl für Niederlandistik.

Teilnehmer: Prof. Dr. Judit Gera (ELTE), Dr. habil. Orsolya Réthelyi (ELTE), Dr. Anikó Daróczi (KRE), Dr. habil. Gábor Pusztai (DE).

Forschungsgruppe Fremdsprachenunterricht der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (MTA Idegen nyelvi oktatás kutatócsoport).

Laufzeit: 2016–, DE.

Teilnehmer: Dr. habil. Tünde Polonyi (DE), Dr. Kálmán Abari (DE), Dr. Gábor Pusztai (DE), Dr. Márta Kántor-Faragó (DE), und anderen:

<https://mta.hu/tantargy-pedagogiai-kutatasi-program/mta-de-idegen-nyelvi-oktatas-kutato csoport-107138>.

Personalia

Habilitation von Dr. Réka Bozzay (03.12.2021).

Erlangung des PhD-Grades: Gert Loosen (12.11.2021).

Periodika

Acta Neerlandica. Bijdragen tot de neerlandistiek Debrecen, 18 (2021).

URL: <https://ojs.lib.unideb.hu/actaneer/>.

Promotionskolleg Literatur- und Kulturwissenschaft (DE)

[<https://deidi.unideb.hu/>]

Graduiertenkolleg Niederlandistik

Leiter: Dr. habil. Gábor Pusztai.

pusztai.gabor@arts.unideb.hu.

Laufende Dissertation

Adrienn Mikoly-Hetei: Az irodalomdidaktika aktuális lehetőségei a holland nyelvű kortárs irodalom vonatkozásában.

Betreuer: Dr. Gábor Pusztai, Dr. Zsuzsanna Radványi.

Universität Miskolc (ME) Neuphilologisches Institut

Lehrstuhl für deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

Konferenzen/Symposien

04.02.2021

„Die den Sprachunterricht formende Sprachwissenschaft“ – MANYE XIII. Konferenz der angewandten Linguistik in Miskolc.

Forschungsprojekte

Herausgabe eines Lernerwörterbuchs Österreichisch-Ungarisch, Ungarisch-Österreichisch.

Projektnummer: 103öu3, Aktion Österreich–Ungarn.

Laufzeit: 01.10.2019–30.06.2021.

Leitung: Dr. Renata Kriston.

Teilnehmer: Prof. Dr. Gerhard Budin (Universität Wien).

Personalia

Dr. Renáta Kriston: Institutsleiterin des Neuphilologischen Instituts (01.07.2021).

Dr. Renáta Kriston: stellvertretende Fakultätsleiterin für Wissenschaft und internationale Studien (01.09.2021).

Marianna Bazsó dr. Sörös: Lehrstuhlleiterin (01.10.2021).

Geförderte Forschungsaufenthalte: Selye Janos Universität, Komarno.

Sonstiges

24.09.2021

Lange Nacht der Forschung: „Sprachliches Mosaik“ (Quiz).

26–27.11.2021

Teilnahme an der Fortbildung für Hochschullehrende.

Dhoch3 – Fachkommunikation Deutsch (DAAD).

Universität Pécs (PTE) Germanistisches Institut

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

Forschungsprojekte

„Die Rezeption des Werkes von Ernst Jandl in Ungarn“. Teilprojekt im Rahmen des internationalen Projektes „Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland“ („Rezeption österreichischer Gegenwartsliteratur in Zentraleuropa“).

Laufzeit: 2020–2022.

Mitglied des Teilprojektes: Prof. Dr. Zoltán Szendi.

Leitung: Lukas M. Vosicky, Christoph Leitgeb, Karl Katschthaler und Attila Bombitz.

„Franz Fühmanns Erzählungen der 1970er und 1980er Jahre“. Teilprojekt im Rahmen des internationalen Projektes „Franz Fühmann-Handbuch“. (Hg. v. Jan Kostka und Stefan Krause; Stuttgart: J.B. Metzler).

Laufzeit: 2020–2021.

Leiter des Teilprojektes: Dr. Lehel Sata.

Leiter des Projektes: Dr. Jan Kostka, Dr. Stefan Krause.

Personalia

Dr. habil. Krisztina Molnár: Ernennung zur Leiterin des Germanistischen Instituts in Pécs (01.01.2021).

Dr. Erika Hammer: Habilitation (05.03.2021).

Thema der Vorlesung: Erinnerungsdiskurse in der deutschen Nachkriegsliteratur.

Thema des wissenschaftlichen Vortrags: Sprache, Bilder und Experimente mit dem Unsichtbaren. Sprache und Bildreflexion in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Dr. Lehel Sata: Habilitation (13.04.2021).

Thema der Vorlesung: Die Romankunst der Wiener Gruppe.

Thema des wissenschaftlichen Vortrags: Ekphrasis als narratologisches Prinzip in der postmodernen deutschsprachigen Literatur.

Sonstiges

17.03.2021

Vortrag von Prof. Dr. Angelika Wöllstein (IDS, Mannheim): Topologie aus kontrastiver Perspektive.

Organisation: Krisztina Molnár und die studentische Werkstatt „DiaLoG“.

11.19.2021

Lesung des Wiener Autors Simon Sailer aus seiner Novelle „Das Salzfass“.

Ort: Österreich-Bibliothek Pécs.

Leitung, Organisation: Benedikt Roland (OeAD-Lektor).

Förderung: Österreichisches Kulturforum.

**Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik**

**Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Lehrstuhl für Deutsche Literaturwissenschaft
Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur
(inkl. Österreich-Bibliothek)**

Konferenzen/Symposien

26.03.2021

Negative Emotionen und ästhetische Erfahrung. Online-Konferenz der Forschungsgruppe für Kognitive Poetik.

30.09.2021

Ein Festtag für Prof. Árpád Bernáth anlässlich seines 80. Geburtstages mit Laudationen, Buchpräsentationen, Gastvorträgen und Podiumsdiskussionen.

Veranstalter/Förderer: Institut für Germanistik der Universität Szeged, Österreichisches Kulturforum Budapest, Philosophische und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Szeged, Stiftung der Stadt Szeged, Stiftung der Szegeder Germanistik, Szegeder Kommission der ungarischen Akademie.

07.10.2021–08.10.2021

Das Unvorstellbare denken. Ungarischer Thementag. Universität Wien, Campus AAKH. Alte Kapelle / Aula am Campus. Organisation: Endre Hárs (Univ. Szeged) und Brigitta Pesti (Univ. Wien).

14–15.10.2021

„Apparat und Inszenierung“. Eine Tagung zum Werk von Theodor Fontane. Universität Szeged, Rektoratsgebäude. Organisation: Erzsébet Szabó (Univ. Szeged.) und Detlef Haberland (Univ. Bonn).

Forschungsprojekte

„Innovative Entwicklung der Bildungs- und Serviceleistungen der Universität Szeged als Vorbereitung auf die Herausforderungen des Arbeitsmarktes und des internationalen Wettbewerbs“ – Internationalisierung und Modernisierung des Grundstudiums Germanistik.

EFOP-3.4.3-16-2016-00014, Subprojekt Nr. 11.

Laufzeit: 01.06.2017–31.05.2021.

Projektleiterinnen: Dr. Tünde Katona und Dr. Erzsébet Szabó.

„Innovative Entwicklung der Bildungs- und Serviceleistungen der Universität Szeged als Vorbereitung auf die Herausforderungen des Arbeitsmarktes und des internationalen Wettbewerbs“ – Entwicklung von Online-Lernpaketen.

EFOP343-16-2016-00014, Subprojekt Nr. 13.

Projektleiter: Dr. Kőfalvi Tamás

Laufzeit: 2017–2021.

Projektmitglieder aus dem GFI: Dr. Márta Horváth, Dr. Erzsébet Szabó.

DULKO – DEUTSCH-UNGARISCHES LERNERKORPUS.

Gefördert von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung (AvH) im Rahmen einer Institutspartnerschaft zwischen dem Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim und dem Institut für Germanistik an der Universität Szeged.

Laufzeit: 01.07.2017-30.06.2020, verlängert bis Ende 2021.

Leitung: Dr. habil. Ewa Drewnowska-Vargáné.

Verantwortlich: Dr. Bernadett Modrián-Horváth, Dr. Péter Kappel.

Projektmitglieder: Christoph Beeh, Dr. habil. Andreas Nolda, Dr. Orsolya Rauzs, Dr. György Scheibl.

Az intelligens, fenntartható és inkluzív társadalom fejlesztésének aspektusai: társadalmi, technológiai, innovációs hálózatok a foglalkoztatásban és a digitális gazdaságban.

EFOP-3.6.2-16-2017-00007.

Laufzeit: 2019–2021.

Koordinator: Dr. Attila Bombitz.

Projektmitglieder: Dr. habil. Attila Bombitz, Dr. György Scheibl.

Kovács Lajos életműkiadás [Werkausgabe von Lajos Kovács].

Laufzeit: 2019–2021.

Koordinator: Dr. habil. Attila Bombitz.

Projektmitglieder: Dr. habil. Attila Bombitz, Péter Fűzi, Gergely Fritz, Ádám András Szinger.

„Praxisorientierte Erweiterung der Curricula im Fach Deutsche Philologie“ (2019-1-AT01-KA203-051233). Ein ERASMUS+-Projekt des Instituts für Germanistik der Universität Wien in Kooperation mit dem Institut für Germanistik der Comenius-Universität Bratislava und des Instituts für Germanistik der Universität Szeged (Lehrstuhl für deutsche Literaturwissenschaft).

Laufzeit: 2019–2022.

Projektteilnehmer*innen, Szeged: Prof. Dr. Endre Hárs und Dr. Judit Szabó.

Rezeption österreichischer Gegenwartsliteratur in Mitteleuropa.

Laufzeit: 2020–2022.

Leitung: Dr. habil. Attila Bombitz, Dr. phil. Christoph Leitgeb, Lukas Marcel Vosicky.

Projektmitglieder: Dr. habil. Attila Bombitz, Ádám András Szinger.

Personalia

Erwerb akademischer Titel:

Dr. Christiana Gules:

Die Rekonstruktion des bürgerlichen Sommeralltags des Budapester Bürgertums um 1900 anhand publizistisch-literarischer (Selbst)-Darstellungen im Feuilleton des Neues Pester Journals und des Pester Lloyd. Disputation (PhD), 20.06.2021. Themenleiter: Endre Hárs.

Prof. Dr. Endre Hárs:

„Porträt eines Wiener Feuilletonisten. Ludwig Hevesi (1843–1910)“ Disputation (DSc). Ungarische Akademie der Wissenschaften, 11.05.2021.

Ernennungen:

Prof. Dr. Endre Hárs: Ernennung zum Professor für deutsche Literaturwissenschaft, Univ. Szeged (01.09.2021).

Ildikó Sóti: Ernennung zur leitenden Ausbilderin am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik.

Dr. Ágnes Sántáné Túri

Erlangung des akademischen Grades PhD – Promotionskolleg Sprachwissenschaft, Germanistische Linguistik (Titel der Dissertation: Die Selbstständigkeit der Substantivvalenz).

Ernennung zur Oberassistentin am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik.

Forschungsaufenthalte

Dr. habil. Attila Bombitz: Wien, Österreich-Bibliothek Forschungsstipendium, 08–14.11.2021.

Dr. habil. Szilvia Ritz: Wien, Österreich-Bibliothek Forschungsstipendium, 08–14.11.2021.

Dr. Ádám András Szinger: CEEPUS Forschungsstipendium, 01.11.–31.12.2021.

Sonstiges

Gastprofessuren:

Endre Hárs: Gastprofessor für Hungarologie an der Abteilung für Finno-Ugristik des Instituts für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Wien, 2020–2021.

Wettbewerbe:

IT Präsentationswettbewerb für Schüler und Schülerinnen in deutscher Sprache in Kooperation mit der IT Service Hungary, 23.03.2021.

Europas junge Dichter. Übersetzungswettbewerb für Schüler und Schülerinnen in deutscher und englischer Sprache in Kooperation mit der József-Katona-Bibliothek Kecskemét, 13.12.2021.

Periodika:

Österreich-Studien Szeged, Band 19: Innerhofer, Roland/Ritz, Szilvia: Sehnsucht nach dem Leben. Tradition und Innovation im Werk Hugo von Hofmannsthal. Wien: Praesens 2021, 206 S.

Österreich-Studien Szeged, Band 20: Orosz, Magdolna: Textwelten – Weltentwürfe. Österreichische Literatur in Wendezeiten. Wien: Praesens 2021, 260 S.

Doktoratsprogramme des Instituts für Germanistik, Szeged

Graduiertenkolleg Germanistische Linguistik

http://nydi.szte.hu/Nemet_nyelveszet.html

Leiter: Prof. Dr. Péter Bassola.

bas5326@ella.hu.

Kurzbeschreibung:

Das PhD-Studium Germanistische Linguistik erfolgt im Rahmen der Graduiertenschule für Sprachwissenschaft der Universität Szeged. Das Ziel des Programms besteht in der Ausbildung solcher Fachleute, die sich auf den Gebieten der germanistischen Linguistik bewandert sind, d. h. die Entwicklungen der linguistischen Forschungen mitverfolgen und auf Grundlage eigener Forschungen zu neuen wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen, diese in Beiträgen publizieren, sowie regelmäßig an Konferenzen teilnehmen.

Laufende Dissertation

Katinka Rózsa: Wortbildung mit Negationsbedeutung im Deutschen.

Betreuer: Dr. Andreas Nolda.

Verteidigte Dissertation

Ágnes Sántáné Túri: Die Selbstständigkeit der Substantivvalenz.

Betreuer: Dr. Péter Bassola.

Graduiertenkolleg Deutschsprachige Literaturen und Kulturen

Leiter: Dr. habil. Attila Bombitz.

bombitz@lit.u-szeged.hu.

Kurzbeschreibung

Ziele des Doktoratsprogramms Deutschsprachige Literaturen und Kulturen sind die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und die Sicherung hochqualifizierter GermanistInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen für den akademischen Bereich. Den wissenschaftlichen Schwerpunkt des Programms bilden die langfristigen und aktuellen Forschungsprojekte des Lehrstuhls für deutsche Literaturwissenschaft und des Lehrstuhls für österreichische Literatur und Kultur des Instituts für Germanistik der Universität Szeged. Die Doktorandenschule bietet literatur-, kultur- und medienwissenschaftliche Schwerpunkte in Anlehnung an die Forschungsarbeit der beiden Lehrstühle, sowie theoretische und historische Forschungsperspektiven. Theoretisch stützt sich das Programm auf die Poetik möglicher Welten, auf strukturalistische und poststrukturalistische, wissenschaftsgeschichtliche und medienwissenschaftliche bzw. kognitive Ansätze der Literaturwissenschaft. Im Programm werden historische und aktuelle Forschungsmethoden und ihre Anwendungsmöglichkeiten vorgestellt, mit dem Ziel, diese für die eigene Forschungsarbeit fruchtbar zu machen. Vermittelt werden nicht nur die Forschungsmethoden der modernen Philologie, sondern auch interdisziplinäre Fragestellungen und Ansätze der Gegenwart. Das literaturhistorische Spektrum reicht von der frühen Neuzeit, insbesondere der Literatur und Kultur der Deutschen im Karpatenraum, über die Ergebnisse der literarischen Modernisierungstendenzen im 18. und 19. Jahrhundert bzw. der „klassischen Moderne“ bis zur Gegenwartsliteratur, mit dem Fokus auf einzelnen Phasen der mitteleuropäischen und der österreichischen Kultur- und Literaturgeschichte.

Laufende Dissertation

András Ádám Szinger: Thomas Bernhards ungarische Präsenz. Eine Rezeptionsanalyse.
Betreuer: Dr. Attila Bombitz.

Verteidigte Dissertation

Christiana Gules: Die Rekonstruktion des bürgerlichen Sommeralltags der Budapester um 1900 anhand publizistisch-literarischer (Selbst)-Darstellungen im Feuilleton der Zeitungen Neues Pester Journal und Pester Lloyd.
Betreuer: Dr. Endre Hárs.

Universität Szeged (SZTE)
Erziehungswissenschaftliche Fakultät Gyula Juhász

Lehrstuhl für Deutsch und Deutsch als Minderheitenkultur

Forschungsprojekte

Teilnahme am multilateralen ERASMUS+ Projekt Wiselife – Raising Awareness about Ageism KA204 Strategic Partnerships for Adult Education.

Projektnummer: 2020-1-TR01-KA204-093161.

Laufzeit: Januar 2021–September 2023.

Leitung (Projektkoordinator): Prof. Nesrin Oruc Ertürk, Izmir University of Economics (TR)

Teilnehmer: University of the Aegean (GR), University of Lodz (PL), Bartin University (TR), ISRAA (Istituto Per Servizi Di Ricovero E Assistenza Agli Anziani) (IT).

Personalia

Erzsébet Drahotová-Szabó: Auszeichnung „Lehrkraft des Jahres an der Universität Szeged“ [Az Év Oktatója Elismerő Oklevél] (verliehen am 04.09.2021).

Lajos Mitnyán: Ernennung zum Hochschuldozenten (ab 01.06.2021).

Sonstiges

Erzsébet Drahotová-Szabó: Gastprofessur an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (Institut für Germanistik); Sommersemester 2020–2021.

Blockveranstaltungen: Kontrastive Linguistik im DaF- und DaZ-Unterricht.

Erika Grossmann: Teilnahme am zweiten internationalen Projektmeeting im Rahmen des multilateralen ERASMUS+ Projekt „Wiselife – Raising Awareness about Ageism“.

KA204 Strategic Partnerships for Adult Education.

Projektnummer: 2020-1-TR01-KA204-093161.

Datum, Ort: 04–05.11.2021, Athen.

Jahresbibliographie
2021

- Balogh, András F. (2021): Der ungarische Staat und seine nationalen Minderheiten: Literarisches Schrifttum der deutschen und rumänischen Minderheit in Ungarn. In: Szalai, Zoltán/Orbán, Balázs (Hg.): Der ungarische Staat: Ein interdisziplinärer Überblick. Berlin: Springer International Publishing, S. 385–402.
- Balogh, András F. (2021): Imagination und Wissen über die Nachbarvölker in der rumänien-deutschen Literatur nach dem ersten Weltkrieg. In: Studia Universitatis Babeş-Bolyai Philologia 66 Nr. 3, S. 35–48.
- Balogh, F. András (2021): A modernitás kihívása az erdélyi szász és a bánági német prózában. In: Jakabházi, Réka/Vincze, Ferenc (Hg.): Műfajváltozatok, identitásalakzatok, regionalitáskonceptiók: A délkelet-európai német irodalom Erdély- és Bánág-vonatkozásai a 19–21. században. Budapest: Szépirodalmi Figyelő Alapítvány, S. 57–87.
- Balogh, F. András (2021): Über die Reaktionszeit der Literatur: Vergangenheit und Aktualität in zeitgenössischen deutschen Romanen. In: Humboldt Nachrichten Nr. 40, S. 10–14.
- Balogh, F. András (Hg.)(2021): Deutsche Literatur im südöstlichen Mitteleuropa: Eine elektronische Textsammlung. Budapest: ELTE BTK Germanisztikai Intézet.
- Barna, László (2021): A műfordító (újabb) feladata. In: Alkalmazott Nyelvészeti Közlemények, Miskolc, XIV/2, S. 135–143.
- Barna, László (2021): Kulturális különbségek vizsgálata a fordításoktatásban: a műfordítás. In: Alkalmazott Nyelvészeti Közlemények 15: 1 pp. 1–10.
- Barna, László/Rada, János (Hg.)(2021): 35. Országos Tudományos Diákköri Konferencia – Humán Tudományi Szekció: Rezümékötet. Miskolc: Miskolci Egyetem, S. 429.
- Bazsoné, Sörös Marianna/Bikics, Gabriella/Przemysław, E. Gębal/Janíková, Věra/Juhász, Valéria (Hg.); Kormos, Judit/Láng, Viktória/Magnuczne Godó, Ágnes/Pavla, Marečková/Paksy, Tünde/Šamalová, Michaela et al. (2020): ENGaGE: Teacher training programme. <http://engage.uni-miskolc.hu/index.php/teacher-training-programme/>.
- Bernáth, Árpád (2021): Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Szerkesztette és a szövegeket gondozta Hárs Endre, Katona Tünde, Mihály Csilla, Szabó Erzsébet, Szabó Judit, az utószót írta Szabó Erzsébet. Budapest: Gondolat, 384 S.
- Bernáth, Árpád, (2021): Heinrich Bölls Billard um halb zehn (1959) als Generationenroman. In: Grugger, Helmut/Holzner, Johann (Hg.): Der Generationenroman in Moderne und Gegenwart in 2 Bdn. Berlin, Boston, Mass.: De Gruyter (De Gruyter Reference), S. 248–266.
- Berzeviczy, Klára (2021): Der Nachlass eines Zipser Dichters. Ein erster Überblick. In: Sára, Balázs (Hg.): Quelle und Deutung VI. Beiträge der Tagung Quelle und Deutung VI am 27. November 2019. Budapest: Eötvös József Collegium, S. 165–190.
- Berzeviczy, Klára (2021): Heimat in den Gedichten Friedrich Láms. Eine Annäherung. In: Philipp, Hannes/Stangl, Theresa/Weber, Bernadette/Wellner, Johann (Hg.): Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. DiMOS-Füllhorn Nr. 5. Tagungsband Regensburg 2018. Regensburg: Universitätsbibliothek Regensburg (Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa FzDiMOS, Bd. 11), S. 360–372. <https://epub.uni-regensburg.de/45204/>, urn:nbn:de:bvb:355-epub-452046

- Berzeviczy, Klára (Hg.)(2021): Lám, Friedrich: Zipser Leute. Berlin: Edition Noack & Block, 331 S.
- Berzeviczy, Klára/Frenyó, Zoltán/Pályi, Gyula (2021): Aquinói Szent Tamás magyar rokonai. Budapest: Szent István Társulat, 151 S.
- [Bikics] = Bazsóné, Sörös Marianna/Bikics, Gabriella/Przemysław, E. Gębal/Janíková, Věra/Juhász, Valéria (Hg.); Kormos, Judit/Láng, Viktória/Magnuczné, Godó Ágnes/Pavla, Marečková/Paksy, Tünde/Šamalová, Michaela et al. (2020): ENGaGE: Teacher training programme. <http://engage.uni-miskolc.hu/index.php/teacher-training-programme/>.
- Bódyne Márkus, Rozália (2020): A klímaválság az újabb német gyermek- és ifjúsági irodalomban. In: Új Pedagógiai Szemle 70, Nr. 9–10, S. 81–101.
- Bognár, Zsuzsa (2021): Endre Hárs: Der mediale Fußabdruck. Zum Werk des Wiener Feuilletonisten Ludwig Hevesi (1843–1910). Würzburg: Königshausen&Neumann, 2020. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik (2020), S. 133–136.
- Bognár, Zsuzsa (2021): Zur Konzeptstruktur in Hugo von Hofmannsthals späten Reden. In: Ritz, Szilvia/Innerhofer, Roland (Hg.): Sehnsucht nach dem Leben. Tradition und Innovation im Werk Hugo von Hofmannsthals. Wien: Praesens Verlag (Österreich-Studien Szeged; 19), S. 38–52.
- Bognár, Zsuzsa/Jung, Werner/Opitz, Antonia (Hg.)(2021): Georg Lukács Werke. Band 3 Teilband 1. Bielefeld: Aisthesis Verlag (Georg Lukács Werke), 689 S.
- Bombitz, Attila (2021): Around the world. Zum Werk von Christoph Ransmayr. In: Caitríona, Leahy/Illetschko, Marcel (Hg.): Mapping Ransmayr. Kartierungsversuche zum Werk von Christoph Ransmayr. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 201–210.
- Bombitz, Attila (2021): Pompásan vonulunk 2. B-oldalak, remixek és ritkaságok [Die wunderbare Busfahrt 2. B-Sides, Remixes, Rarities]. In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1, S. 190–207.
- Bombitz, Attila (Hg.)(2021): Kovács Lajos művei IV.: Évi rendes szabadság. Ifjúsági regénysorozat [Werke von Lajos Kovács IV.: Adoleszenzromane]. Szeged: JATEPress Kiadó, 492 S.
- Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.)(2021): Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1, 212 S.
- Bombitz, Attila/Peragovics, Ferenc (Hg.)(2021): Kovács Lajos: A dorogi szlovákok története [Geschichte der slowakischen Minderheit der Stadt Dorog]. Dorog: Dorog Város Barátságainak Egyesülete, 100 S.
- Bozzay, Réka (2021): Csernák László (1740–1816), deventeri professzor és debreceni alapítványa. In: Gerundium: Egyetemtörténeti Közlemények 1–2, S. 150–161.
- Bozzay, Réka (2021): Das Andenken an die Kinderrettungsaktion in Debrecen. In: Barta, Róbert/Kerepeszki, Róbert/Krzysztof, Kania (Hg.): Trianon 1920–2020. Some Aspects of the Hungarian Peace Treaty of 1920. Debrecen: Debreceni Egyetem Történelmi Intézet, S. 211–225.

- Bozzay, Réka (2021): Egy debreceni diák hollandiai katonai pályája és hazai emlékezete. In: Debreceni Szemle 4, S. 382–394.
- Bozzay, Réka (2021): Hadifogság a holland aranykor idején. In: Bárány, Attila/Pósán, László (Hg.): Száműzetés, fogság, szabadulás a középkori és koraujkori Európában. Debrecen: Printart-Press, S. 226–239.
- Bozzay, Réka (2021): Magyar diákok egyetemjárása a közép- és kora újkori Európában. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 9–28.
- Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.)(2021): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó.
- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita (2021): A KARMESTER metafora kontextualizációja az endokrinológiai diskurzusban [Kontextualisierung der DIRIGENT-Metapher im Diskurs der Endokrinologie]. In: Argumentum 17, S. 669–695.
- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita (2021): Cross-cultural variation in the use of one type of metonymic synonyms. In: Brdar, Mario/Milić, Goran/Vidaković Erdeljić, Dubravka/Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Figurative Thought and Language. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, S. 127–149.
- Brdar, Mario/Milić, Goran/Kružić, Barbara/Benčina, Ksenija/Čališ, Maja/Gradečak, Tanja/Brdar-Szabó, Rita (2021): Pojmovnik kognitivne lingvistike [Begriffswörterbuch der kognitiven Linguistik]. Osijek: Josip Juraj Strossmayer Universität Osijek, Philosophische Fakultät, 289 S.
- Brdar-Szabó, Rita (2021): Funktionen der Metonymie im Sprachvergleich am Beispiel von Deutsch und Ungarisch. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik 80), 260 S.
- Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario (2021): Metonymic indeterminacy and metalepsis: Getting two (or more) targets for the price of one vehicle In: Soares da Silva, Augusto (Hg.): Figurative Language – Intersubjectivity and Usage. Amsterdam: John Benjamins, 2021, S. 175–212.
- [Brdar-Szabó] = Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita/Gradečak, Tanja (2021): A note on the career of metaphorical domains: On the role of the XYZ constructions in metaphorical transfer reversal. In: Jezikoslovlje 22, S. 339–372.
- [Brdar-Szabó] = Brdar, Mario/Milić, Goran/Vidaković Erdeljić, Dubravka/Brdar-Szabó, Rita (2021): Figurative Thought and Language in the Human Universe: Introduction. In: Brdar, Mario/Milić, Goran/Vidaković Erdeljić, Dubravka/Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Figurative Thought and Language. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, S. ix–xvii.
- [Brdar-Szabó] = Brdar, Mario/Milić, Goran/Vidaković Erdeljić, Dubravka/Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Figurative Thought and Language in the Human Universe. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 2021, 305 S.
- Brenner, Koloman (2021): Dialekt oder Standard? Das ist nicht die Frage: Revitalisierung der deutschen Sprache in Ost-Mittel-Europa. In: Germanistische Forschungsperspektiven in Sprache und Literatur (Hg. von Jelitto-Piechulik, Gabriella/Jokiel, Malgorzata/ Ksiezyk, Felicja/Pelka, Daniela). (= Germanistische Werkstatt 11), Oppeln/Opole, S. 11–25.

- Csatár, Péter (2020): Innovationen in der kognitiv-linguistischen Metaphernforschung. In: Mikulas, R. (Hg.): Metaphernforschung in interdisziplinären und interdiskursiven Perspektiven. Paderborn: Mentis Verlag, S. 423–439.
- Csatár, Péter (2021): Rezensionartikel über Seresi Márta, Eszenyi Réka, Robin Edina (Hg.) Távolléti oktatás a fordító- és tolmácsképzésben. Oktatásmódszertani tapasztalatok a COVID-19 idején: Az ELTE BTK Fordító- és Tolmácsképző Tanszék kiadványa 172. pp. ISBN 978-963-489-288-5). In: Fordítástudomány 23: 1, S. 132–138.
- Csatár, Péter/Majoros, Krisztián/Tóth, Máté (2021): Migráció és metafora: a migrációs válság nyelvi képei a magyar online sajtóban [Migration und Metapher: Sprachbilder der Migrantenkrise in der ungarischen online Presse]. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 209–233.
- Csatár, Péter/Veresné, Valentinyi Klára (2021): Műhelyriport a MANYE #transpub rendezvényeiről [Werkstattreport über die die #transpub Veranstaltungen von MANYE]. In: Modern Nyelvoktatás, évf. 27. 3–4, S. 146–148.
- [Csatár] = Benczes, Réka/Csábi, Szilvia/Csatár, Péter/Szelid, Veronika (Hg.)(2021): Ünnepi kötet Kövecses Zoltán 75. születésnapja alkalmából [Festschrift anlässlich des 75. Geburtstags von Zoltán Kövecses]. In: Argumentum 17, S. 232–806.
- [Csatár] = Rada, Roberta/Csatár, Péter/Péteri, Attila (2021): An der Grenze: Perspektiven einer diskurslinguistischen Analyse für den universitären DaF-Unterricht. In: Deutsch als Fremdsprache 58: 2, S. 96–108.
- Csorba, Anett (2021): Der Kampf einer postfeministischen (Anti-)Heldin. Eine Analyse des Romans Jessica, 30. Roman. Drei Kapitel. von Marlene Streeruwitz. In: Kovács, Kálmán (Hg.): Német filológiai tanulmányok / Arbeiten zur deutschen Philologie. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, (Band XXXII), S. 69–89.
- Csorba, Anett (2021): Eine Welt der (Ohn)Macht: Aspekte des weiblichen Schreibens und des Weiblichseins im Roman „Verführungen. 3. Folge. Frauenjahre“ (1996) von Marlene Streeruwitz. In: Kovács Kálmán (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten, S. 63–79.
- Csúri, Károly (2021): Wolfgang Borchert történeteinek szerkeszetéről. In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1, S. 121–135.
- Csúri, Károly/Bombitz, Attila (Hg.)(2021): Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1 (2021), 212 S.
- Dibó-Borbély, Ágnes/Propst, Eszter/Sárvári, Tünde/Szalai, Tünde (Hg.)(2020): Kulcs a világhoz. Drahot-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahot-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 278 S.
- Drahot-Szabó Erzsébet (2020): Játsszunk a nyelvvel! Nyelvi játékok, nyelvi kreativitás a némettanár-képzésben [Spielen wir mit der Sprache! Sprachspiele und sprachliche Kreativität in der Deutschlehrausbildung]. In: Karlovitz, János Tibor (Hg.): Reflexiók néhány

- magyarországi pedagógia-releváns kontextusra [Reflexionen zu ausgewählten pädagogikrelevanten Kontexten in Ungarn]. Komárno: International Research Institute s.r.o., S. 166–176.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2019): „Sok bába közt elvész a gyerek“. Frazeologizmusok az általános iskolai anyanyelvi nyelvtankönyvekben. [„Viele Köche verderben den Brei“. Phraseologismen in den muttersprachlichen Lehrbüchern für den Grundschulbereich.] In: Karlovitz, János Tibor/Torgyik, Judit (Hg.): Szakmódszertani és más emberközpontú tanulmányok [Beiträge zu Fachdidaktik und Humanwissenschaften]. Komárno: International Research Institute s.r.o., S. 85–96.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2019): Ein Plädoyer für die Rehabilitierung und Retablierung der Übersetzung im DaF-Unterricht. In: JLSP (Journal of Languages for Specific Purposes) März, S. 193–207.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2019): Sprach- und Kulturvermittlung im DaF-Unterricht durch weitgehende phraseologische Äquivalente. In: Bukor, József/Simon, Szabolcs (Hg.): 11th International Conference of J. Selye University. Section on Language – Culture – Intercultural Relationships. Komárom: Selye János Egyetem, S. 33–46.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2019): Zum Status der Fremdsprachen in Ungarn. In: Kovács, Krisztina/Fáy Dombi, Alice (Hg.): Education and Training. National and International Tendencies of Education and Training. Szeged: Szegedi Egyetemi Kiadó, Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, S. 193–216.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2019): Zur Rolle der kontrastiven Linguistik und der Übersetzung bei der Herausbildung des zweisprachigen mentalen Lexikons. In: Keyes, Erika/ Kriston, Renáta/Schönenberger, Manuela (Hg.): Sprachen, Literaturen und Kulturen im Kontakt. Beiträge der 25. Linguistik- und Literaturtage, Miskolc/Ungarn, 2017. Bd. 8. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2019 (Schriftenreihe Sprache und Sprachen in Forschung und Anwendung (SiFA), hrsg. vom Vorstand der Gesellschaft für Sprache und Sprachen (GeSuS) e. V., Bd. 8), S. 263–271.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2020): Die Blaubeeren sind deshalb rot, weil sie noch grün sind. Wortschatzarbeit im DaF-Unterricht. In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.): Lexik. Budapest: Eötvös-József-Collegium (Cathedra Magistrorum V), S. 59–88.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2020): Glückspilz, Pechvogel & Co. Zu den exozentrischen Komposita im Deutschen im Kontrast zum Ungarischen. In: Németh, András/Orsovcics, Yvette/Csehiová, Agata/Tóth-Bakos, Anita (Hg.): 12th International Conference of J. Selye University. Pedagogical Sections. Conference Proceedings. Komárno: J. Selye University, S. 183–195.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2020): Theorie und Praxis bei der Förderung der Textkompetenz angehender Deutschlehrer. In: Braxatorisová, Anita/Drahota-Szabó, Erzsébet/Mészáros, Attila/V. Szabó, László (Hg.): Sprache – Diskurs – Kontext. Auslandsgermanistik im 21. Jahrhundert. Komárno: J.-Selye-Universität, Pädagogische Fakultät (Komorner Germanistische Beiträge), S. 11–36.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2020): Zur Förderung der schriftlichen Textkompetenz in der Deutschlehrausbildung. In: Juhász, Valéria et al. (Hg.): Kommunikáció- és beszédfejlesztés a gyakorlatban. Развитие навыков общения и речи на практике. Entwicklung der Kommunikations- und Sprachfähigkeit in der Praxis. Communication and Speech

- Development in Practice. Szeged: SZTE JGYPK Magyar és Alkalmazott Nyelvészeti Tanszék, S. 379–95.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2021): Amikor a puzzle összeáll. Nyelvtudományi tudástartalmak a némettanár-képzésben [Wenn sich das Puzzle zusammenfügt. Sprachwissenschaftliche Wissensinhalte in der Deutschlehrausbildung]. In: Karlovitz, János Tibor (Hg.): Szakmódszertani és pedagógiai tanulmányok a világjárvány idején. Komárno: International Research Institute s.r.o., S. 393–403.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2021): Deutsche Phraseologie aus intra- und interlingualer Perspektive. Imst: Alphabet Wörterbuchverlag, 248 S.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2021): Phraseologische Spiele als sprachliche Heilmittel gegen Demenz? In: Aussiger Beiträge 15, S. 37–55.
- [Drahota-Szabó] = Braxatorisová, Anita/Drahota-Szabó, Erzsébet/Mészáros, Attila/V. Szabó, László (Hg.)(2020): Sprache – Diskurs – Kontext. Auslandsgermanistik im 21. Jahrhundert. Komárno: J.-Selye-Universität, Pädagogische Fakultät (Komorner Germanistische Beiträge 1), 263 S.
- Erős, Levente (2021): Hogyan mesél egy holland író a holokausztról. (Mesecentrum). <https://igyic.hu/esszektanulmanyok/hogyan-mesel-egy-holland-iro-a-holokausztról.html>
- Erős, Levente (2021): Over de Holocaust in kleutertaal. De toepassing van didactische aanbevelingen voor holocaustonderwijs in Martine Letteries Kinderen met een ster (2016), 2021 (Initium, sz. 3 (november)), S. 192–208. <https://doi.org/10.33934/initium.2021.3.9>
- Farkas, Fanni Boglárka (2021): „Badstübner-Kizik, Camilla/Janíková, Věra (Hg.): «Linguistic Landscape» und Fremdsprachendidaktik. Perspektiven für Sprach-, Kultur- und Literaturdidaktik. Berlin: Peter Lang, 2018 (Posener Beiträge zur Angewandten Linguistik, 10). – ISBN 978-3-631-77028-3. 359 Seiten, € 59,95.“ In: Informationen Deutsch als Fremdsprache, vol. 48, no. 2–3, S. 158–161. <https://doi.org/10.1515/infodaf-2021-0015>
- Farkas, Fanni Boglárka (2021): Akkulturationsprozesse im Roman „Dazwischen: Ich“ von Julya Rabinowich. In: Werkstatt 16, S. 28–36.
- Feld-Knapp, Ilona (2021): Dengerscherz, Sabine (2019): Professionelles Schreiben in mehreren Sprachen. Strategien, Routinen und Sprachen im Schreibprozess. Berlin: Lang, 745 S. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 65. 2, S. 89–91.
- Feld-Knapp, Ilona (2021): Előszó. In: Feld-Knapp, Ilona/Katona, László/Kálmán, Csaba/Major, Éva/Öveges, Enikő/Perge, Gabriella (Hg.): Nyelvtanulással a boldogulásért. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, S. 11–13.
- Feld-Knapp, Ilona (2021): Hans-Jürgen Krumm: Sprachenpolitik Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt Verlag (= Grundlagen Deutsch als Fremd- und Zweitsprache, Bd. 3). In: ÖDaF-Mitteilungen 2/2021, S. 185–118.
- Feld-Knapp, Ilona/Katona, László/Kálmán, Csaba/Major, Éva/Öveges, Enikő/Perge, Gabriella (Hg.)(2021): Nyelvtanulással a boldogulásért. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, 142 S.
- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2021): A német mint idegen nyelv tanítása és tanulása a magyar középiskolákban: Gondolatok a tanítási és tanulási folyamatok optimalizálásának lehetőségeiről az „EFOP-3.2.14-17: Nyelvtanulással a boldogulásért“ projekt keretében végzett kutatás alapján. In: Feld-Knapp, Ilona/Katona, László/Kálmán, Csaba/Major, Éva/Öveges, Enikő/Perge, Gabriella (Hg.): Nyelvtanulással a boldogulásért. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, S. 15–59.

- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2021): Digitális bölcsészeti szakpedagógiai kurzus a német nyelv és kultúra tanára szakos hallgatók számára. In: Vakula, Tímea (Hg.): Digitális bölcsészeti szakpedagógia. Budapest: ELTE, 2021, S. 91–126.
- Feld-Knapp, Ilona: Dittmann, Alina/Giblak, Beata/Witt, Monika (Hg.)(2015): Bildungsziel: Mehrsprachigkeit / Towards the Aim of Education: Multilingualism. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 64, S. 104–107.
- Fendrich, Raphael (2021): Zwischen zwei Nationen. Karl von Möllers Roman *Die Lothringerin* (1942). In: Kühlmann, Wilhelm/Tüskés, Gábor (Hg.): Ungarn als Gegenstand und Problem der fiktionalen Literatur (ca. 1550–2000). Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 411–425.
- Fendrich, Raphael/Kohser-Spohn, Christiane (2021): Les exilés alsaciens en Allemagne contre la francisation de l’Alsace – L’exemple de la Fédération des ligues étudiantes et Robert Ernst (1919–1923). In: Plyer, Ségolène/Depoil, Anne-Lise (Hg.): Frontière, migrations et mobilités en Alsace de 1918 aux années 1930. Strasbourg: PUS, S. 157–179.
- Földes, Csaba (2021): Aktuelle Dynamiken im Deutschen als Minderheitensprache: am Material ungarndeutscher Dialekte bairischer Provenienz. In: Földes, Csaba (Hg.): Kontaktvarietäten des Deutschen im Ausland. Tübingen: Narr Francke Attempto (Beiträge zur Interkulturellen Germanistik 14), S. 85–119.
- Földes, Csaba (2021): Vorgeformte Sprachverwendung in Online-Präsenzen deutscher Minderheitenzeitungen. Eine explorative Studie am Beispiel von Facebook-Beiträgen der Neuen Zeitung und des Sonntagsblattes. In: Aussiger Beiträge 15, S. 199–225.
- Földes, Csaba (2021): Das Beziehungsgeflecht zwischen Sprache und Kultur: Forschungsrückblick, Zugänge und Beschreibungstendenzen. In: Glottotheory. International Journal of Theoretical Linguistics 12:1, S. 9–46. <https://doi.org/10.1515/glot-2020-2014>.
- Földes, Csaba (2021): Phraseologische Sprachkontaktprozesse und -phänomene in einem ungarndeutschen Vereinsblatt. In: Schnittstelle Germanistik 1:2, S. 81–98. <https://doi.org/10.33675/SGER/2021/2/8>.
- Földes, Csaba (Hg.)(2021): Kontaktvarietäten des Deutschen im Ausland. Tübingen: Narr Francke Attempto (Beiträge zur Interkulturellen Germanistik; 14), XII + 512 S.
- Gracza, Krisztina (2020): Pro Nederlandistica Hungariae onderscheiding voor Judit Gera. In: Acta Neerlandica 16–17, S. 307–311. DOI: 10.36392/ACTANEERL/2020/16-17/22
- [Gracza] = McMartin, Jack/Gracza, Krisztina (2021): The ‘other’ Transylvanian count Auto- and heteroimages in the Hungarian and English reception of Miklós Bánffy’s *The Writing on the Wall*. In: Translation Spaces 10/1, S. 48–69. DOI: 10.1075/ts.20033.mcm
- Grunda, Marcell (2021): Byung-Chul Han: Die Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken. In: Werkstatt: Arbeitspapiere zur germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft 16, S. 50–53.
- Grunda, Marcell (2021): Idegenségtapasztalat a német kultúratudományban. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 181–190.
- Gyuricza, Katalin (2021): Phraseologismen aus interdisziplinärer Perspektive. Funktionen in unterschiedlichen Textsorten der Medienkommunikation. In: Lüger, Heinz-Helmut/Bergerová, Hana/Schuppener, Georg (Hg.): Phraseme und ihr kommunikatives Potential. Landau: VEP (= Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 28), S. 129–144.

- [Haase] = Kocsány, Piroska/Haase, Zsófia (2021): Text und Grammatik. Wien: Praesens Verlag, 118 S.
- Hárs, Endre (2021): Bernáth, Árpád: Assisi Szent Ferenc hatása Hermann Hesse és Heinrich Böll munkásságára. In: Ungarische übersetzt von Endre Hárs. In: Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből. [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat, S. 267–275.
- Hárs, Endre (2021): Im Auftrag des Menschengeschlechts: Geschichtsphilosophische Ressourcen der Naturgeschichte. In: Gurka, Dezső (Hg.): Time in the “third kingdom of nature”: Pre-history of palaeontology and palaeoanthropology and its philosophical contexts. Budapest: Gondolat Publishers, S. 33–56.
- Hárs, Endre (2021): Kunstkritik und Sezession: Ilona Sármány-Parsons: Bécs művészeti élete Ferenc József korában, ahogy Hevesi Lajos látta [Wiens Kunstleben in der Epoche Franz Josephs, wie Ludwig Hevesi es gesehen hat]. Budapest: Balassi Kiadó 2019, 472 S. Zagreber Germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft, S. 217–220.
- Hárs, Endre (2021): Skandal und Genre: Die Affäre von Tisza-Eszlár in der Literatur. In: Bobinac, Marijan/Müller-Funk, Wolfgang/Seidler, Andrea/Spreicer, Jelena/Urválek, Ales (Hg.): Europa im Schatten des Ersten Weltkriegs. Kollabierende Imperien, Staatenbildung und politische Gewalt. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, S. 119–137.
- Hárs, Endre/Katona, Tünde/Mihály, Csilla/Szabó, Erzsébet/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat, 384 S.
- Hetei, Adrienn (2021): Michiel de Ruyter-herdenking in Covid-tijd. In: Acta Neerlandica 18, S. 197–201.
- Hillenbrand, Rainer (2021): Aus einem Brief Fontanes über sein Porträtrelief von Wilhelm Wolff. In: Fontane-Blätter 112, S. 136–140.
- Hillenbrand, Rainer (2021): Heyses Novellen. Ein literarischer Führer. Mit einer Einführung und einer Bibliographie. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. 2 Bde. Hamburg: Dr. Kovac, 1610 S.
- Hillenbrand, Rainer (2021): Wirklichkeit und Unwirklichkeit bei Georg Trakl. Zu den Gedichten ‚Confiteor‘, ‚Allerseelen‘, ‚Abendlied‘, ‚An einen Frühverstorbenen‘ und ‚Der Abend‘. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 95, S. 81–114.
- Horváth, Andrea (2021): A félelem és a tér viszonya Ingeborg Bachmann Todesarten-ciklusában. In: Balogh, László Levente/Valastyán, Tamás/Fazakas, Sándor (Hg.): A félelem reprezentációi. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 207–309.
- Horváth, Andrea (2021): Migráció, posztkolonializmus, irodalom. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 191–208.
- Horváth, Andrea (2021): Post-democracy and Globalization: About the Europe-theories in the Work of Robert Menasse. In: Gaál-Szabó, Péter/Kmeczkó, Szilárd/Bökös, Borbála: Memory, trauma and construction of the self. Nagyvárad, Románia: Partiumi Kiadó, S. 135–145.

- Horváth, Andrea (2021): Postdemokratie und Globalisierung. Zu den EuropaThesen im Werk von Robert Menasse. In: Német Filológiai Tanulmányok / Arbeiten zur deutschen Philologie XXXII, Hg. v. Katschthaler, Karl/Kovács, Kálmán. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó / University Press Debrecen, S. 91–100.
- Horváth, Márta (2021): Az áruló: Poétikai igazságszolgáltatás Arthur Schnitzler elbeszéléseiben [Der Verräter. Poetische Gerechtigkeit bei Arthur Schnitzler]. In: Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet [Literarisches Erzählen und moralisches Urteil]. Budapest: Ráció Kiadó, S. 98–117.
- Horváth, Márta (2021): Drama und Theater: Aufbau des Dramas. <http://eta.bibl.u-szeged.hu/5653/>
- Horváth, Márta (2021): Drama und Theater: Merkmale des Dramas. <http://eta.bibl.u-szeged.hu/5652/>
- Horváth, Márta (2021): Elbeszélés és morális ítélet: Bevezető [Literarisches Erzählen und moralisches Urteil: Einführung]. In: Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet [Literarisches Erzählen und moralisches Urteil] (= Irodalom, evolúció, kogníció 2.). Budapest: Ráció, S. 7–27.
- Horváth, Márta (2021): Lehetőségérzék és morálkritika: Az esszéregény poétikája Robert Musilnál [Möglichkeitssinn und Moralkritik. Poetik des Essayromans bei Robert Musil]. In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közöny 1, S. 98–109.
- Horváth, Márta (2021): Morális érzelmek az irodalmi befogadásban [Moralische Emotionen in der literarischen Rezeption]. In: Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, S. 483–493.
- Horváth, Márta (2021): Régi toposz új köntösben? A költői igazságosság újabb koncepcióiról [Ein alter Topos in neuem Gewand? Über neuere Konzepte der poetischen Gerechtigkeit]. In: Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, S. 369–381.
- Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet. [Literarisches Erzählen und moralisches Urteil] (= Irodalom, evolúció, kogníció 2.) Budapest: Ráció, 292 S.
- Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, 186 S.
- Huber, Ágnes (2021): Ein bemerkenswerter Sammelband. In: Germanica Wratislaviensia 145, S. 273–276.
- Iványi, Zsuzsanna (2021): Debrecziner Steine. Konflikte bei der Verlegung von Stolpersteinen in Ostungarn. In: Kavčič, Silvija/Schaarschmidt, Thomas/Warda, Anna/Zündorf, Irmgard (Hg.): Steine des Anstoßes: Die Stolpersteine zwischen Akzeptanz, Transformation und Adaption. Berlin: Metropol Verlag, S. 193–214.
- Káli, Péter (2021): Ersatzinfinktivkonstruktion bei satzwertigen Infinitiven im Deutschen mit mehreren Verben. In: Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.): *Ereignis* in Sprache, Literatur und Kultur. *Event* in Language, Literature and Culture. Berlin: Peter Lang, S. 285–297.

- Kappel, Péter/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Modrián-Horváth, Bernadett/Nolda, Andreas/Rauzs, Orsolya/Scheibl, György (2021): Dulko: Deutsch-ungarisches Lernerkorpus: Version 1.0. <https://korpling.org/annis/>
- Kappel, Péter/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Modrián-Horváth, Bernadett/Nolda, Andreas/Rauzs, Orsolya/Scheibl, György (2021): Dulko-Handbuch. Aufbau und Annotationsverfahren des deutsch-ungarischen Lernerkorpus: Version 1.0. Szeged: Institut für Germanistik Universität Szeged. <https://acta.bibl.u-szeged.hu/74061/>
- Katona, Tünde (2021): „... ob man sich ... Stammbücher zulegen müsse“. Ein früher wegweisender Essay von Theodor Lebrecht Pitschel über Freundschaftsalben (1743). In: Sára, Balázs (Hg.): Quelle und Deutung VI. Beiträge der Tagung Quelle und Deutung VI am 27. November 2019. Budapest: Eötvös József Collegium, S. 131–150.
- Katona, Tünde (2021): Bernáth Árpád: Egy irodalmi munkásság teljes kronológiája rekonstrukciójának hasznáról. Heinrich Böll művei Kölni Kiadásának 6. kötete kapcsán szerzett tapasztalatok és felismerések. In: Ungarische übersetzt von Tünde Katona. In: Hárs, Endre/Katona, Tünde/Mihály, Csilla/Szabó, Erzsébet/Szabó, Judit (Hg.): Bernáth Árpád: Művek által világosan. Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat Kiadó, S. 291–311.
- Katona, Tünde (2021): Igazi-e, morális-e Hildebrand dilemmája? Néhány gondolat egy ófelnémet hős-ének mai morális szempontú olvasata lehetőségéről. In: Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet [Literarisches Erzählen und moralisches Urteil]. Budapest: Ráció Kiadó, S. 132–152.
- Katona, Tünde/Hárs, Endre/Mihály, Csilla/Szabó, Erzsébet/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat, 384 S.
- Katschthaler, Karl (2021): Musik und Geschlecht: von der „tonlosen Frau“ zu Transgenderstimmen. In: Arbeiten zur deutschen Philologie (AdPH) 32, S. 123–138.
- Katschthaler, Karl (2021): Überlegungen zur vielbeschworenen Musikalität von Hugo von Hofmannsthals Lyrik. In: Innerhofer, Roland/Ritz, Szilvia (Hg.): „Sehnsucht nach dem Leben“: Tradition und Innovation im Werk Hugo von Hofmannsthals. Wien: Praesens (= Österreich-Studien Szeged 19), S. 148–162.
- Kemény-Gombkötő, Krisztina (2021): Zum Problemfeld der Trennung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Deutschunterricht an ungarndeutschen Nationalitätengymnasien. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta (Hg.): Spracheinstellungen, Spracherhalt durch Schule, Identität. Neuere Untersuchungen zur Sprache der Ungarndeutschen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik 83), S. 145–181.
- Kerekes, Gábor (2021): Kampf – so lange wie es ging. Claus Klotz (1947–1990). In: Deutscher Kalender. Jahrbuch der Ungarndeutschen, S. 256–272.
- Kerekes, Gábor (2021): Kindgerecht – nicht kindisch. In: Kerekes, Gábor (Hg.): Regenbogen. Pilisvörösvár: Muravidék Baráti Kör Kulturális Egyesület, S. 137–139.
- Kerekes, Gábor (2021): Ungarndeutsche Kinderliteratur: Josef Michaelis‘ Zauberhut. In: Gyermekevelés: online tudományos folyóirat 9:1, S. 145–161.

- Kerekes, Gábor (2021): Vorbereitung eines Ereignisses: Die Bemühungen ungarischer Intellektueller zur Durchsetzung der Veröffentlichung der ungarischen Übersetzung von Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* 1977. In: Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.): *Ereignis in Sprache, Literatur und Kultur. Event in Language, Literature and Culture*. Berlin: Peter Lang Verlag, S. 149–161.
- Kerekes, Gábor (2021): Zum Geleit: In: Kerekes, Gábor: *Mehrstimmig. Mitteleuropa. Schriftenreihe zur Kultur. Band 1*. Pilisvörösvár: Muravidék Baráti Kör Kulturális Egyesület, S. 11–13.
- Kertész, A. (2021): *Nyelvészet és tudományelmélet*. Budapest: Akadémiai Kiadó. (= *Nyelvtudományi Értekezések* 150). Második, javított kiadás. <https://mersz.hu/kertesz-nyelvetes-tudomanyelmélet>.
- Kertész, A. (2021): A Note on Legitimization Strategies and Circular Argumentation in Linguistics. In: Darázs, L./Herger, E./Jakab, É./Karsai, K./Kömlösi, L. I. (Hg.): *Neue Grenzen – New Frontiers. Humboldt-Nachrichten Nr. 39*. Budapest: Gondolat Kiadó, 2021, S. 33–43.
- Kertész, A./Rákosi, Cs. (2021): Megjegyzések az ellentmondás-mentesség elvéhez a fogalmi metaforaelméletben. In: *Argumentum* 17, S. 562–580.
- Kertész, A. (2021): A nyelvész és a tudós. In: *Magyar Tudomány* 182, S. 116–119.
- Király, Edit (2021): „Hogy mi a Duna, azt én mondom meg“. 19. századi folyódiszkurzusok. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó (*Studia Folkloristica et Ethnographica* 85), 374 S.
- Király, Edit (2021): Die Fähigkeit zu trauern. Zsuzsa Bánk: *Sterben im Sommer*. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 16 (1), S. 189–191.
- Király, Edit (2021): Jedermann als Jederfrau. Das Spiel mit der Tradition. In: Ritz, Szilvia/Innerhofer, Roland (Hg.): *Sehnsucht nach dem Leben. Tradition und Innovation im Werk Hugo von Hofmannsthal*. Wien: Praesens (*Österreich-Studien Szeged* 19), S. 110–122.
- Knipf-Kömlösi, Elisabeth (2021): Ein Umriss zur deutschen Sprachminderheitenforschung in der Gegenwart. In: Geyer, Ingeborg/Piringer, Barbara (Hg.): *Sprachinseln und Sprachinselforschung heute*. Wien: Praesens, S. 11–27.
- Knipf-Kömlösi, Elisabeth (2021): Merkmale von geschriebenen dialektalen alltagssprachlichen Texten bei der ungarndeutschen Minderheit. In: Földes, Csaba (Hg.): *Kontaktvarietäten des Deutschen im Ausland*. Erfurt: Gunter Narr, S. 425–445.
- Knipf-Kömlösi, Elisabeth/Müller, Márta (2021): Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Lenz, Alexandra N./Stöckle, Philipp (Hg.): *Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Stuttgart: Franz Steiner, S. 323–349.
- Knipf-Kömlösi, Elisabeth/Müller, Márta (2021): Zwischen Vitalität und Aufgabe: Dynamische Aspekte in der Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn. In: Knipf-Kömlösi, Elisabeth/Müller, Márta (Hg.): *Spracheinstellungen, Spracherhalt durch Schule, Identität. Neuere Untersuchungen zur Sprache der Ungarndeutschen*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, S. 11–26.
- Knipf-Kömlösi, Elisabeth/Müller, Márta (Hg.) (2021): *Spracheinstellungen, Spracherhalt durch Schule, Identität. Neuere Untersuchungen zur Sprache der Ungarndeutschen*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 202 S.
- Kohlmann, Ágnes/Soproni, Zsuzsa/Varga, Éva (2021): *Grammatik 1*. Pécs: META, 182 S. Überarbeitete und erweiterte Ausgabe.

- Kohlmann, Ágnes/Soproni, Zsuzsa/Varga, Éva (2021): Grammatik 2. Pécs: META, 182 S.
- Kovács, Kálmán (2021): Bemerkungen zur Johann Peter Krafft-Ausstellung *Maler eines neuen Österreich* [Wien, Unteres Belvedere, 2016]. In: Balogh, László Levente/Leitgeb, Christoph (Hg.): *Opfermythen in Zentraleuropa*. Wien: Praesens Verlag, S. 93–107.
- Kovács, Kálmán (2021): Die Wiederverwertung der nationalistischen Tradition in der DDR. Romane über Theodor Körner von Klaus Back, Hans Löwe, Wolfgang Walter Püschel und Ulrich Völkel. In: *Német Filológiai Tanulmányok / Arbeiten zur deutschen Philologie XXXII*. Hg. von Katschthaler, Karl/Kovács, Kálmán. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó / University Press Debrecen, S. 53–69.
- Kovács, Kálmán (2021): Ferenc Erkels *Hunyadi László* (1840). ‚Nationaloper‘ im diachronischen Wandel und im interkulturellen Netzwerk. In: Hg. von Wilhelm Kühlmann, Gábor Tüskés in Verbindung mit Réka Lengyel und Ladislaus Ludescher: *Ungarn als Gegenstand und Problem der fiktionalen Literatur (ca. 1550–2000)*. (=Beihefte zum Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, Heft 112. Hrsg. v. Wolfgang Adam, Jan Standke). Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 221–240.
- Kovács, Kálmán (2021): Schnittstelle Germanistik. Forum für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur des mittleren und östlichen Europas. Hg. von Höhne, Steffen/Kovács, Kálmán/Lipavic Oštir, Alja/Mionskowski, Alexander/Tarvas, Mari/Weinberg, Manfred. Band 1, Heft 1: *Literaturlandschaften der Region*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. 319 S.
- Kovács, Kálmán (2021): Schnittstelle Germanistik. Forum für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur des mittleren und östlichen Europas. Hg. von Höhne, Steffen/Kovács, Kálmán/Lipavic Oštir, Alja/Mionskowski, Alexander/Tarvas, Mari/Weinberg, Manfred. Band 1, Heft 2: *Deutsch in Sprachkontakten*. Universitätsverlag Winter, 400 S.
- Kovács, Kálmán (2021): Theodor-Körner-Parodien oder Helden auf Zeit. In: *Német Filológiai Tanulmányok / Arbeiten zur deutschen Philologie XXXII*. Hg. von Katschthaler, Karl/Kovács, Kálmán. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó / University Press Debrecen, S. 141–152.
- Kovács, Kálmán (2021): Vom Monolog zum Dialog. Monologische und dialogische Erinnerung historischer Gestalten und Ereignisse in Zentraleuropa. In: Blaskó, Katalin/Woldan, Alois (Hg.): *Moritz Benjowsky – ein (mittel)europäischer Held (=Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext*. Hg. v. Norbert Bachleiter et al.). Berlin etc.: Peter Lang, S. 27–48.
- Kovács, Kálmán (Hg.)(2021): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2020*. Hrsg. v. Kálmán Kovács. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten.
- Kovács, Kálmán (Hg.)(2021): *Német Filológiai Tanulmányok / Arbeiten zur deutschen Philologie XXXII*, kiad. Karl Katschthaler, Kálmán Kovács. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó / University Press Debrecen.
- Kriston, Renáta (2021): *Osztrák-magyar szótár: koncepció és ekvivalenciaviszonyok*. In: Fata, Ildikó/Fischer, Márta (Hg.): *Tudományterületek találkozása: Köszöntő kötet Muráth Judit tiszteletére*. Pécs: PTE Közgazdaságtudományi Kar, S. 68–84.
- Kriston, Renata/Heinisch, Barbara (2021): Erstellung einer Terminologiedatenbank für erneuerbare Energien in deutsch-ungarischer Relation. In: Kegyesné, Szekeres Erika/Zipser, Katharina (Hg.): *Kontrastive Studien im Sprachpaar Ungarisch-Deutsch*. Hamburg: Verlag Dr. Kovacs, S. 37–52.

- [Kriston] = Illésné, Kovács Mária/Kecskés, Judit/Kriston, Renáta (2021): Az osztrák-német nyelvváltozat grammatikai és lexikológiai jellemzőinek bemutatása kontrasztív megközelítésben. In: Balogné, Bérces Katalin/Hegedűs, Attila/Surányi, Balázs (Hg.): Nyelvelmélet és dialektológia 5. Budapest: Pázmány Péter Katolikus Egyetem Bölcsész- és Társadalomtudományi Kar, S. 141–155.
- [Kriston] = Szamosmenti, Marianne/Csák, Éva/Kriston, Renáta (2021): Wörterbücher des Wirtschaftswesens mit Ungarisch. In: Judit, Muráth (Hg.): LSP Lexicography (Hungarian Lexicography III). Budapest: Akadémiai Kiadó, S. 170–190.
- Kurdi, Imre (2021): „denn wer nicht lügt, kann nicht fliegen“. Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther. Geschichten* als erinnerungskulturelles Metanarrativ. In: Haberland, Detlef/Orosz, Magdolna (Hg.): Region(en) von Mitteleuropa. Historische, kulturelle, sprachliche und literarische Vermittlungen. Wien: Praesens, S. 81–91.
- Lénárd, Tibor (2020): Gotisch, Pannonien und die Anfänge des Wortes deutsch. In: Dibó-Borbély, Ágnes/Propst, Eszter/Sárvári, Tünde/Szalai, Tünde (Hg.): Kulcs a világhoz. Drahotá-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahotá-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, S. 99–124.
- Lindner, Henriett (2021): Antal Szerb als Kulturvermittler: Rolle des deutschsprachigen Kulturberbes in seinen wissenschaftlichen Texten und Romanen. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik (2020), S. 89–99.
- Lőkös, Péter (2021): Egy emigráns német újságíró a harmincas évek Magyarorszájáról: Fritz Richard Lachmann cikksorozata a Pester Lloydban. In: Forrás, S. 77–83.
- Lőkös, Péter (2021): Hans Habe „Drei über die Grenze“ című regényének kritikai fogadtatása a korabeli magyarországi és ausztriai sajtóban. In: Irodalomismeret, Nr. 3, S. 58–67.
- Lőkös, Péter (2021): Magyarország-kép, magyar témák 1919 és 1921 között osztrák élclapokban. In: Rási, Szilvia/Domonkosi, Ágnes/T. Litovkina, Anna/Nemesi, Attila László (Hg.): A humor ösvényein. Eger-Budapest: Líceum Kiadó, Tinta Könyvkiadó, S. 415–427.
- Lőkös, Péter (2021): Robert Neumann: „Eine Frau hat geschrien... (Die Freiheit und der General)“: Die Erfolglosigkeit eines Romans mit ungarischer Thematik in Ungarn. In: Kühlmann, Wilhelm/Tüskés, Gábor/Lengyel, Réka/Ludescher, Ladislaus (Hg.): Ungarn als Gegenstand und Problem der fiktionalen Literatur (ca. 1550–2000). Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 399–410.
- Lőkös, Péter (2021): Weltweit – Worldwide – Remarque: Beiträge zur aktuellen internationalen Rezeption von Erich Maria Remarque. In: Helikon, 67, S. 703–704.
- Loosen, Gert (2021): Überlegungen zur Geschichte der Präposition MITS. In: Werstatt 16, S. 37–49.
- Mihály, Csilla (2021): „[W]o die himmlischen Zauber der Töne wohnen“. Bemerkungen zu E. T. A. Hoffmanns Don Juan. In: Temeswarer Beiträge zur Germanistik 17 (2020), S. 105–122.
- Mihály, Csilla (2021): A bábeli torony avagy *A város címere*. Irodalmi szöveg és kontextus. [Der Turm zu Babel oder *Das Stadtwappen*. Literarischer Text und Kontext] In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1, S. 70–81.

- Mihály, Csilla/Hárs, Endre/Katona, Tünde/Szabó, Erzsébet/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat, 384 S.
- Mikoly, Zoltán (2021): Az emberevökről – Doron Rabinovici: A földönkívüliek. In: Szépirodalmi Figyelő 20/3, S. 107–112.
- Mikoly, Zoltán (2021): Kikötői hírek – német (2021. december 22.). Zsuzsa Bánk: Sterben im Sommer. In: MŰÚT (Online). URL: <http://www.muut.hu/archivum/37759>.
- Mikoly, Zoltán (2021): Kikötői hírek – német (2021. november 10.). Deutscher Buchpreis – Antje Rávik Strubel: Blaue Frau. In: MŰÚT (Online). URL: <http://www.muut.hu/archivum/37455>.
- Mikoly, Zoltán (2021): Kikötői hírek – német (2021. szeptember 29.). Juli Zeh: Über Menschen. In: MŰÚT (Online). URL: <http://www.muut.hu/archivum/37165>.
- Mikoly, Zoltán (2021): Körperdiskurse in Juli Zehs Corpus Delicti. Ein Prozess. In: Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.): Ereignis in Sprache, Literatur und Kultur. Event in Language, Literature and Culture. Berlin: Peter Lang, S. 305–319.
- Mikoly-Hetei Adrienn (2021): Michiel de Ruyter-herdenking in Covid-tijd. In: Acta Neerlandica 18, S. 197–201.
- Mitnyán, Lajos (2020): „Die Dinge singen höre ich gern“. Eine Untersuchung zum Aspekt der „Ursprünglichkeit“ in Martin Heideggers Dichtungs-Theorie. In: Eruditio – Educatio 15, S. 95–106.
- Mitnyán, Lajos (2020): Anmerkungen zu einem zeitgenössischen deutschen kunstphilosophischen Paradigma. In: Braxatorisová, Anita/Drahota-Szabó, Erzsébet/Mészáros, Attila/ V. Szabó, László (Hg.): Sprache – Diskurs – Kontext. Auslandsgermanistik im 21. Jahrhundert. Komárno: J.-Selye-Universität, Pädagogische Fakultät (Komorner Germanistische Beiträge 1), S. 236–258.
- Mitnyán, Lajos (2020): Das reine Wort. Rainer Maria Rilkes ästhetisches Denken und die „Duineser Elegien“. Wien: Praesens Verlag (Österreich-Studien Szeged), 170 S.
- Mitnyán, Lajos (2020): Zum Problem des Literarischen bei Martin Heidegger. In: Dibó-Borbély, Ágnes/Propszt, Eszter/Sárvári, Tünde/Szalai, Tünde (Hg.): Kulcs a világhoz. Drahota-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahota-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, S. 145–154.
- Mitnyán, Lajos (2021): A globalizáció problémája a kortárs német kultúrafilozófiai diskurzusbán. Megjegyzések Peter Sloterdijk térpoétikai modelljeihez [Das Problem der Globalisierung im zeitgenössischen deutschen kulturphilosophischen Diskurs. Anmerkungen zu Peter Sloterdijks raumpoetischen Modellen]. In: Közösségi Kapcsolódások 1–2, S. 66–77.
- Mitnyán, Lajos (2021): Változatok a boldogtalanságra. Terézia Mora Szerelmes ufók című elbeszéléskötetéről [Variationen der Unglücklichkeit. Über Terézia Moras Erzählband „Die Liebe unter Aliens“]. In: Eruditio – Educatio 3, S. 97–105.
- Modrián-Horváth, Bernadett/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Kappel, Péter/Nolda, Andreas/Rauzs, Orsolya/Scheibl, György (2021): Dulko: Deutsch-ungarisches Lernerkorpus: Version 1.0. <https://korpling.org/annis/>
- Modrián-Horváth, Bernadett/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Kappel, Péter/Nolda, Andreas/Rauzs, Orsolya/Scheibl, György (2021): Dulko-Handbuch. Aufbau und

- Annotationsverfahren des deutsch-ungarischen Lernerkorpus: Version 1.0. Szeged: Institut für Germanistik Universität Szeged. <https://acta.bibl.u-szeged.hu/74061/>
- Müller, Márta (2021): Mehrsprachigkeit der Deutschen in Ungarn: Cityscape und Schoolscape in Werischwar / Pilisvörösvár. In: Geyer, Ingeborg/Piringer, Barbara (Hg.): Sprachinseln und Sprachinselforschung heute. Wien: Praesens, S. 131–152.
- [Müller] = Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta (2021): Zwischen Vitalität und Aufgabe: Dynamische Aspekte in der Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta (Hg.): Spracheinstellungen, Spracherhalt durch Schule, Identität. Neuere Untersuchungen zur Sprache der Ungarndeutschen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, S. 11–26.
- [Müller] = Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta (Hg.)(2021): Spracheinstellungen, Spracherhalt durch Schule, Identität. Neuere Untersuchungen zur Sprache der Ungarndeutschen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 202 S.
- [Müller] = Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta: Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Lenz, Alexandra N./Stöckle, Philipp (Hg.): Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Stuttgart: Franz Steiner, S. 323–349.
- [Müller] = Miskei, Réka/Müller, Márta (2021): Einstellungen von jüngeren und älteren Ungarndeutschen zur deutschen Sprache und zu ihren Sprechern. In: Földes, Csaba (Hg.): Kontaktvarietäten des Deutschen im Ausland. Erfurt: Gunter Narr, S. 445–460.
- Murányiné Zagyvai, Márta (2021): Humor a redukcióban. In: Rási, Szilvia/Domonkosi, Ágnes/T. Litovkina, Anna/Nemesi, Attila László (Hg.): A humor ösvényein. Eger: Líceum Kiadó, S. 59–68.
- Murányiné Zagyvai, Márta (2021): Multisegmentale Kurzwörter in zwei- und mehrsprachigen Fachwörterbüchern zum Sprachenpaar Deutsch und Ungarisch. In: Judit, Muráth (Hg.): LSP Lexicography. Hungarian Lexicography III. Budapest: Akadémiai Kiadó, S. 48–62.
- Nagy, Roland (Hg.)(2021): Papers in Memoriam Erzsébet Mollay. In: FILOGI 2(1). <https://doi.org/10.37588/filogi.2021.2>
- Orosz, Magdolna (2020): „Szinte hallottam az ország szívverését“. Oroszország felfedezése és irodalmi megalkotása Rilke műveiben. In: Gyöngyösi, Mária/Józsa, György Zoltán/Kalafatics, Zsuzsanna/Rácz, Ildikó Mária/Zoltán, Dominika (Hg.): Nonum annum. Köszöntökötet Hetényi Zsuzsa professzor tiszteletére. Budapest: ELTE BTK Orosz Nyelvi és Irodalmi Tanszék, S. 315–324. (Nachtrag aus dem Jahr 2020 [erschienen 2021 mit der Jahresszahl 2020])
- Orosz, Magdolna (2021): „Ich bin zwar kein Stratege ...“. Thematisierung und Reflexion des Ersten Weltkriegs in der ungarischen Publizistik 1914–1918. In: Lajarrige, Jacques (Hg.) unter Mitwirkung von Kerstin Terler: Andreas Latzko (1876–1943) – Ein vergessener Klassiker der Kriegsliteratur? – Andreas Latzko (1876–1943) – un classique de la littérature de guerre oublié? Berlin: Frank & Timme (Forum Österreich Bd. 15), S. 259–277.
- Orosz, Magdolna (2021): Briefe von Andreas Latzko an Béla Balázs im Jahre 1930 (Co-Autorin: Zeke, Zsuzsanna). In: Lajarrige, Jacques (Hg.) unter Mitwirkung von Kerstin Terler: Andreas Latzko (1876–1943) – Ein vergessener Klassiker der Kriegsliteratur? – Andreas Latzko (1876–1943) – un classique de la littérature de guerre oublié? Berlin: Frank & Timme (Forum Österreich Bd. 15), S. 411–423.

- Orosz, Magdolna (2021): *Hibrid világok, (át)változások: variációk a fantasztikumra*. In: *Filológiai Közlöny* 67, 1, S. 21–40.
- Orosz, Magdolna (2021): *Textwelten – Weltentwürfe. Österreichische Literatur in Wendezeiten*. Wien: Praesens Verlag (Österreich-Studien Szeged Bd. 20), 260 S.
- [Paksy] = Bazsóné, Sörös Marianna/Bikics, Gabriella/Przemysław, E. Gębal/Janíková, Věra/Juhász, Valéria (Hg.); Kormos, Judit/Láng, Viktória/Magnuczné, Godó Ágnes/ Pavla, Marečková/ Paksy, Tünde/Šamalová, Michaela et al. (2020): *ENGaGE: Teacher training programme*. <http://engage.uni-miskolc.hu/index.php/teacher-training-programme/>.
- Perge, Gabriella (2021): *Feld-Knapp, Ilona (Hg.) (2020): Lexik (= CM-Beiträge zur Lehrerforschung 5)*. Budapest: Eötvös-József-Collegium, 465 S. In: *FILOGI* 2/1, 6 S.
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Katona, László/Kálmán, Csaba/Major, Éva/Öveges, Enikő/Perge, Gabriella (Hg.) (2021): *Nyelvtanulással a boldogulásért*. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, S. 142 S.
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2021): *A német mint idegen nyelv tanítása és tanulása a magyar középiskolákban: Gondolatok a tanítási és tanulási folyamatok optimalizálásának lehetőségeiről az „EFOP-3.2.14-17: Nyelvtanulással a boldogulásért projekt keretében végzett kutatás alapján“*. In: *Feld-Knapp, Ilona/Katona, László/Kálmán, Csaba/Major, Éva/Öveges, Enikő/Perge, Gabriella (Hg.): Nyelvtanulással a boldogulásért*. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, S. 15–59.
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2021): *Digitális bölcsészeti szakpedagógiai kurzus a német nyelv és kultúra tanára szakos hallgatók számára*. In: *Vakula, Tímea (Hg.): Digitális bölcsészeti szakpedagógia*. Budapest: ELTE, S. 91–126.
- Péteri, Attila (2020): *Epistemik und Faktizität in der Grammatik und im Diskurs*. In: *Haberlandt, Detlef/Orosz, Magdolna (Hg.): Region(en) von Mitteleuropa: Historische, kulturelle, sprachliche und literarische Vermittlungen*. Wien: Praesens, S. 237–252.
- Péteri, Attila (2020): *Modalpartikeln und Deutsch als Fremdsprache: Eine ewiggrüne Frage aus neuer Sicht*. In: *Cathedra Magistrorum. CM-Beiträge zur Lehrerforschung 5*, S. 132–150.
- Péteri, Attila (2020): *Rechtssprachen im Dienste der Konstruktion von Welten. Mit einem Ausblick auf daraus resultierende Übersetzungsschwierigkeiten*. In: *Acta facultatis philosophicae universitatis ostraviensis. Studia germanistica*, S. 55–67.
- Péteri, Attila (2021): *Epistemik als Diskursereignis: Die Entwicklung diskursiven Wissens durch epistemische Aussagen*. In: *Tóth, József/Szabó, László V. (Hg.): Ereignis in Sprache, Literatur und Kultur. Event in Language, Literature and Culture*. Berlin: Peter Lang Verlag, S. 53–65.
- Péteri, Attila (2021): *Wissenschaftsdiskurs in der Corona-Krise in deutschen und ungarischen Medien. Eine vergleichende linguistische Analyse*. In: *Tekst i diskurs* 15, S. 263–286.
- Péteri, Vanda (2021): *Litterära och egentliga språklektioner: den goda moralens poesi* *Filogi* 2.
- Propsz, Eszter (2018): *Zur interdiskursiven Konstruktion ungarndeutscher Identität in Márton Kalász' Roman „Winterlamm“*. In: *Kerekes, Gábor (Hg.): Winterlamm. Studien zu Márton Kalász' Roman*. Pilisvörösvár: Muravidék Baráti Kör Kulturális Egyesület (Mitteleuropa. Schriftenreihe zur Kultur, Bd. 1), S. 81–102.
- Propsz, Eszter (2019): *Die Grenzen der Repräsentation. Bedeutungsbildung in Terézia Moras „Das Ungeheuer“*. In: *Neohelicon* 2, S. 663–681.

- Propsz, Eszter (2019): Die ungarndeutsche Literatur und ihre Kritik von dem Preisausschreiben „Greift zur Feder!“ (1973) bis zu der Wende. In: Germanistik in Ireland (special issue: Ethnisch deutsche Autoren im kommunistischen Osteuropa / Ethnic German Writers of Communist Eastern Europe) 14, S. 47–63.
- Propsz, Eszter (2019): Raumkonstrukte als Identitätsangebote der ungarndeutschen Literatur. In: Oxford German Studies 1, S. 113–138.
- Propsz, Eszter (2020): Das lichte Gefüge. Ein Versuch über die Bildstrategien in Zsuzsa Bánks „Die hellen Tage“. In: Zagreber Germanistische Beiträge 29, S. 267–288.
- Propsz, Eszter (2020): Eine Raummetapher der ungarndeutschen Literatur. In: Analele Universității „Ovidius“ Constanța. Seria Filologie / The Annals of “Ovidius” University of Constanța: Philology Series 2, S. 153–167.
- Propsz, Eszter (2020): Gyermeki (?) jelentésterek Agota Kristof trilógiájában [Kindliche (?) Bedeutungsräume in Agota Kristofs Trilogie]. In: Balázs, Géza/Pölcz, Ádám (Hg.): A gyermek szemiotikája [Semiotik des Kindes]. Budapest: Magyar Szemiotikai Társaság, S. 133–142.
- Propsz, Eszter (2020): Irodalmi jelentésstruktúrák szerepe a mindennapi jelentésstruktúrák alakításában [Einfluss literarischer Bedeutungsstrukturen auf alltagsweltliche Bedeutungsstrukturen]. In: E-nyelv Magazin 4. <http://e-nyelvmagazin.hu/lapszam/?sz=nyelvterapia>.
- Propsz, Eszter (2020): Kompetenzförderung mit der ungarndeutschen Literatur. In: Eruditio – Educatio 15, S. 107–117.
- Propsz, Eszter (2020): Kulcsok a magyarországi német irodalomhoz [Schlüssel zu der ungarndeutschen Literatur]. In: Dibó-Borbély, Ágnes/Propsz, Eszter/Sárvári, Tünde/ Szalai, Tünde (Hg.): Kulcs a világhoz. Drahot-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahot-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, S. 203–209.
- Propsz, Eszter (2020): Möglichkeiten kulturellen Transfers. Terézia Moras „Seltsame Materie“. In: János, Szabolcs (Hg.): Erinnerungsorte und Kulturtransferprozesse im südosteuropäischen Raum. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Wien: Praesens, S. 147–156.
- Propsz, Eszter (2021): A nézőpont teszi? – „lokális“ és „globális“ egy Mora-kötet fogadtatásában [Die Perspektive bestimmt? – „lokal“ und „global“ in der Rezeption eines Mora-Bandes]. In: Közösségi Kapcsolódások 1–2, S. 97–104.
- Propsz, Eszter (2021): Lernen mit der ungarndeutschen Literatur – Identitätsperspektiven. In: Carl, Mark-Oliver/Grimm, Sieglinde/Kónya-Jobs, Nathalie (Hg.): Ost-Geschichten. Das östliche Mitteleuropa als Ort und Gegenstand interkultureller literarischer Lernprozesse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (V&R unipress), (Themenorientierte Literaturdidaktik 3), S. 155–166.
- Propsz, Eszter (2021): Művészet kívül és belül – művészet a mentálhigiénében [Kunst draußen und drinnen – Kunst in Mentalhygiene]. In: Embertárs 4, S. 325–334.
- Propsz, Eszter (2021): Überlegungen zur Untersuchung des Raumes in Zsuzsa Bánks Texten. In: Analele Universității „Ovidius“ Constanța. Seria Filologie / The Annals of “Ovidius” University of Constanța: Philology Series 2, S. 254–264.
- Propsz, Eszter (2021): Ungarndeutsche Literatur als Gelegenheit ungarndeutscher Identitätsbildung. In: Germanistische Beiträge 47, S. 31–49.

- [Proposzt] = Dibó-Borbély, Ágnes/Proposzt, Eszter/Sárvári, Tünde/Szalai, Tünde (Hg.)(2020): Kulcs a világhoz. Drahotá-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahotá-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 278 S.
- [Proposzt] = Nóbik, Attila/Proposzt, Eszter et al. (Hg.)(2019): SZTE JGYPK Tudományos és Művészeti Diákköri Kaleidoszkóp II. [Kaleidoskop – Studentische Arbeiten der wissenschaftlichen und künstlerischen Studentenzirkel an SZTE JGYPK II.]. Szeged: SZTE Juhász Gyula Pedagógusképző Kar, 212 S.
- Pusztai, Gábor (2021): „Wo Menschen leiden, müssen Menschen helfen“: Trianon und die Kinderzüge in der niederländischen Presse. In: Barta, Róbert/Kerepeszki, Róbert/Krzysztof, Kania (Hg.): Trianon 1920–2020. Some Aspects of the Hungarian Peace Treaty of 1920. Debrecen: Debreceni Egyetem Történelmi Intézet, S. 227–240.
- Pusztai, Gábor (2021): A holland gyermeksegélyezési akciók: A migráció egyedi formája az első és a második világháború után. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 159–180.
- Pusztai, Gábor (2021): A holland misszió: Tüski István Lajos református lelkész Hollandiában. In: Csorba, Dávid/Szatmári, Emília (Hg.): „...Tanácsaid hűség és igazság“: Tisztelgő írások Dienes Dénes professzor úr 65. születésnapjára. Budapest, Sárospatak: Károli Gáspár Református Egyetem Egyház és Társadalom Kutatóintézetének Reformáció Öröksége Műhelye, Károli Gáspár Református Egyetem Hittudományi Kar Egyháztörténeti Kutatóintézet, Tiszáninneri Református Egyházkerület, S. 353–376.
- Pusztai, Gábor (2021): Calvinisten en kindertreinen: Aalders, Maarten J. Nederlandse en Hongaarse protestanten gedurende het interbellum. Amersfoort: Vuurbaak, 2021. In: Acta Neerlandica 18, S. 175–177.
- Pusztai, Gábor (2021): De Hongaarse kinderactie 1947–1949. Nederlandse hulp en politiek machtsspel. In: Acta Universitatis Wratislaviensis. Neerlandica Wratislaviensia 30, S. 89–99.
- Pusztai, Gábor (2021): Hollandia az első világháborúban. In: Történeti Tanulmányok (Debrecen), XXIX/1, S. 241–256.
- Pusztai, Gábor (2021): Inheems geweld en witte afwezigheid: Madelon Székely-Lulofs. In: Honings, Rick/van ‘t Veer, Coen/Bel, Jacqueline (Hg.): De postkoloniale spiegel: De Nederlands-Indische letteren herlezen. Leiden: Leiden University Press, S. 229–245.
- Pusztai, Gábor (2021): Koloniaal worden: Coen van ‘t Veer: De kolonie op drift. De representatie en constructie van koloniale identiteit in fictie over de zeereis tussen Nederland en Nederlands-Indië (1850–1940). Hilversum: Verloren, 2020. In: Acta Neerlandica 18, S. 191–195.
- Pusztai, Gábor (2021): Manna en cassave: Michiel van Kempen: Het eiland en andere gedichten. Haarlem: In de Knipscheer, 2020. In: Acta Neerlandica 18, S. 185–189.
- Pusztai, Gábor (2021): Migráció Hollandiába a kora újkorban. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 49–68.
- Pusztai, Gábor (2021): Padang-Utrecht-Aruba: Interview met Zuard Voditska. In: Acta Neerlandica 18, S. 127-130.
- Pusztai, Gábor (2021): Van vluchteling tot staatssecretaris: Interview met Dzsingisz Gábor. In: Acta Neerlandica 18, S. 143-157.

- Pusztai, Gábor (2021): Vluchtelingen en kasteelheren: Interview met Hanneke Eggels. In: *Acta Neerlandica* 18, S. 159–169.
- Pusztai, Gábor (2021): Vonatok Hollandiába: 100 évvel ezelőtt indult el az első gyermekvonat. In: *Egyháztörténeti Szemle* 1/22, S. 7–36.
- Pusztai, Gábor (2021): Woord vooraf. In: *Acta Neerlandica* 18, S. 5–6.
- [Pusztai] = Maticsák, Sándor/Pusztai, Gábor (2021): Nederlandse walvisvaarders op Nova Zembla: De beschrijving van N. Ozereckowsky uit de 18de eeuw. In: *Acta Neerlandica* 18, S. 59–75.
- Rada, Roberta/Csatár, Péter/Péteri, Attila (2021): An der Grenze: Perspektiven einer diskurs-linguistischen Analyse für den universitären DaF-Unterricht. In: *Deutsch als Fremdsprache* 58, S. 96–108.
- Rauzs, Orsolya/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett/Nolda, Andreas/Scheibl, György (2021): Dulko: Deutsch-ungarisches Lernerkorpus: Version 1.0. <https://korpling.org/annis/>
- Rauzs, Orsolya/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett/Nolda, Andreas/Scheibl, György (2021): Dulko-Handbuch. Aufbau und Annotationsverfahren des deutsch-ungarischen Lernerkorpus: Version 1.0. Szeged: Institut für Germanistik Universität Szeged. <https://acta.bibl.u-szeged.hu/74061/>
- Réthelyi, Orsolya (2021): ‘Het schiftje van Miklós Radnóti’ in Miklós Radnóti. In: Miklós Radnóti. Het schriftje uit Bor. *Überzetsung*: Arjaan van Nimwegen, Orsolya Réthelyi. Amsterdam: Van Oorschot, S. 7–20.
- Réthelyi, Orsolya (2021): The Trianon Peace Treaty and the Children’s Trains. Reflections on Revisionism in Dutch and Belgian Cultural Production. In: Barta, Róbert/Kerepeszki, Róbert/Kania, Krzysztof/Novák, Ádám (Hg.): *Trianon 1920–2020. Some aspects of the Hungarian Peace Treaty of 1920*. Debrecen, S. 241–252.
- [Réthelyi] = Brems, E./Feldmann, T./Réthelyi, O./van Kalmthout, T. (2020): ‘The Transnational Trajectories of Dutch as a Minor Literature’, special issue, *Dutch Crossing: Journal of Low Countries Studies* 44, no. 2.
- [Réthelyi] = Daróczi, Anikó/Réthelyi, Orsolya (Hg.)(2020): *Való igaz és felette csudálatos história Nimwégai Márikáról [Een seer wonderlijche historie van Marike(n) van Nieuwmeghen]*. Budapest: L’Harmattan, 162 S.
- [Réthelyi] = Maarten, J. Aalders/Pusztai, Gábor/Réthelyi, Orsolya (2020): *De Hongaarse kindertreinen. Een levende brug tussen Hongarije Nederland en België na de Eerste Wereldoorlog*. Hilversum: Verloren, 214 S.
- [Réthelyi] = Maarten, J. Aalders/Pusztai, Gábor/Réthelyi, Orsolya (2020): *A gyermekvonatok. Élő híd Magyarország Hollandia és Belgium között az első világháború után*. Budapest: L’Harmattan, 208 S.
- [Réthelyi] = Miklós Radnóti. *Het schriftje uit Bor. Überzetsung*: Arjaan van Nimwegen, Réthelyi, Orsolya. Amsterdam: Van Oorschot, 2021. S. 7–20.
- Ritz, Szilvia (2021): A humorérzék elvesztése, avagy a diktatúra nyelve Ödön von Horváth műveiben. In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): *Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnap-*

- jára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = *Filológiai Közlöny* 1, S. 110–120.
- Ritz, Szilvia (2021): A világ rendjének helyreállíthatatlansága a kortárs német nyelvű bűnügyi irodalomban [Die Nicht-Wiederherstellbarkeit der Ordnung im deutschsprachigen Kriminalroman der Gegenwart]. In: 2000 1, S. 50–79.
- Ritz, Szilvia (2021): Lyukak a falban, lyukak a földben. A világ rendjének helyreállíthatatlansága a kortárs német nyelvű bűnügyi irodalomban. In: Horváth Csaba (Hg.): *Meghitt Bábelek*. Budapest: Károli Gáspár Református Egyetem / L'Harmattan Kiadó, S. 269–314.
- Ritz, Szilvia (2021): Zur Funktion der Arabeske bei Hugo von Hofmannsthal. In: Innerhofer, Roland/Ritz, Szilvia (Hg.): *Sehnsucht nach dem Leben. Tradition und Innovation im Werk Hugo von Hofmannsthal* (= Österreich-Studien Szeged, Band 19). Wien: Praesens Verlag, S. 179–191.
- Ritz, Szilvia/Horváth, Csaba/Ladányi, István/Papp, Ágnes Klára/Z. Varga, Zoltán (Hg.)(2021): *Közép-Európa a komparatistikában*. Budapest: Károli Gáspár Református Egyetem / L'Harmattan Kiadó, 392 S.
- Ritz, Szilvia/Innerhofer, Roland (Hg.)(2021): *Sehnsucht nach dem Leben. Tradition und Innovation im Werk Hugo von Hofmannsthal* (= Österreich-Studien Szeged, Band 19). Wien: Praesens Verlag, 206 S.
- Ritz, Szilvia/Majkiewicz, Anna/Ławnikowska-Koper, Joanna (Hg.)(2021): *Transfer. Reception Studies. Afekty 2 – Współczesna kultura emocji. Transfer. Przekład. Recepcja*.
- Sárközi, Gyopárka (2021): Korpusbasierte Untersuchung der Geschlechtsrestriktion in den deutschen Idiomen die Hosen anhaben und jemandem Hörner aufsetzen. In: *Werkstatt – Arbeitspapiere zur germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft* 16, S. 1–16.
- Sárvári Tünde (2021): Milyen változásokat hozhat az aktualizált Közös Európai Referenciakeret az általános iskolai idegennyelv-oktatásban? [Mögliche Auswirkungen des Begleitbandes zum GER auf den DaF-Unterricht in der Primar- und Sekundarstufe I.]. In: Karlovitz, János Tibor (Hg.): *Szaktanárszertani és pedagógiai tanulmányok a világjárvány idején*. Komárno: International Research Institute s.r.o., S. 383–392.
- Sárvári, Tünde (2019): *Arbeitsheft zum Lernerwörterbuch für Kinder Englisch-Österreichisch, Österreichisch-Englisch*. Imst: Alphabet Wörterbuchverlag, 36 S.
- Sárvári, Tünde (2019): Az osztálytermi rituálék szerepe a kisgyermekkorú német, mint idegennyelv-elsajátításban [Zur Rolle der Rituale im Früherwerb]. In: Karlovitz, János Tibor/Torgyik, Judit (Hg.): *Szaktanárszertani és más emberközpontú tanulmányok [Beiträge zu Fachdidaktik und Humanwissenschaften]*. Komárno: International Research Institute s.r.o., S. 125–132.
- Sárvári, Tünde (2019): Frühbeginn. Ein Spezialgebiet des Fremdsprachenunterrichts. In: *Slovakische Zeitschrift für Germanistik* 11, S. 42–51.
- Sárvári, Tünde (2019): Zur Rolle des sprachlichen Inputs beim frühen Fremdsprachenlernen. In: *Deutschunterricht für Ungarn (DUfU)* 30 (Boócz-Barna, Katalin/Kertes, Patrícia/Sárvári, Tünde (Hg.): *Kollokationen lernen*. (Sonderheft), S. 79–102.
- Sárvári, Tünde (2020): „Egy élmény volt!“. Az élményközpontú módszertanoktatás lehetőségei a némettanárképzésben [„Es war ein tolles Erlebnis!“ Erlebnisorientierte Fachdidaktik in der Deutschlehrerausbildung]. In: Lipóczi-Csabai, Sarolta (Hg.): *Élményközpontú nyelv-*

- és irodalomoktatás [Erlebnisorientierte Vermittlung von Sprache und Literatur]. Kecskemét: Neumann János Egyetem, S. 11–20.
- Sárvári, Tünde (2020): Az idegen nyelvek tanításának módszertana új köntösben. Egy blended képzés első eredményei [Fremdsprachendidaktik im neuen Gewand. Erste Ergebnisse eines Blended-Learning-Bildungsangebotes]. In: Karlovitz, János Tibor (Hg.): Reflexiók néhány magyarországi pedagógia-releváns kontextusra [Reflexionen zu ausgewählten pädagogikrelevanten Kontexten in Ungarn]. Komárno: International Research Institute s.r.o., S. 189–98.
- Sárvári, Tünde (2020): Schlüsselfiguren des frühen Deutschunterrichts. Deutschsprachige PrimarstufenlehrerInnenbildung in Szeged. In: Klein, Ágnes/Márkus, Éva/Meier, Jörg (Hg.): Auf die Lehrenden kommt es an. Konferenz zum 200jährigen Jubiläum der deutschsprachigen Primarschullehrerbildung in Ungarn. Wien: Praesens Verlag (Beiträge zur Fachdidaktik 5), S. 76–93.
- Sárvári, Tünde (2020): Sprachförderung durch Erzählen im frühen Deutschunterricht. In: Juhász, Valéria/Sárvári, Tünde et al. (Hg.): Kommunikáció- és beszédfejlesztés a gyakorlatban. Развитие навыков общения и речи на практике. Entwicklung der Kommunikations- und Sprachfähigkeit in der Praxis. Communication and Speech Development in Practice. Szeged: SZTE JGYPK Magyar és Alkalmazott Nyelvészeti Tanszék, S. 431–442.
- Sárvári, Tünde (2020): Wie könnte die deutsche Grammatik gezähmt werden? Überlegungen zu einer schülerfreundlichen Grammatikvermittlung im DaF-Unterricht in der Sekundarstufe I. In: Dibó-Borbély, Ágnes/Proszts, Eszter/Sárvári, Tünde/ Szalai, Tünde (Hg.): Kulcs a világhoz. Drahotá-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahotá-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, S. 211–230.
- Sárvári, Tünde (2021): Ist aller Anfang schwer? Überlegungen zur Eigenart des Anfangsunterrichts. In: Deutschunterricht für Ungarn 31, S. 7–30.
- Sárvári, Tünde (2021): Lehrersprache. Ein Dilemma der Unterrichtsplanung im DaF-Unterricht. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2020, S. 81–99.
- Sárvári, Tünde (2021): Zu den Leitfragen der Unterrichtsplanung und -gestaltung im DaF-Unterricht. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 137 S.
- [Sárvári] = [ung. Ausgabe] Lázár, Emőke Adrien/[ung. Ausgabe] Sárvári, Tünde (2021): direkt neu. Lehrwerk für Jugendliche. Lehrerhandbuch 4 digital. Budapest: Raabe Klett, 68 S.
- [Sárvári] = [ung. Ausgabe] Lázár, Emőke Adrien/[ung. Ausgabe] Sárvári, Tünde (2021): direkt neu. Lehrwerk für Jugendliche. Arbeitsbuch 4 mit Audios online. Budapest: Raabe Klett, 71 S.
- [Sárvári] = Boócz-Barna, Katalin/Sárvári, Tünde (2019): Vorwort. Diesmal ein bisschen anders. In: Deutschunterricht für Ungarn (DUfU) 30 (Boócz-Barna, Katalin/Kertes, Patrícia/Sárvári, Tünde (Hg.): Kollokationen lernen. (Sonderheft), S. 9–11.
- [Sárvári] = Dibó-Borbély, Ágnes/Proszts, Eszter/Sárvári, Tünde/Szalai, Tünde (Hg.)(2020): Kulcs a világhoz. Drahotá-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahotá-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 278 S.
- [Sárvári] = Juhász, Valéria/Sárvári, Tünde et al. (Hg.)(2020): Kommunikáció- és beszédfejlesztés a gyakorlatban. Развитие навыков общения и речи на практике. Entwicklung der Kommunikations- und Sprachfähigkeit in der Praxis. Communication and Speech

- Development in Practice. Szeged: SZTE JGYPK Magyar és Alkalmazott Nyelvészeti Tanszék, 500 S.
- [Sárvári] = Motta, Giorgio/Jenkins-Krumm, Eva-Maria/[ung. Ausgabe] Sárvári, Tünde (2021): Wir neu A2–B1. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Tankönyv 5 online audiomelléklettel. [Wir neu A2-B1. DaF-Lehrwerk für Jugendliche. Lehrbuch 5 mit Online-Audiomaterialien]. Budapest: Raabe Klett, 164 S.
- [Sárvári] = Motta, Giorgio/Jenkins-Krumm, Eva-Maria/[ung. Ausgabe] Sárvári, Tünde (2021): Wir neu A2–B1. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Munkafüzet 5 online audiomelléklettel [Wir neu A2-B1. DaF-Lehrwerk für Jugendliche. Arbeitsbuch 5 mit Online-Audiomaterialien]. Budapest: Raabe Klett, 80 S.
- [Sárvári] = Motta, Giorgio/Jenkins-Krumm, Eva-Maria/[ung. Ausgabe] Sárvári, Tünde (2021): Wir neu A2–B1. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Tankönyv 4 online audiomelléklettel [Wir neu A2-B1. DaF-Lehrwerk für Jugendliche. Lehrbuch 4 mit Online-Audiomaterialien]. Budapest: Raabe Klett, 158 S.
- [Sárvári] = Motta, Giorgio/Jenkins-Krumm, Eva-Maria/[ung. Ausgabe] Sárvári, Tünde (2021): Wir neu A2–B1. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Munkafüzet 4 online audiomelléklettel [Wir neu A2-B1. DaF-Lehrwerk für Jugendliche. Arbeitsbuch 4 mit Online-Audiomaterialien]. Budapest: Raabe Klett, 86 S.
- Scheibl, György (2021): Genus in Balance. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2020, S. 7–26.
- Scheibl, György (2021): The Very Best of Deutsche Grammatik. Lösungsschlüssel. <https://szegedigermanisztika.hu/index.php/hu/dokumentumok>
- Scheibl, György/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett/Nolda, Andreas/Rauzs, Orsolya (2021): Dulko: Deutsch-ungarisches Lernerkorpus: Version 1.0. <https://korpling.org/annis/>
- Scheibl, György/Beeh, Christoph/Vargáné-Drewnowska, Ewa/Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett/Nolda, Andreas/Rauzs, Orsolya (2021): Dulko-Handbuch. Aufbau und Annotationsverfahren des deutsch-ungarischen Lernerkorpus: Version 1.0. Szeged: Institut für Germanistik Universität Szeged. <https://acta.bibl.u-szeged.hu/74061/>
- Scheibl, György/Hum, Rozália/Nolda, Ildikó (2021): Színek kérdések és válaszok német nyelvből C1 szint. Szeged: Maxim.
- Soós, Anita (2021): Grønlands apostel i kampen mod Abraham Grønlander – ofringsnarrativer i Kim Leines roman Rød mand/sort mand. In: Acta Universitatis Carolinae Philologica, S. 53–64.
- Soproni, Zsuzsa/Kohlmann, Ágnes/Varga, Éva (2021): Grammatik 1. Pécs: META, 182 S. Überarbeitete und erweiterte Ausgabe.
- Soproni, Zsuzsa/Kohlmann, Ágnes/Varga, Éva (2021): Grammatik 2. Pécs: META, 182 S.
- Szabó, Csaba (2021): Barátság, szerelem, templom és szentek... In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 71–77.
- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: A Rajna. In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 55–63.
- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: Az ember. In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 52–53.
- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: Békeünnep. In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 63–69.
- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: Fakó lombon pihen... In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 70.
- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: Jaj! mint az Orkuszbán... In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 54.

- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: Kenyér és bor 1. In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 54–55.
- Szabó, Csaba (2021): Friedrich Hölderlin: Két levél. In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 49–51.
- Szabó, Csaba (2021): Néhány előzetes megjegyzés Hölderlin-versek fordításához (avagy pár szó a nyersműfordításról). In: Tiszatáj 74, Nr. 4, S. 45–48.
- Szabó, Erzsébet (2021): Bernáth Árpád irodalomelméleti koncepciója. In: Bernáth, Árpád/Hárs Endre/Katona, Tünde/Mihály, Csilla/Szabó, Erzsébet/Szabó, Judit (Hg.): Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Árpád Bernáth: Deutlichkeit erlangen mittels Kunstwerke. Studien über Literaturtheorie, die ungarische und deutschsprachige Literatur]. Budapest: Gondolat Kiadó, S. 359–373.
- Szabó, Erzsébet (2021): Bernáth Árpád: Áthelyezett tájak. Heinrich Böll A sebesülés és A peremen című korai töredékeiről. In: Ungarische übersetzt von Szabó Erzsébet. In: Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből. Budapest: Gondolat, S. 284–290.
- Szabó, Erzsébet (2021): Bernáth Árpád: Retorikai műfajelmélet és konstruktivista hermeneutika. In: Ungarische übersetzt von Szabó Erzsébet und Dácz Enikő. In: Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből. Budapest: Gondolat, S. 91–13.
- Szabó, Erzsébet (2021): Einführung in die Gattungstheorie. Epik. Elektronikus tananyag. <https://eta.bibl.u-szeged.hu/id/eprint/5656>
- Szabó, Erzsébet (2021): Einführung in die Gattungstheorie. Lyrik. Elektronikus tananyag. <https://eta.bibl.u-szeged.hu/id/eprint/5649>
- Szabó, Erzsébet (2021): Gattungstheorie. Elektronikus tananyag. <https://eta.bibl.u-szeged.hu/id/eprint/5657>
- Szabó, Erzsébet (2021): Theodor Fontane Effi Briest című regénye a német realista esztétika tükrében. [Theodor Fontanes Roman Effi Briest im Lichte der Ästhetik des Realismus]. In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): Irodalmi beszédmódok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1, S. 58–69.
- Szabó, Erzsébet/Hárs, Endre/Katona, Tünde/Mihály, Csilla/Szabó, Judit (Hg.)(2021): Bernáth, Árpád: Művek által világosan: Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat, 384 S.
- Szabó, Judit (2021): A „véletlen“ fordulat kvázi csodája. Költői igazságosság és narratív magyarázat [Das „zufällige“ Quasi-Wunder. Poetische Gerechtigkeit und narrative Erklärung]. In: Szabó, Judit/Horváth, Márta (Hg.): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, S. 469–481.
- Szabó, Judit (2021): Az inkarnáció motívuma Albert Drach: O, Catilina. Ein Lust- und Schaudertraum című regényében [Das Motiv der Inkarnation in Albert Drachs Roman „O, Catilina“. Ein Lust- und Schaudertraum]. In: Bombitz, Attila/Csúri, Károly (Hg.): Irodalmi beszédmódok és poétikák. Esettanulmányok a német és a magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára [Literarische Verfahrensweisen und Poetiken. Fallstudien zu deutsch- und ungarischsprachigen Literaturen. Zum Geburtstag von Árpád Bernáth] = Filológiai Közlöny 1, S. 154–167.

- Szabó, Judit (2021): Bernáth Árpád: Egy utópikus irodalomtudomány tervezete avagy milyen regényeket írt volna Heinrich Böll, ha Hitler nem kerül hatalomra? [Entwurf einer „utopischen“ Literaturwissenschaft oder Was für Romane hätte Heinrich Böll geschrieben, wäre Hitler nicht an die Macht gekommen?]. In: Ungarische übersetzt von Judit Szabó. In: Hárs, Endre/Szabó, Judit/Katona, Tünde/Mihály, Csilla/Szabó, Erzsébet (Hg.): Bernáth, Árpád: Művek által világosan. Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat Kiadó, S. 339–346.
- Szabó, Judit (2021): Günther C. Höfler: A költői igazságosság mint az irodalmi elváráshorizont alkotórésze (részlet) [Aspekte der poetischen Gerechtigkeit als einer Konstituente des literarischen Erwartungshorizonts]. In: Ungarische übersetzt von Judit Szabó. In: Szabó, Judit/Horváth, Márta (Hg.): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, S. 442–445.
- Szabó, Judit (2021): Morális ítéletek fikcionális kontextusban. Morális dilemma Jórgosz Lánthimosz Egy szent szarvas meggyilkolása című filmjében [Moralisches Urteil im fiktionalen Kontext. Moralisches Dilemma in Yorgos Lanthimos The Killing of a Sacred Deer]. In: Horváth, Márta/Szabó, Judit (Hg.): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet [Literarische Erzählung und moralisches Urteil] (=Irodalom – evolúció – kogníció 2.). Budapest: Ráció Kiadó, S. 46–65.
- Szabó, Judit/Gules, Christiana/Szabó, Judit (2021): Karl Eibl: Az értelmet generáló költői igazságosság [Poetische Gerechtigkeit als Sinn-generator]. In: Ungarische übersetzt von Judit Szabó/ Gules, Christiana. In: Szabó, Judit / Horváth Márta (Hg.): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, S. 416–441.
- Szabó, Judit/Hárs, Endre/Katona, Tünde/Mihály, Csilla/Szabó, Erzsébet (Hg.)(2021): Bernáth Árpád: Művek által világosan. Tanulmányok az irodalomelmélet, a magyar és német irodalom köréből [Durch Werke in klaren Worten: Studien zur Literaturtheorie sowie zur deutschen und ungarischen Literaturgeschichte]. Budapest: Gondolat Kiadó, 384 S.
- Szabó, Judit/Horváth, Márta (2021): Elbeszélés és morális ítélet. Bevezető [Erzählung und moralisches Urteil. Einleitung]. In: Dies. (Hg.): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet [Literarische Erzählung und moralisches Urteil]. Budapest: Ráció Kiadó, S. 7–27.
- Szabó, Judit/Horváth, Márta (2021): Régi toposz új köntösben? A költői igazságosság újabb koncepcióiról [Ein alter Topos im neuen Gewand? Über neue Ansätze der poetischen Gerechtigkeit]. In: Szabó, Judit/Horváth, Márta (Hg.): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, S. 369–381.
- Szabó, Judit/Horváth, Márta (Hg.)(2021): Irodalmi elbeszélés és morális ítélet [Literarische Erzählung und moralisches Urteil] (= Irodalom – evolúció – kogníció 2.). Budapest: Ráció Kiadó, 292 S.
- Szabó, Judit/Horváth, Márta (Hg.)(2021): Költői igazságosság [Die poetische Gerechtigkeit] = Helikon 3, 186 S.
- [Szalai] = Dibó-Borbély, Ágnes/Propst, Eszter/Sárvári, Tünde/Szalai, Tünde (Hg.)(2020): Kulcs a világhoz. Drahot-Szabó Erzsébet köszöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahot-Szabó. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 278 S.

- Szendi, Zoltán (2021): Das Selbstmord-Motiv in den Erzählungen Thomas Manns. In: Bazarakaya, Onur Kemal (Hg.): Exitstrategien. Suizid in der deutschsprachigen Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts. Berlin: Peter Lang, S. 21–35.
- Szendi, Zoltán (2021): Frauengestalten, Frauenrollen aus dem Alten Testament in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: Coşan, Leyla/Öncü, Mehmet Tahir (Hg.): Jüdische Lebenswelten im Diskurs. Berlin: Logos Verlag, S. 57–69.
- Szendi, Zoltán (2021): Querverbindungen, Parallelen und Verzweigungen in der Lyrik der Wendezeit des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Novikova, Svetlana/Potechina, Irina (Hg.): Österreichische Literatur und Kultur im Visier. Festschrift für Alexander W. Belobratow. St. Petersburg: Verlag „Peterburg. XXI Vek“, S. 47–59.
- Szendi, Zoltán (2021): Sorsminiatűrök gesztusmozzanatai Peter Bichsel rövidtörténeteiben. In: Filológiai Közlöny, LVII. évf., 1. Irodalmi beszédmodok és poétikák. Esettanulmányok a német és magyar nyelvű irodalmakból. Bernáth Árpád születésnapjára, S. 136–153.
- Tamássy-Lénárt, Orsolya (2021): Der Tokajer als Motiv der deutschsprachigen Literatur des Königreichs Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Spannungsfeld der deutschen und ungarischen Poesie. In: Kühlmann, Wilhelm/Tüskés, Gábor/Lengyel, Réka/Ludescher, Ladislaus (Hg.): Ungarn als Gegenstand und Problem der fiktionalen Literatur (ca. 1550–2000). Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 257–270.
- Tamássy-Lénárt, Orsolya (2021): Deutschsprachige Hungari im Spannungsfeld unterschiedlicher Nationsauffassungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Kastner, Georg/Roschitz, Markus (Hg.): Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2020/2021. Wien: New Academic Press, S. 61–96.
- Tamássy-Lénárt, Orsolya (2021): Das ungarische Wien. Schriftsteller aus dem Königreich Ungarn in der österreichischen Residenzstadt im 18.–19. Jahrhundert. In: Lengyel, Zsolt K. (Hg.): Ungarn-Jahrbuch : Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, S. 271–290.
- Tamássy-Lénárt, Orsolya (2021): Ungarn im Blickfeld der deutschen Germanistik. Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte und Graf Johann Mailáths erste Versuche mit der Kulturvermittlung. In: Német Filológiai Dolgozatok/Arbeiten zur Deutschen Philologie 32, S. 23–51.
- Tamássy-Lénárt, Orsolya (2021): Zwischen Sprachen und Kulturen. Gaals, Mednyánszkys und Mailáths Wiener und Pester Netzwerke. In: Hannes, Philipp et al.: Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. DiMOS-Füllhorn 5. Regensburg: Universitätsbibliothek Regensburg, S. 388–404.
- Tóth, József (2021): Forschungsüberblick und theoretische Fragen zur Ereignisstruktursemantik. Was sind Ereignisse? In: Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.): *Ereignis* in Sprache, Literatur und Kultur. *Event* in Language, Literature and Culture. Berlin: Peter Lang, S. 81–102.
- Tóth, József (2021): Weisen Deutsch und Ungarisch die gleichen Wortartenkategorien auf? Probleme der Wortartenklassifikation. In: Tóth, József (Hg.): *Értékmentő és értékteremtő humán tudományok*.
- Tóth, József (Hg.)(2021): *Értékmentő és értékteremtő humán tudományok*. Budapest: Akadémiai. https://mersz.hu/hivatkozas/m815eeht_12#m815eeht_12

- Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.)(2021): Ereignis in Sprache, Literatur und Kultur. Event in Language, Literature and Culture. Berlin: Peter Lang. [Vorwort auf S. 5–12]
- [Tóth] = Csátár, Péter/Majoros, Krisztián/Tóth, Máté (2021): Migráció és metafora: A migrációs válság nyelvi képei a magyar online sajtóban. In: Bozzay, Réka/Pete, László (Hg.): Migráció tegnap és ma. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 209–233.
- V. Rada, Roberta (2021): Duale Studiengänge in der Auslandsgermanistik: Chancen und Möglichkeiten. In: Abrashi, Teuta/Tichy, Ellen/Sava, Doris (Hg.): Germanistik in Mittelost- und Südosteuropa: Bildung und Ausbildung für einen polyvalenten Arbeitsmarkt. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 63–75.
- V. Rada, Roberta (2021): Euphemismus. In: Vogel, Friedemann (Hg.): DiskursGlossar. Siegen: Universität, GH Siegen. <https://diskursmonitor.de/glossar/euphemismus/>
- V. Rada, Roberta (2021): Vermittlung berufsbezogenen Wissens im Mediendiskurs. In: Tichy, Ellen/Tesch, Felicitas (Hg): Deutsch in Fach und Beruf. Berlin: Peter Lang, S. 21–35.
- V. Rada, Roberta (2021): Wissensräume aufschließen. In: LINGUISTISCHE TREFFEN IN WROCLAW 19: 1, S. 513–517.
- V. Rada, Roberta/Csátár, Péter/Péteri, Attila (2021): An der Grenze: Perspektiven einer diskurslinguistischen Analyse für den universitären DaF-Unterricht. In: DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE 58: 2, S. 96–108.
- V. Szabó László (2021): Ökoliteratúra: közelítések egy ökológiai szempontú irodalomhoz [Ökoliteratúra: ökologisches Zugänge zur Literatur]. In: Tóth József (Hg.): Értékmentő és értékteremtő humán tudományok. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- V. Szabó, László (2021): „Alle lebten von Fluchtgedanken“. Gedächtnis und Identität in Herta Müllers *Herztier*. In: Eruditio – Educatio 16, H. 3, S. 76–87.
- V. Szabó, László (2021): „Ich war als Neurotiker erkannt...“. Krankheit, Leiden und Schmerz bei Hermann Hesse. In: Anafora (Osijek) 8, H. 2, S. 293–309.
- V. Szabó, László (2021): Interkulturalität in der deutschsprachigen Literatur: vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Veszprém (Digitales Unterrichtsmaterial). 135 S.
- V. Szabó, László (2021): Ökonomische und ökologische (Katastrophen-)Ereignisse in Friedrich Spielhagens *Sturmflut*. In: Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.): *Ereignis in Sprache, Literatur und Kultur – Event in Language, Literature and Culture*. Berlin: Peter Lang, S. 211–222.
- Varga, Éva/Soproni, Zsuzsa/Kohlmann, Ágnes (2021): Grammatik 1. Pécs: META, 182 S. Überarbeitete und erweiterte Ausgabe.
- Varga, Éva/Soproni, Zsuzsa/Kohlmann, Ágnes (2021): Grammatik 2. Pécs: META, 182 S.
- Varga, Orsolya (2021): Vertalen en ambiguïteit. In: FILOGI, 2 (1). Paper Filogi. 2021. 2. 1757.
- Varga, Orsolya (übersetzung) (2021): Casper Vandeputte: Sweet sixteen. (drama). Amsterdam: De Toneelmakerij.
- Varga, Orsolya (überzetsung) (2021): Marloes Morshuis: Radovár arnyai. Budapest: Pagony.
- Vaskó, Ildikó (2021): Kulturmote og interkulturell kompetanse. In: Dreve, Roxana-Ema/Duinea, Raluca-Daniela/Pop, Raluca/Th. Øverland, Fartein (Hg.): A Lifetime Dedicated to Norwegian Language and Literature: Papers in Honour of Professor Sanda Tomescu Baciu. Cluj-Napoca, Románia: Presa Universitară Clujeană, S. 303–308.

- Vaskó, Ildikó (2021): The meta-pragmatic role of discourse markers, the case of “hiszen”. In: 17th International Pragmatics Conference: Abstracts. Winterthur, Svájc: International Pragmatics Association. S. 1443.
- [Vaskó] = Kovács, Nikolett/Vaskó, Ildikó (2020): The Telltale Sentence Structure. In: *Filogi 2*.
- Zsigmond, Anikó (2021): Heimat- und Identitätskonstruktionen als Manifestationen des Interkulturellen in Wladimir Kaminers Russendisko und dessen Verfilmung. In: Tóth, József/V. Szabó, László (Hg.): *Ereignis in Sprache, Literatur und Kultur – Event in Language, Literature and Culture*. Berlin: Peter Lang, S. 245–253.

Autoren

Dr. Csobó, Péter György

Institut für Geschichtswissenschaft und Philosophie
Universität Nyíregyháza
H-4401 Nyíregyháza, Sóstói út 31b.
csobopgy@gmail.com

Dr. habil. Hammer, Erika (Universitätsassistentin)

Institut für Germanistik
Universität Pécs
H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6.
hammer.erika@pte.hu

Dr. Kemény-Gombkötő, Krisztina (Oberassistentin)

Institut für Germanistik
Universität Pécs
H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6.
kemeny.krisztina@pte.hu

Dr. habil. Király, Edit (Universitätsdozentin)

Lehrstuhl für Literatur und Kultur
Germanistisches Institut
Eötvös-Loránd-Universität (ELTE)
H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.
kiraly.edit@btk.elte.hu

László-Sárközi, Gyopárka (Doktorandin)

Graduiertenkolleg Linguistik (DE)
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Institut für Germanistik
Universität Debrecen
H-4002 Debrecen, Pf. 400.
sarkozigyopi@gmail.com

Dr. Lindner, Henriett (PhD)

Post an die Redaktion
henriettlindner@gmail.com

Prof. Dr. Masát, András (Professor emeritus)

Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen
Germanistisches Institut
Eötvös-Loránd-Universität (ELTE)
H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.
masat.andras@gmail.com

Prof. Dr. Orosz, Magdolna (Professor emerita)

Germanistisches Institut
Eötvös-Loránd-Universität (ELTE)
H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.
magdolna.orosz@gmail.com
orosz.magdolna@btk.elte.hu

Perić, Nikoleta (Doktorandin)

Promotionskolleg Literatur- und Kulturwissenschaft
Institut für Germanistik
Universität Debrecen
H-4002 Debrecen, Pf. 400.
nikoletaperic14@gmail.com

Dr. habil. Sata, Lehel (Universitätsdozent)

Institut für Germanistik
Universität Debrecen
H-4002 Debrecen, Pf. 400.
sata.lehel@arts.unideb.hu

Dr. Tamássy-Lénárt, Orsolya (Universitätsdozentin)

Lehrstuhl für Kulturwissenschaften
Andrássy Universität Budapest
H-1088 Budapest, Pollack Mihály tér 3.
orsolya.lenart@andrassyuni.hu

Tóth, Gyula (Doktorand)

Institut für Germanistik
Universität Szeged
H-6722 Szeged, Egyetem u. 2.
tgyula9507@gmail.com

Vörös, Fábrián (Doktorand)

Doktoratsschule für philosophische Wissenschaften – Programm Ästhetik
Geisteswissenschaftliche Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität
1088 Budapest, Múzeum krt. 4/i. I. em. 121.
vorosf@protonmail.com